

Wahrnehmungsgeographische Studien

Herausgeber

Rainer Krüger / Jürgen Hasse

Schriftleitung

Rainer Danielzyk

Wahrnehmungsgeographische Studien

Die bisherige Reihe „Wahrnehmungsgeographische Studien zur Regionalentwicklung“ wird als „Wahrnehmungsgeographische Studien“ weitergeführt. Signalisiert werden soll damit zum einen eine größere Offenheit gegenüber unterschiedlichen wissenschaftlichen Ansätzen, für die sich die Schriftenreihe als Forum der humanwissenschaftlichen Diskussion komplexer Mensch-Umwelt-Beziehungen anbietet. Zum anderen wird eine klare Profilierung angestrebt: die Subjektivität im Wahrnehmungsprozeß soll als Gegenstand der wissenschaftlichen Reflexion aufgewertet werden. In den Mittelpunkt rücken Wege der Welterschließung als geistige Erkenntnis *und* sinnliche Begegnung, die die Gesellschaftswissenschaften in ihrem mainstream vernachlässigen.

Die in der Reihe erscheinenden Arbeiten haben ihren theoretischen Ort in der Humangeographie und an deren transdisziplinären Rändern. Mit der programmatischen Aufmerksamkeit für das rational gestaltende *und* emotional erlebende Subjekt verbinden sich theoretische Präferenzen: wissenschaftstheoretisch für den Theorienpluralismus und forschungsmethodisch für das hermeneutische Paradigma. Die Reihe ist für theorieorientierte, empirische, anwendungs- und planungsbezogene Arbeiten offen.

Herausgeber und Schriftleitung

Band 23

Werner Bischoff

Nicht-visuelle Dimensionen des Städtischen

Olfaktorische Wahrnehmung in Frankfurt am Main,
dargestellt an zwei Einzelstudien zum Frankfurter
Westend und Ostend



BIS-Verlag der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg

Fotos: Werner Bischoff

BIS-Verlag, Oldenburg, 2007

Verlag / Druck / Vertrieb

BIS-Verlag

der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg

Postfach 25 41

26015 Oldenburg

Tel.: 0441/798 2261, Telefax: 0441/798 4040

E-mail: bisverlag@uni-oldenburg.de

Internet: www.ibit.uni-oldenburg.de

ISBN 978-3-8142-2073-4

Inhalt

Verzeichnis der Abbildungen	11
Verzeichnis der Karten	12
Vorwort	13
Einleitung	15
1 Horizonte geographischer Geruchsforschung	31
1.1 Zur Geringschätzung des Riechens – Überlegungen zum Visualitätsparadigma	33
1.2 Olfaktorische Stadtwahrnehmung in der Geographie?	40
1.3 Von der Verengung des Raumbegriffs	42
1.4 Multisensual geographies	47
1.4.1 Landscapes of the mind	47
1.4.2 „Smellscapes“	50
1.4.3 Sensuous geographies	56
1.5 Die französische „géographie des odeurs“	62
1.5.1 Zum Programm der „géographie des odeurs“	65
1.5.2 Der Geruch eines Ortes	67
2 Stadtluft als Bedrohung – Belästigung durch Gerüche	69
2.1 Stadtluft als Bedrohung	69
2.1.1 Bedrohung durch eine ungesunde Umgebung – von der Sensibilisierung des Geruchssinns	72
2.2 Bedrohung durch falsche Lebensführung – zur Durchsetzung bürgerlicher Moral	77
2.2.1 Hygiene und städtebauliche Maßnahmen	77
2.2.2 Hygienische Stadtplanung in Frankfurt am Main – der Aufbau eines Kanalisationsnetzes	86
2.3 Geruch und soziale Zuschreibung	90
2.4 Geruchsbelästigung in modernen Großstädten	95

2.4.1	Zum Begriff der Geruchsbelästigung	98
2.4.2	Die einseitige Diskussion über die städtischen Gerüche	102
2.5	Desodorierung und Reodorierung des Stadtraums	106
2.5.1	Von der Umleitung und Umlenkung der städtischen Gerüche	107
2.6	Inszenierungen der Luft	112
	Olfaktorische Gestaltung der Waren- und Arbeitswelt	113
3	Wahrnehmung als leibliches Spüren	117
3.1	Wahrnehmungsschleusen und Eindrücke	118
3.2	Synästhesien und synästhetische Charaktere	122
3.3	Das Spüren in leiblicher Dynamik	125
3.4	Gesellschaftliche Charaktere	128
3.5	Leibliche Kommunikation und Bewegungssuggestionen	131
3.6	Intentionale Wahrnehmung und nicht-objektbezogenes Spüren	135
4	Dimensionen des Olfaktorischen	139
4.1	Gerüche zwischen Materialität und Immaterialität	140
4.2	Riechen in Nähe und Distanz	142
4.3	Von Gegebenheits- und Gegenstandsgerüchen	145
4.4	Der Geruchssinn als leibnaher Sinn	147
	Exkurs: Das Ein- und Ausatmen	149
4.5	Die Erinnerung als olfaktorische Dimension?	151
4.6	Der atmosphärische Geruch und der Raum	154
5	Wahrnehmung von Atmosphären	157
5.1	Annäherungen	158
5.2	Der gelebte Raum und die Atmosphäre	163
5.3	Zur Differenz von Stimmung und Atmosphäre	170

6	Methodische Vorgehensweise für die Untersuchung der nicht-visuellen Dimensionen des Städtischen im Frankfurter Ostend und Westend	179
6.1	Voruntersuchung	181
6.2	Facetten der medialen Aufbereitung einer Stadtteilhistorie	182
6.3	Kartierung	185
6.4	Vorbereitung und Durchführung der narrativen Interviews	186
6.5	Datenauswertung mittels qualitativer Inhaltsanalyse	188
7	Zur medialen Darstellung des Frankfurter Ostends und Westends	191
7.1	Zur Auswahl und Abgrenzung der untersuchten Stadtteile	192
7.2	Frankfurter Stadterweiterung im 19. Jahrhundert	193
7.3	Das Frankfurter Ostend – ein Stadtteil im Wandel	193
7.3.1	Das Ostend – ein jüdisches Viertel?	196
7.3.2	Das Ostend als Gewerbestandort	200
7.4	Das Frankfurter Westend – zwischen Repräsentationsbedürfnis und Wohnraumzweckentfremdung	206
7.4.1	Das Frankfurter Westend als städtisches Gartenvorland	208
7.5	Das Westend als großbürgerliches Wohnviertel	210
7.5.1	Das Westend als City-Ergänzungsgebiet	213
7.5.2	Wohnraumzweckentfremdung im Westend	214
7.6	Vorwissen der Untersuchungspersonen über das Ostend	219
7.7	Vorwissen der Untersuchungspersonen über das Westend	221
8	Nicht-visuelle Dimensionen des Städtischen. Olfaktorische Wahrnehmung im Frankfurter Ostend und Westend	225
8.1	Geruchskomplexe im Westend und Ostend	233
8.1.1	Auto- und Abgasgerüche	233
8.1.2	Naturgerüche	236

8.1.3	Frische	240
8.1.4	Kosmetik- und Hygienegerüche	247
8.1.5	Abfall- und Müllgerüche	261
8.1.6	Essens- und Gastronomiegerüche	266
8.1.7	Grund- und Stadtgeruch	271
8.2	Olfaktorisch imprägnierte Atmosphären im Westend und Ostend	274
8.2.1	U-Bahnstation Westend	274
8.2.2	Ruhe und Idylle am Kettenhofweg	279
8.2.3	S-Bahnstation Ostendstraße	282
8.2.4	An der Zoomauer in der Waldschmidtstraße	284
9	Olfaktorische Stadträume. Dimensionen geographischer Forschung zum Geruch	291
	Literatur	313
	Karten	332
	Anhang	333

Verzeichnis der Abbildungen

Abb. 1: Inszenierte Entlüftung – die Produktion eines „Umkehrraums“	68
Abb. 2: Raum der Enge – die Frankfurter „Bankenklamm“	133
Abb. 3: Übersicht über die geführten narrativen Interviews	179
Abb. 4: Streckenverlauf der Begehungsrouten	226
Abb. 5: Übersicht über die vier Begehungsrouten	227
Abb. 6: Auflistung der olfaktorischen Eindrücke in den Stadtteilen	228
Abb. 7: Benennungen von städtischen Naturgerüchen	236
Abb. 8: Fassade mit Werbetafeln	258
Abb. 9: Mendelssohnstraße Ecke Kettenhofweg	280
Abb.10: An der Zoomauer – Blick durch die Waldschmidtstraße nach Westen	285

Verzeichnis der Karten

Die Nummerierungsnachweise der in den Karten 1 bis 9 eingezeichneten olfaktorischen Eindrücke befinden sich auf den Seiten 228 bis 232.

Karte 1: Kartierung der Begehungsrouten *Ostend I* (Abschnitt *a*)

Karte 2: Kartierung der Begehungsrouten *Ostend I* (Abschnitt *b*)

Karte 3: Kartierung der Begehungsrouten *Ostend II* (Abschnitt *a*)

Karte 4: Kartierung der Begehungsrouten *Ostend II* (Abschnitt *b*)

Karte 5: Kartierung der Begehungsrouten *Ostend II* (Abschnitt *c*)

Karte 6: Kartierung der Begehungsrouten *Westend I* (Abschnitt *a*)

Karte 7: Kartierung der Begehungsrouten *Westend I* (Abschnitt *b*)

Karte 8: Kartierung der Begehungsrouten *Westend II* (Abschnitt *a*)

Karte 9: Kartierung der Begehungsrouten *Westend II* (Abschnitt *b*)

Vorwort

Die vorliegende Abhandlung ist Ergebnis meiner Suche nach den nicht-visuellen Dimensionen des Städtischen. Wie es für ein flüchtiges Phänomen wie den Geruch nicht anders zu erwarten war, hat die Arbeit ein akribisches Fragen nach den unterschiedlichsten Eindrücken provoziert, die sich manchmal schon im nächsten Augenblick zu Verabschieden drohten. Letztendlich habe ich mich dafür entschieden, die olfaktorischen Eindrücke der Stadt mit den Mitteln der Sprache dingfest zu machen. Die Arbeit ist eine gekürzte Fassung meiner Dissertation, die ich 2005 im Fachbereich Geowissenschaften/Geographie in Frankfurt am Main abgeschlossen habe. Für einen intensiveren Einblick in die Arbeit verweise ich auf die elektronische Publikation.¹

Zuallererst danke ich den Betreuern meiner Dissertation, Prof. Dr. Jürgen Hasse und PD Dr. Justin Winkler, die mich auch mit vielen Anregungen unterstützt haben.

Darüber hinaus schulde ich den Menschen Dank, die mir als Interviewte zur Verfügung standen oder auf andere Weise zum Gelingen beigetragen haben.

Mein ganz besonderer Dank gilt Maren Hullen und meiner Frau Yvonne Büter, ohne deren Hilfe die Arbeit nicht konsequent hätte zu Ende geführt werden können. Für anregende Diskussionen, ungewöhnliche, pragmatische und zuweilen blitzartige Hilfe danke ich Prof. Dr. Vera Denzer, Valerie Hullen-Missalek, Volker Marx, Thomas Sommerfeld, Almut Stolte und Simone Straub.

Herrn Prof. Dr. Rainer Krüger danke ich, dass er als Herausgeber die Arbeit in die Reihe der Wahrnehmungsgeographischen Studien aufgenommen hat.

Zuletzt bedanke ich mich herzlich bei meinen Eltern und meinen Brüdern, die mich auf meinem wissenschaftlichen Weg stets ermutigt haben.

Werner Bischoff

Frankfurt am Main, im November 2007

¹ Vgl. Bischoff, W. 2005.

Einleitung

„Beschämt gestehe ich mein Faible für den Geruch der schweren Luftströme in den Metros ein, die selbst dann mir noch ein Gefühl von Urbanität vermitteln, wenn sie unvermutet und unvermittelt einem Luftschacht auf dem Gehsteig entströmen.“²

Die Frage nach den nicht-visuellen Dimensionen der Stadt schickt den Forschenden auf einen verzweigten Weg, der sich zunächst in zwei Richtungen gabelt. Zum einen beschreibt die nicht-visuelle Sphäre des Städtischen eine alltägliche Erlebnisdimension der Stadtbevölkerung, die in besonderer Weise über verschiedene Sinneseindrücke zudringlich wird. Zum anderen wird die nicht-visuelle Sphäre über die Art zudringlich, wie über sie und über die in ihr auftretenden Reize, Gefahren, Sehenswürdigkeiten, Merkwürdigkeiten, Eigenarten, Menschen und Architekturen gesprochen und in Publikationen berichtet wird. Die Stadt konstituiert sich sowohl über ihren funktionalen, sozialen und kommunikativen Charakter als auch über eine emotionale Dimension oder wie Gernot Böhme umreißt:

„Irgendwie spürt man, daß³ neben Raumordnung und Verkehr, neben Funktionsteilung und Organisation da noch etwas anderes sein muß.“⁴

Dieses *Andere* erkennt Böhme in der Atmosphäre⁵ einer Stadt, die umgangssprachlich, literarisch, aber auch in Werbekampagnen zu ihrer Vermarktung immer wieder bemüht und unter dem Begriff *Image* als weicher Standortfaktor subsumiert wird. Das *Image* einer Stadt ist sozusagen ihre „Schokoladenseite“, die zur kommerziellen Standortvermarktung nach außen gekehrt wird. Die *Atmosphäre* einer Stadt hingegen umreißt etwas für sie Charakte-

2 Sturm, H. 1990: 31.

3 Die Arbeit folgt der neuen deutschen Rechtschreibung, wobei Zitate in Originalschreibweise wiedergegeben werden.

4 Böhme, G. 1998a: 151.

5 Hier ist keine Atmosphäre gemeint, die den Erdball als Gashölle umgibt, sondern eine die auf die phänomenologische Wahrnehmungs- und Raumtheorie zurückgeht.

ristisches, das sich aus dem Leben innerhalb der Stadt herleitet und eigentümlich dafür ist.

„[...] zu einer bewohnbaren Umwelt kann [...] das Klima, die Sicherheit der Straßen, die optische Schönheit und selbst die vorhandenen wirtschaftlichen Möglichkeiten gehören. Darüber hinaus assoziieren wir mit bestimmten Städten ihr Ambiente oder ihre Atmosphäre, das Gefühl, das wir ihnen gegenüber empfinden. Paris ist verlockend, London gelassen, New York frenetisch, Dublin freundlich. Als Reisender oder Bewohner empfinden wir ihre Stimmungen.“⁶

Diese Atmosphäre erschließt sich nur über die sinnliche Teilnahme am städtischen Leben. *Image* und *Atmosphäre* überschneiden und treffen sich an dem Punkt, wo jeder Bewohner⁷ durch seinen Lebensalltag an dem Bild seiner Stadt unmittelbar mitgestaltet und dieses in ein vermarktungsfähiges Stadtimage von Seiten der Standortstrategen⁸ integriert wird. Die Atmosphäre einer Stadt kann unmittelbar zum Faktor eines Imagebildungsprozesses werden. Doch was genau ist eigentlich die Atmosphäre einer Stadt, über die man sagt, sie stelle das Charakteristische des städtischen Lebens dar? Die Atmosphäre ist etwas,

„das man spüren muß, um zu verstehen, worum es in solchen Reden eigentlich geht. Die Atmosphäre einer Stadt ist eben die Art und Weise, wie sich das Leben in ihr vollzieht.“⁹

Die Atmosphäre kann nur im Spüren erfasst werden, und das bringt uns an den Ausgangspunkt zurück, dass nämlich die Stadt über alle Sinneseindrücke zudringlich wird – aber auch durch die Art, wie eben über die unterschiedlichen Sinneseindrücke und den Gegenstand *Stadt* gesprochen wird. Stadt und das für sie als charakteristisch Wahrgenommene werden gleichzeitig gespürt und kommunikativ konstruiert, da wir „in unseren Wahrnehmungen durch das Wissen beeinflusst werden, das wir über den Ruf einer Stadt in ihrer Geschichte besitzen.“¹⁰ Das Sprechen über die Stadt ist ein ständiges

6 Ittelson, W. H./Proshansky, H. M./Rivlin, L. G./Winkel, G. H. 1977: 380.

7 Obgleich in der vorliegenden Arbeit ausschließlich die männliche Form benutzt wird, sind die weiblichen Personen selbstverständlich eingeschlossen.

8 Standortstrategen können Stadtplanungsämter oder privatwirtschaftliche Unternehmen wie Maklerverbände, überregional tätige Wirtschaftsverbände etc. sein.

9 Böhme, G. 1998a: 154.

10 Ittelson, W. H./Proshansky, H. M./Rivlin, L. G./Winkel, G. H. 1977: 380.

Wechselspiel zwischen dem, was wir mit unseren Sinnen wahrnehmen und dem, was sich uns kognitiv als Städtisches erschließt. Im Sprechen über die Stadt beziehen wir uns jedoch aufgrund eines zumindest in westlichen Industrienationen vorherrschenden Visualitätsparadigmas (vgl. Kap. 1.1) häufig nur auf das, was wir *sehen*. Von diesem zentralen Problem ausgehend lassen sich für die Analyse des olfaktorischen Stadtraums drei wesentliche Prämissen formulieren:

1. Die Eigenart des städtischen Orts erschöpft sich nicht in der Analyse der visuellen Gestalt der Stadt. Die sich visuell präsentierende Stadt korreliert zugleich mit einer akustischen, olfaktorischen, taktilen und gustatorischen Dimension.
2. Abgesehen von Schilderungen in der belletristischen Literatur¹¹, werden nur wenige Städte und Orte im Zusammenhang mit Geruchswahrnehmung beschrieben. Die theoretischen und empirischen Erörterungen dieser Arbeit sollen daher zur Versprachlichung von Gerüchen und zur Verdeutlichung deren affektiver Tönung beitragen. Zu diesem Zweck soll die genuine Erlebnisqualität der Geruchswahrnehmung im Kontext mit Raumwahrnehmungsprozessen in den Fokus geographischen Interesses gerückt werden.
3. Obgleich die städtischen Gerüche einem anhaltenden Bedeutungswandel unterliegen, ist die Beschreibung des Geruchs in der modernen Stadt nicht entbehrlich, denn durch den Geruch äußert sich eine emotionale und symbolische Verbundenheit des modernen Menschen mit seinem städtischen Umfeld. Zur zentralen Forschungsfrage wird daher, welchen Eindruck vom umgebenden städtischen Raum der Geruch und die gefühlte städtische Atmosphäre im Verbund mit den anderen Sinnen beim Wahrnehmenden hervorruft.

Diese Arbeit handelt vorrangig davon, *was* und *wie* innerhalb der Stadt gerochen wird und wie sich aus dieser nicht-visuellen Wahrnehmung ein atmosphärischer Eindruck von der Stadt ergibt. Zu diesem Zweck werden das Frankfurter Ostend und Westend als Untersuchungsräume herangezogen. Die Wahl fiel auf diese Stadtteile, da beide im frühen 19. Jahrhundert entstanden sind und sich trotz eines ähnlichen historischen Hintergrunds ganz unterschiedlich entwickelt haben. Während das Ostend ein durch Industrialisierung geprägter Stadtteil ist, verdankt das Westend seinen Ruf als gehobe-

11 Siehe den populären und mittlerweile verfilmten Roman von Süskind, P. 1986.

nes Wohngebiet nicht nur einer repräsentativen Bebauung, sondern auch einer geringen Anzahl geruchsemitterender Betriebe. Die Stadt Frankfurt präsentiert sich in beiden Stadtteilen olfaktorisch; infolge der unterschiedlichen Entwicklung und aktuellen Nutzung kann aber angenommen werden, dass sich beide andersartige Facetten des Städtischen gerade mittels ihrer olfaktorischen Erscheinung offenbaren.

Die Einbeziehung der Kategorie Geruch in die Diskussion um das Städtische macht Raumqualitäten sinnlich erlebbar. Diese haben Einfluss auf den Stadtnutzer. Gegenüber den visuellen Analysen zur Stadt, wie der Frage nach der Stadtgestaltung und imagestiftenden Wirkung von architektonischen Großprojekten, führt die olfaktorische Wahrnehmungsdimension allgemein eher ein „Schattendasein“ in der wissenschaftlichen und besonders in der geographischen Forschungslandschaft. In den Themenkanon der Geographie hat der Geruch bisher erst verhalten Eingang gefunden, obwohl vehemente Verweise auf die Wichtigkeit der Geruchsdimension zu finden sind.¹² Dieses Desiderat macht sich in dem Mangel an wissenschaftlichen Stadt- und Ortsbeschreibungen bemerkbar, die auf die olfaktorische Wahrnehmung Bezug nehmen. Gleichzeitig motivierte mich eben dieser Mangel, die Lücke innerhalb der Stadtforschung eingehender zu inspizieren. Es scheint, als wäre der olfaktorische Zugang ausgeblendet, als könne der Mensch nicht riechen. Wenzel Jakob weist jedoch darauf hin, dass „jeder Raum, ob Innen- oder Außenraum, [...] einen spezifischen Geruch“¹³ hat. Die Erwähnung von Geruchskulturen des Städtischen beschränken sich oftmals auf besondere Orte, wie beispielsweise Gärten, Grünanlagen oder im negativen Fall auf die Ausdünstungen von Produktionseinrichtungen, sanitären und abfallentsorgenden Einrichtungen. Untersuchungen zu städtischen Gerüchen basieren häufig allein auf der Frage nach den wahrgenommenen Geruchsbelästigungen¹⁴ –

12 Bereits 1929 hat der Geograph Johannes Gabriel Granö eine Arbeit vorgelegt, welche die Berücksichtigung der geruchlichen Dimension für die geographische Raum- und Landschaftsanalyse nachdrücklich einfordert. Granös ganzheitlicher Ansatz ist zwar in der Geographie nicht folgenlos geblieben, hat aber bis heute nicht zu einer Aufarbeitung der olfaktorischen Dimension geführt. In jüngster Zeit weisen der Geograph Tilman Rhode-Jüchtern und der Ethnologe Thomas Hengartner auf einen Mangel an olfaktorischen Raum- und Stadtanalysen hin (vgl. Granö, J. G. 1929; vgl. Rhode-Jüchtern, T. 1995: 143; vgl. Rhode-Jüchtern, T. 1996: 135; vgl. Hengartner, T. 1999: 20).

13 Jacob, W. 1995: 8.

14 Vgl. Kommission Reinhaltung der Luft 1998.

ein Ansatz, der den Geruchssinn einzig auf seine Funktion als Indikator und Sensor für Umweltverschmutzungen reduziert.

Unabhängig von naturwissenschaftlich analysierten Geruchsschwellen, -intensitäten und -einwirkungszeiten bleibt fraglich, warum „schlechte Gerüche“ auch in historischen Abhandlungen im Vordergrund stehen. Es kann allgemein davon ausgegangen werden, dass sich das Profil der in Städten anzutreffenden Gerüche mit dem Wandel der Lebensgewohnheiten ebenfalls stark verändert hat, was beispielsweise das Verschwinden des Geruchs von Pferdeäpfeln zugunsten des Abgasgeruchs fossiler Brennstoffe verdeutlicht. Im Spätmittelalter sah man schlechte Gerüche als Erklärung für das Aufkommen epidemischer Krankheiten und Seuchen an, was „eine fast schlagartige Veränderung in der Bewertung und Funktion der Gerüche ergab“¹⁵. Im Laufe der Zeit bildeten sich immer wieder wechselnde Geruchs- und Geschmackspräferenzen aus¹⁶, deshalb sind Gerüche weder *a priori* gut noch schlecht. Diese Geruchsbewertungen haben ihre Berechtigung ausschließlich innerhalb eines bestimmten gesellschaftlichen und kommunikativen Kontextes, der sich sowohl durch die individuelle Beziehung zum Geruch als auch durch hegemonial vermittelte Geschmacks- und Geruchspräferenzen und deren gesellschaftliche Konnotation herstellt. Eine Analyse des Geruchs und des städtischen Geruchsraums realisiert sich demnach stets auch als eine Analyse des Bedingungskontextes.

Dass sich im olfaktorischen Wahrnehmen auch kulturelle Umgangsformen maßgeblich bemerkbar machen, legt folgende Schilderung einer Duftinszenierung dar.

„Der Orient liebte den Duft schon sehr früh vorzüglich als ein Mittel zur Steigerung einer kultivierten Atmosphäre. Vom Orient her kam der Duftluxus nach Spanien und wurde dort heimisch. Zur Zeit der Abbadidenherrschaft war Sevilla im Gegensatz zu den asketischen Städten der Christenheit eine Stadt voll Lebenslust und feinsten Düfte. Hier ging man in der Verschwendung der Duftstoffe einmal sogar so weit, daß man der Lieblingsfrau des angesehenen Abbadidenfürsten Muchtamid zuliebe, als diese wie die einfachen Frauen aus dem Volke barfuß zu gehen wünschte, duftende Kräuter zerrieb, auf dem Boden

15 [Http://www.quarks.de/duefte/06.htm](http://www.quarks.de/duefte/06.htm) (18.04.2002).

16 Außerhalb Europas sind es entsprechend andere Geruchspräferenzen (vgl. Beer, B. 2000).

*des Palastes ausstreute und Rosenwasser darauf gießen ließ, worauf die vornehmen Damen mit Vergnügen in der schlammigen Masse von Myrrhe, Weihrauch, Zimt, Ambra und Moschus wateten.*¹⁷

Im Gegensatz zu dieser Schilderung muten unsere modernen Städte geradezu „verkommen“ an, scheinen sich doch die Geruchskulturen nur auf wenige ausgewiesene Orte und dort vorrangig auf den Gestank und Übelgeruch zu beschränken. Ergänzend zu dem Hang, alle Gerüche in den modernen Städten zu eliminieren¹⁸, führt Bernd Busch im Hinblick auf das scheinbare Abnehmen vielfältiger Geruchslandschaften an, dass sich die Beschaffenheit der Gerüche verändert hat, denn

*„die hochindustrialisierte, urbane Welt hat ihre eigenen olfaktorischen Besonderheiten hervorgebracht, die auch ganz neue Wahrnehmungsqualitäten und Unterscheidungsfähigkeiten erfordert. So läßt sich der Erfolg gesellschaftlicher Geruchshygiene nicht unbedingt daran bemessen, daß die Zahl störender Wahrnehmungsreize abgenommen hätte – viel eher ließe sich eine Verlagerung der Aufmerksamkeit feststellen“*¹⁹.

Entsprechend wäre also nicht nur von einer Absicht zu sprechen, städtische Gerüche zu eliminieren, sondern vielmehr von einem qualitativen Wandel der städtischen Geruchslandschaft. In den modernen Städten tauchen *nicht* einfach *weniger*, es tauchen grundsätzlich *andere* Gerüche auf. Die moderne olfaktorische Stadt präsentiert sich für das wahrnehmende Subjekt entweder in Bezug auf störende Produktionsabgase immer unmerklicher oder durch das Aufkommen vielfältiger *Raumsprays* beziehungsweise -parfüms geradezu „orgiastisch“ als parfümierte Umwelt.

Gerade weil die städtischen Gerüche einem anhaltenden Bedeutungswandel unterliegen, ist ihre Beschreibung in der modernen Stadt unentbehrlich, denn

17 Reineking von Bock, G. 1976: 52. Die Autorin verweist an dieser Stelle auf: Reinhardt, K. o. J. (Literaturangabe nach Reineking von Bock). Alle in der vorliegenden Arbeit mit dem Hinweis Literaturangabe nach ... versehenen Publikationen werden nur in der Kurzform nachgewiesen und sind nicht im Literaturverzeichnis aufgenommen. Genauere Angaben zu diesen Publikationen befinden sich in den jeweiligen Literaturverzeichnissen der angegebenen Arbeiten, z. B. ist ein ausführlicher Hinweis auf die Quelle Reinhardt, K. im Literaturverzeichnis von Reineking von Bock, G. aufzufinden.

18 Vgl. Crunelle, M. 1995: 174.

19 Busch, B. 1995: 12.

im Riechen äußert sich eine besondere emotionale und symbolische Verbundenheit des modernen Menschen mit seinem städtischen Umfeld.

Die Stadt muss als Zeichenlandschaft²⁰ mit sichtbaren und unsichtbaren Elementen aufgefasst werden, ohne dass die unsichtbaren Elemente im Sinne „ideeller Erscheinungen“²¹ (vgl. Kap. 1) als Projektion oder Verzerrung durch die Innerlichkeit des Wahrnehmenden begriffen werden. Die Stadt ist gleichermaßen durch die Materialität ihrer Architektur, das Leben ihrer Stadtbewohner sowie in ihrer immateriellen, olfaktorischen Erscheinung lesbar. Obgleich der Semiologe Roland Barthes darauf in seiner Beschreibung einer „Lektüre der Stadt“ nicht explizit abhebt, können Gerüche als immaterielle und zugleich lesbare Zeichen verstanden werden.

„Der moderne Mensch, der Stadtmensch, liest ununterbrochen: er liest zunächst und hauptsächlich Bilder, Gesten, Verhaltensweisen: dieses Auto unterrichtet mich über den gesellschaftlichen Status seines Besitzers, dieses Kleidungsstück unterrichtet mich genauestens über das Maß an Konformismus oder Extravaganz seines Trägers, dieser Aperitif (Whisky, Pernod oder Weißwein-Cassis) über den Lebensstil meines Gastgebers. Selbst wenn es sich um einen geschriebenen Text handelt, werden wir ständig aufgefordert, eine zweite Nachricht zwischen den Zeilen der ersten herauszulesen: Lese ich etwa die Schlagzeile: Paul VI. hat Angst, so heißt das auch: Wenn Sie weiterlesen, erfahren Sie warum.“²²

Das Lesen einer Stadtlandschaft ist nicht als Entziffern einer zunächst unbekannt und verborgenen Botschaft zwischen den Zeilen zu verstehen. Das wahrnehmende Subjekt ist bereits in seinem *In-der-Welt-Sein* von einem kontextuellen Vorwissen geprägt und dadurch zu einer Wahrnehmungsweise angehalten, die eine spezifische Sprechweise nach sich zieht. Dieser bereits unabhängig vom Wahrnehmenden bestehende Kontext strukturiert und organisiert, was die Aufmerksamkeit bei einer Lektüre lenkt und welches Textverständnis zugrunde gelegt werden muss, um die Botschaft dem jeweiligen gesellschaftlichen Kontext entsprechend entziffern zu können. Eine hegemoniale Sprechweise regelt in erheblichem Maße nicht nur *wie* der umgebende

20 Vgl. Barthes, R. 1988: 165. Die Stadt ist sozusagen auch eine Landschaft der Lektüre.

21 Spitzer, H. 1991: 37. Spitzer fasst hierunter derart heterogene Erscheinungen, wie alle nicht-visuellen Phänomene, ebenso wie innerliche Stimmungen, zusammen.

22 Barthes, R. 1988: 165 (Herv. i. Orig.).

Raum und *was* in ihm wahrgenommen, sondern auch *wie* über die Stadtlandschaft gesprochen wird. Die Sprechweise über die Dinge und menschlichen Umgebungen setzt Bedeutungen und sie wird damit für den Menschen bedeutsam, weil er die kommunikativ gesetzten Bedeutungen auf sich sinnvoll beziehen kann. Solche Kontextbezüge, die sich in der Sprechweise der Individuen sedimentieren, werden in dieser Arbeit als Strukturen begriffen, die beispielsweise durch die thematische Verknüpfung von *Materialität* und *Sichtbarkeit* (vgl. Kap. 1) regeln, welches Wahrnehmungsverständnis innerhalb einer Fachdisziplin oder auch im Alltagsverständnis grundsätzlich präferiert wird. Darüber hinaus kann strukturtheoretisch erfasst werden, wie Sprechweisen und Umgangsweisen die individuelle Wahrnehmung prägen beziehungsweise bestimmte Bedeutungszuweisungen erst generieren. Das heißt, die Abhängigkeit der Wahrnehmungsfähigkeit des Subjekts von der kontextuellen Sprechweise wird zum einen erst produziert, zum anderen jedoch durch Rechtsnormen, Wertesysteme, geographische Axiome, Berichterstattungen etc. auch immer wieder restauriert. Das wahrnehmende Subjekt unterliegt zudem nicht einfach dem gruppen- oder disziplinspezifisch ausgeprägten Präferenzsystem, es gestaltet vielmehr dieses parallel zur Eingebundenheit in selbiges mit. Was antworten wir auf die Frage nach den Gerüchen und Düften, die wir auf unserem heutigen Weg zur Arbeit erlebt haben? Diese Frage verweist auf einen umfangreichen Problemkomplex, der vom alltäglichen, philosophischen, geographischen, historischen oder auch sprachlichen Umgang mit Gerüchen durchzogen und geprägt ist. Die Schwierigkeit, den Geruch als „geographische Kraft“ anzuerkennen, ist mit dadurch bedingt, dass die sprachlichen Voraussetzungen, die für eine wissenschaftliche und alltägliche Auseinandersetzung geradezu unabdingbar sind, zu fehlen scheinen. Die theoretischen und praktischen Erörterungen dieser Arbeit sollen daher zur Versprachlichung von Gerüchen und deren affektiver Tönung beitragen, indem die Eigenart der Geruchswahrnehmung, aber auch der Raumwahrnehmung in den Fokus geographischen Interesses gerückt wird.

Die Erwägungen zum städtischen Geruchsraum dienen weniger einer erschöpfenden Übersicht als vielmehr der Vermittlung einer Idee, welche verzweigten „*Wege der Witterung*“ eingeschlagen werden können, um einen Eindruck von der nicht-visuellen Dimension des Städtischen zu gewinnen.

„Wege der Witterung“

Das *erste Kapitel* der vorliegenden Arbeit nimmt seinen Ausgang an der Ausblendung des Geruchssinns in der Geographie. Die Festlegung auf ein *Visualitätsparadigma*²³ impliziert ein am Materiell-Dinghaften orientiertes Raummodell. Das Visualitätsparadigma wird durch das Primat des Gesichtssinns und gleichzeitig durch die Disqualifikation des Geruchssinns formiert. Weiterführend werden drei geographische Entwürfe vorgestellt, welche einen Zusammenhang von olfaktorischer Wahrnehmung und menschlicher Umgebung konzeptionell entwickelt haben. Mit der Idee der „smellscapes“²⁴ legt Porteous ein Konzept vor, das die Identifikation der Menschen mit ihrer Umgebung betonen möchte. Einen anderen Ansatz liefert Paul Rodaway, der den Geruchssinn nicht als defizitär im Vergleich zu den übrigen Sinnen charakterisiert. Er hebt hervor, dass Gerüche sich in einem und über einen Raum ausbreiten und durch das Gefühl einen „sense of space“ und den „character of place“ vermitteln.²⁵ Allerdings versteht er die Wirkung des Geruchs auf das Gefühl eher als eine Assoziation und weniger als eine synästhetische Dimension. Die französischen Ideen zu einer *géographie des odeurs*²⁶ stellen zwar sehr unterschiedliche olfaktorische Räume vor, gehen allerdings eher weniger auf die emotionale Erlebnisqualität von Geruchseindrücken ein. Der in Kapitel eins präzierte theoretische Problemaufriss mündet daher in den Kapiteln drei bis fünf in ein wahrnehmungs- und raumtheoretisches Modell ein, das besonders der alltäglichen Wahrnehmung der Menschen sprachlich Ausdruck verleiht und so nützlich ist, die olfaktorische Dimension als emotional vermittelte Raumdimension innerhalb der Stadt zu charakterisieren.

Die olfaktorische Dimension des Städtischen ist nicht ausschließlich durch ihre emotionale „Tönung“ präsent. So wird in *Kapitel zwei* aufgezeigt, dass die räumliche Umwelt schon immer Schauplatz vergangener und gegenwärtig ablaufender Symbolisierungsprozesse war. Die historische Dimension der Geruchsthematisierung zwischen Krankheit und Hygiene sowie die soziale Dimension von Gerüchen sind ein Produkt der Historie der olfaktorischen

23 Der Begriff des Visualitätsparadigmas wird hier verwendet, um die Vorherrschaft des Gesichtssinns als erkenntnisleitenden Sinn zu bezeichnen (vgl. Kap. 1.1).

24 Vgl. Porteous, D. J. 1990.

25 Vgl. Rodaway, P. 1994: 68.

26 Vgl. Dulau, R./Pitte, J.-R. 1998.

Stadtplanung. Die gerochene städtische Umwelt repräsentiert über das, *was* und *wie* gerochen wird, soziale Zuschreibungen der jeweiligen Stadtgesellschaft. Die Aktivitäten innerhalb eines Raums sind stets sozial definiert, konkrete Verhaltensaufforderungen im räumlichen Kontext symbolisch vermittelt. Das Moment der Symbolisierung ist allerdings in Bezug auf den olfaktorischen Stadtraum in zweifacher Hinsicht relevant. Einerseits ist der Geruch selbst schon Zeichen, insofern er als Stigma (z. B. *Foetor judaicus*²⁷) und soziale Zuschreibung kommunikativ instrumentalisiert wurde/wird, andererseits ist er oftmals auch Grund für eine räumliche Ausgrenzung. Entsprechend sieht der Philosoph Georg Simmel die soziale Frage nicht nur als eine ethische, sondern vielmehr als eine Frage des Geruchs, denn die soziale Entwicklung der Gesellschaft scheiterte häufig an der „Unüberwindlichkeit der Geruchseindrücke“²⁸, die er als besonders krass im proletarischen Milieu vorhanden ansieht. Damit schreibt Simmel eine Pathologisierung des Stadtraums fort, derer sich im 19. Jahrhundert das kulturell und ökonomisch aufstrebende Bürgertum bediente, um die Stadt und Gesellschaft unter der Ägide gesundheitlich-moralischer Vorstellungen umzuorganisieren.

*„Das erste Leitbild, das die Neuorientierung des städtischen Raumes anleitet und auf die Zukunft hin ausrichtet, das erste Leitbild, das aus der bedeutsamen Kausalreihe von Verwesung, Luftverseuchung, Gestank und Lebensgefahr hervorgeht, ist die geruchlose Stadt, die durch Luftzirkulation und Bekämpfung luftverseuchender Ursachen verwirklicht werden soll.“*²⁹

Die modernen Be- und Entlüftungsanlagen und die seit Mitte des 19. Jahrhunderts in Deutschland installierten stadthygienischen Maßnahmen (Müllabfuhr, Kanalisation etc.) transformieren den Geruch in ein visuelles Symbol von Reinlichkeit und Gesundheit (vgl. Kap. 2.2 und 2.5.1). Sowohl die soziale Manifestation des Geruchs als auch die Belüftungstechnologien sind Ausdruck einer sich historisch herausgebildeten Bestrebung, die Stadt zunehmend geruchloser zu gestalten. Die modernen Verordnungen des Immissionsschutzes, der Einsatz von Kanalisationsdeodorants³⁰, Lufterfrischerpro-

27 Vgl. Jütte, R. 2000: 289.

28 Simmel, G. 1998: 139.

29 Heidenreich, E. 2004: 175.

30 Vgl. Die Rheinpfalz vom 27. Januar 2001: Wirtschaftsseite.

dukten für den Haushalt und die zunehmende Bürobeduftung³¹ unterstreichen das Ansinnen, die Stadt olfaktorisch „unanständig“ zu halten und für die kommerzielle Nutzung „sauber“ erscheinen zu lassen. Das zweite Kapitel beleuchtet daher die Umgangsweise mit den städtischen Gerüchen im Laufe der vergangenen 200 Jahre und zeigt auf, wie sich mit der Sensibilisierung des Geruchssinns im ausgehenden 18. Jahrhundert eine stadtentwicklungspolitische und gesamtgesellschaftliche Thematisierungsweise von Gerüchen herausgebildet hat, die bis heute vorherrschend ist.

Noch im 18. und 19. Jahrhundert sahen sich besonders Stadtbewohner durch die von übelriechenden Miasmen³² gesättigte Stadtluft existentiell bedroht. Die moderne Stadt hingegen erscheint vor allem geprägt durch den dominierenden Geruch der Benzin- und Dieselerveruerung in Verkehr, Industrie und in den öffentlichen und privaten Haushalten. Diese Abgasgerüche scheinen andere Gerüche zu überdecken und zu verdrängen, welche auf die ökonomischen und sozio-kulturellen Lebensgewohnheiten der städtischen Bewohner schließen lassen könnten. Die historisch gewachsene thematische Verknüpfung von Belästigung – Gesundheit – Geruch stellt dabei eine Beurteilungsmatrix zur Verfügung, die olfaktorische Stadt zu beschreiben.

Während im zweiten Kapitel ein wesentlicher Bereich der historischen und soziologischen Forschung zum städtischen Geruchsraum erläuternd dargestellt wird, wendet sich das *dritte Kapitel* der Bestimmung eines allgemeinen Wahrnehmungsbegriffs zu. Ausgangspunkt des Kapitels ist die Kritik an einer hegemonialen Vorstellung von gegenstandsbezogener Wahrnehmung. Dieser Vorstellung entsprechende Modelle überbetonen nicht nur die Gegenstandswahrnehmung, sie fußen vor allem analytisch auf einzelnen, getrennt voneinander gedachten Sinneskanälen. Sinnesphysiologisch wird der Geruch als Molekülschwarm vergegenständlicht, der, verbunden mit dem

31 Vgl. Frankfurter Rundschau vom 27. Oktober 2001: 25; vgl. Kempfski von, D. 1995.

32 Als Miasmen wurden alle außerhalb des menschlichen Körpers gebildeten Ansteckungs- und krankheitsauslösenden Stoffe in der Atmosphäre und giftige Ausdünstungen des Bodens bezeichnet (vgl. Corbin, A. 1984: 9). Gerade mit dem Aufkommen städtischer Hygienevorschriften ging eine Versiegelung städtischer Straßen- und Wegenetze einher, um die miasmatischen Ausdünstungen des Bodens zu unterbinden und unter Kontrolle zu halten. Erst durch die Entdeckungen Louis Pasteurs Ende des 19. Jahrhunderts wird die Miasmtheorie widerlegt, nun werden ansteckende Keime in ihrer Wirkung für die Weitergabe von Krankheiten erkannt (vgl. Payer, P. 1997: 50).

menschlichen Wahrnehmungsapparat, zu dieser oder jener chemisch-physikalischen Reizung führt. Die Bedeutung des Geruchs für die Wahrnehmung des umgebenden Raums setzt jedoch eine weitreichendere Teilnahme des Individuums am Wahrnehmungsprozess voraus, denn der Mensch registriert nicht einfach nur einen, wie auch immer gearteten, chemischen Reiz und übersetzt diesen im Gehirn. Der Phänomenologe Hermann Schmitz begreift Wahrnehmung deswegen als *leibliche Kommunikation*, die über *synästhetische Charaktere* eine Verbindung zwischen der persönlichen Wahrnehmung und dem umgebenden Raum stiftet.

Die vorliegende Arbeit ist von der Hypothese geleitet, dass durch die Einbeziehung des Geruchs Raumstrukturen offenbar werden, die unmittelbar an die vom Individuum gefühlten Raumqualitäten anschließen. Mit Bezug auf Schmitz' Modell der Wahrnehmung wird in *Kapitel vier* über das Phänomen der *Leibnähe* die Eigenart und Besonderheit der olfaktorischen Wahrnehmung beschrieben. Nicht zuletzt wegen seines akzidentiellen Charakters wirkt der Geruch fühlbar auf den Stadtnutzer ein und hat Einfluss darauf, wie dieser sein städtisches Umfeld empfindet: Der Geruch ergreift sein Gemüt. Aufgrund dieser atmosphärischen Wirkungsdimensionen ist der Geruch Repräsentant einer Raumqualität, d. h. er hinterlässt beim Wahrnehmenden einen bestimmten Eindruck von dessen Umgebungsraum³³. In *Kapitel fünf* wird daher der Begriff der *Atmosphäre*³⁴ ausgelotet, weil diese, als eine vom Geruch gespeiste räumliche Dimension des Städtischen, einen wesentlichen Hintergrund für das Leben innerhalb der Städte bildet. Sie stiftet für die Bewohner eine Beziehung zu ihrem unmittelbaren, persönlichen und sozialen Lebensumfeld und wirkt daran mit, wie sich eine Stadtteil-Vorstellung³⁵

33 Als Umgebungsraum wird der den Menschen unmittelbar realräumlich umgebende Raum verstanden. Dieser Raum korrespondiert mit der Leiblichkeit des Wahrnehmenden und ist ebenfalls durch visuell vermittelte Gegenständlichkeit konstituiert.

34 Im Wesentlichen beziehe ich mich auf die Atmosphärentheorie des Philosophen Hermann Schmitz und weiterführende Erwägungen des Philosophen Gernot Böhme (vgl. z. B. Schmitz, H. 1998a; vgl. Böhme, G. 1995).

35 Hier ist nicht ein vermarktungsfähiges Image, das als absichtlich produziertes Attraktivitätsangebot nach außen wirksam ist, sondern ein affektiv geprägtes Vorstellungsbild des Stadtteils gemeint. Dem Geograph Rainer Krüger zufolge handelt es sich bei einem Vorstellungsbild von einer Stadt um eine sowohl kognitive als auch affektive Vorstellung von städtischer Lebensqualität, die innerhalb der Bevölkerung unterschiedlich vorhanden ist und durchaus im Prozess der Kommerzialisierung zu einer vermarktbareren Imagekomponente werden kann (vgl. Krüger, R. 1988: 63). Obgleich Krüger auf gestalttheoreti-

aus dem unmittelbar gespürten Erleben herauskristallisiert. Die phänomenologische Perspektive auf Wahrnehmung im Allgemeinen und die olfaktorische im Besonderen, unterstreicht die fundamentale Bedeutung des gelebten Raums, in dem der Mensch als mit seiner Umgebung korrespondierend gedacht wird.

„Wahrnehmen ist qua Spüren eine Erfahrung davon, daß ich selbst da bin und wie ich mich, wo ich bin, befinde.“³⁶

Der umgebende Raum kann einerseits als Informationsquelle verstanden werden, auf die sich das menschliche Handeln bezieht. Andererseits induziert die Atmosphäre eine gefühlte Beziehung zum Umgebungsraum. Symbolische Bedeutungen sind generell eher kognitive Informationen, die man aus seiner Umwelt aufnehmen kann. Die Atmosphäre ist im Gegensatz dazu eher die Weise, wie man sich an einem Ort spürbar befindet. Dabei kann eine Atmosphäre freundlich, düster, feierlich, aber auch bedrückend sein und als räumlich *begegnendes* Gefühl konkret werden. Die Atmosphären

„sind unausweichlich, sie sind jene Qualität der Umgebung, die am tiefgreifendsten durch das Befinden spüren läßt, wo man sich befindet. Gerüche machen es möglich, Orte zu identifizieren und sich mit Orten zu identifizieren.“³⁷

Der Geograph Jürgen Hasse begreift jede Aussage über das Spüren einer Atmosphäre durch das leibliche Befinden und das deutende Denken geprägt. Die Wahrnehmung fußt auf dem individuellen leiblichen Befinden, ist aber stets aufgrund eines subtil wirkenden Prozesses der Sozialisation und Vergesellschaftung auch ein Konstruktionsvorgang für die Deutung und (sprachliche) Erschließung der sozialen Welt. Es gilt, die Bedeutung des leiblichen Befindens für die Konstruktion von Symbolen und gleichzeitig die Rückwirkung von Symbolisierungen auf das leibliche Befinden in Atmosphären anzuerkennen.³⁸

sche Abhandlungen verweist, die vorrangig die sichtbare Stadtgestalt zum Thema haben, kann gerade die affektive Vorstellung von einer Stadt aufschlussreich durch einen um das Riechen erweiterten Wahrnehmungsbegriff erläutert werden.

36 Böhme, G. 2001: 42.

37 Böhme, G. 1998a: 150.

38 Vgl. Hasse, J. 2002: 80f.

Empirisch stützt sich die Untersuchung der olfaktorischen Dimension des Städtischen auf schriftliche Voruntersuchungen und narrative Interviews, die im Rahmen von Stadtteilbegehungen erhoben wurden. Nach der Erörterung der methodischen Implikationen meiner Studie in *Kapitel sechs*, wird in *Kapitel sieben* die mediale Sprechweise über das Frankfurter Ostend und Westend im Vordergrund stehen. Die sinnliche Wahrnehmung der Stadtteile hängt nicht nur davon ab, welche Informationen einer gängigen Berichterstattung über die Stadtteile (z. B. in Zeitungen, Reiseführern, Stadtteilillustrierten, Internet-Präsentationen) von den Untersuchungspersonen „gefiltert“ und selektiert werden. Vorstellungen von Stadtteilen bilden sich innerhalb einer hegemonialen Form der Thematisierung heraus und prägen die jeweilige Wahrnehmung im Moment der realen Begegnung mit den Stadtteilen.

In *Kapitel acht* analysiere ich – basierend auf den während der Begehung durchgeführten narrativen Interviews – die *ad hoc* und spontan geäußerten Eindrücke und Vorstellungen zu den Stadtteilen. Zum Tragen kommen in diesen Interviews nicht nur schon bestehende Vorstellungen, visuelle Bilder und Images einer Stadt, sondern in Form verbaler und olfaktorischer Repräsentationen auch unmittelbar vor Ort gewonnene Eindrücke. Das olfaktorische Erleben innerhalb der modernen Stadt entfaltet sich analytisch betrachtet zwischen zwei Polen. Einerseits muss der Geruchsraum im individuellen Erleben der untersuchten Personen nachgezeichnet werden. Andererseits äußern sich im Sprechen vor Ort bereits bestimmte Annahmen über die soziale, gesundheitliche, ökonomische und kulturelle Situation in den Stadtteilen.

In Kapitel acht wird herausgearbeitet, wie sich die Stadtteile durch die Thematisierung der olfaktorischen Wahrnehmung konstituieren. Über die gefühlte Atmosphäre hinausgehend wird mittels einer Kartierung aufgezeigt, wie und an welchen konkreten realräumlichen³⁹ Orten die Untersuchungspersonen Gerüche angesprochen haben.

39 Der Begriff des Realraums geht auf Nicolai Hartmann zurück. Der Realraum „ist der Raum, in dem die realen Dinge und Dingverhältnisse sind, die physisch-realen Geschehnisse sich abspielen“ (Hartmann zitiert nach Wirth, E. 1979: 264). Wirth bezieht sich hier auf: Hartmann, N. 1950: 83 (Literaturangabe nach Wirth). Dementsprechend wird der Realraum stets durch drei Dimensionen gebildet, zudem ist alles, was sich im Realraum befindet, Teil der realen Welt, wobei der Maßstab und die Bestimmung von Lage und Richtungen innerhalb des Realraums vom Menschen gesetzt werden (vgl. Wirth, E. 1979: 264).

Mit der olfaktorischen Beschreibung der Stadtteile möchte ich die affektive Dimension der städtischen Atmosphären verdeutlichen, um zum einen die Beziehungen der Wahrnehmenden zum realräumlich konkreten Ort detailliert aus deren Erleben zu dokumentieren und zum anderen eine verloren geglaubte Dimension des Städtischen zu reformulieren: die gefühlte Bezugnahme auf das persönliche Lebensumfeld. Im Rahmen des *neunten Kapitels* werden die empirischen und theoretischen Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung in einem Fazit zusammengeführt. Hieraus lassen sich Konsequenzen für eine Planung ableiten, welche städtische Gerüche nicht ausblendet und „verbannt“, sondern gefühlte Raumbeziehungen zulässt und gestaltend integriert.

1 Horizonte geographischer Geruchsforschung

Der Architekt Kevin Lynch versuchte bereits 1960 mit seiner Arbeit *The image of the city*⁴⁰, die Stadt nach ihren prominenten und relevanten Zeichen zu erkunden. Er erläutert, wie sich über materielle Erscheinungen der sichtbaren Umwelt eine Identifikation mit der Stadt für den Stadtnutzer ausbildet. Anhand visueller Bezugspunkte wie Wege, Kreuzungen, Merk- und Wahrzeichen wird von Lynch verdeutlicht, dass die Stadt in ihrer visuellen Struktur lesbar ist und dadurch beispielsweise Sicherheit für die Orientierung innerhalb der Stadt bietet. Der städtische Raum wird einerseits in seiner visuellen Materialität begriffen (paths, edges etc.) und lässt andererseits dadurch die Stadtnutzer ausschließlich als sehende Rezipienten zu Wort kommen, womit Lynch die Stadt ganz unter dem Eindruck eines *Visualitätsparadigmas* beschreibt. Gerüche und Klänge sind in diesem Konzept nicht berücksichtigt, da die Stadt ausschließlich als materiell erfahrbares Substrat für das Raumerleben der Stadtnutzer bedeutsam wird.

Bereits 1975 kritisierte Peter Weichart im Ringen um einen Landschaftsbegriff die verbreitete Annahme, dass „sich die Geographie ausschließlich mit den sichtbaren Tatbeständen der Geosphäre zu befassen“⁴¹ habe.

*„Das visuell Erfassbare, das äußere Erscheinungsbild kann aber nicht den einzigen Zugang zur Wirklichkeit darstellen. Vor allem aber kann der Gegenstand der Geographie nicht durch das physiognomische Prinzip definiert werden. Es würden dabei auch geographisch relevante Aspekte der Realität nicht erfasst werden können (z. B. der Luftdruck).“*⁴²

Weichart hebt mit seinem Einwand auf eine Wissenschaftskritik ab, der sich die Geographie aussetzt, wenn sie nicht reflektiert, dass sich bereits in der Konzentration auf das Visuelle ein „schiefes Bild“ von der Realität mani-

40 Lynch, K. 1960.

41 Weichart, P. 1975: 26.

42 Ebd.: 26f. (Herv. i. Orig.).

festiert.⁴³ Durch die einseitige Festlegung auf visuelle Wahrnehmungsaspekte würden traditionell zu Teildisziplinen der Geographie gehörende Untersuchungsgegenstände ausgegrenzt, z. B. der Luftdruck, die Temperatur und das Klima. In seinem Handbuch zur Raumnutzungslehre betreibt Hartwig Spitzer meines Erachtens eine Reduktion der materiellen Gestalt auf das visuell Erfassbare; dass gerade der Tastsinn ein Sinn der Materialität ist, bleibt bei ihm unerwähnt. Spitzer führt eine Unterscheidung zwischen materiellen (also visuellen) und ideellen Erscheinungen innerhalb des Raums ins Feld. Er begreift die Erscheinungen (oder Phänomene) als Sachverhalte,

„auf die alle Zusammenhänge von Raumnutzung und Lebensweise zurückgeführt werden können. Es gibt eindimensionale und einfach aufgebaute, aber auch mehrdimensionale und komplexe Phänomene. Sie gliedern sich zunächst nach ihrer Beschaffenheit; [...]. Danach sind materielle und ideelle Erscheinungen zu unterscheiden. Man denkt zunächst an die ersten, die äußerlich sichtbaren und dinglichen Sachverhalte toter und belebter Natur, wie etwa Gebirgsformationen, Gewässer oder Siedlungen. Es kommen aber die ideellen oder immateriellen Erscheinungen hinzu, die im wesentlichen auf den Menschen zurückgehen oder in ihm leben, weswegen sie auch innerlich genannt werden können, z. B. Leistungen, Geistesströmungen oder Stimmungen.“⁴⁴

Die thematische Verknüpfung von *Sichtbarkeit/Materialität* und *Immaterialität/ideelle Vorstellung* schreibt das *Visualitätsparadigma* (vgl. Kap. 1.1) fort. So subsumiert Spitzer unter den ideellen Erscheinungen strukturell unterschiedliche, nicht-visuelle Erscheinungen wie Stimmungen und Gerüche (vgl. Kap. 5.3). In dieser thematischen Verknüpfung werden *alle* nicht-visuellen Erscheinungen als Immaterialitäten implizit dem Ideellen und damit der Innerlichkeit des Menschen zugesprochen. Gerade diese Unterteilung von äußerlichen und innerlichen Erscheinungen lässt sich so unumwunden nicht aufrechterhalten, wie die Debatte um den phänomenologischen Raumbegriff im Anschluss an Otto Friedrich Bollnow und im Besonderen an Hermann Schmitz zeigt. Auch Spitzer bezieht sich auf die phänomenologischen Arbeiten von Otto Friedrich Bollnow und Martin Heidegger, wenn er den subjektiven Raum im Anschluss an Heidegger *ohne* eine strikte Trennung von Innen und Außen beschreibt.

43 Vgl. ebd.: 27.

44 Spitzer, H. 1991: 37.

„Der Raum befindet sich auch nicht außerhalb des Menschen wie ein Kasten, in dem dieser sich bewegt, den er womöglich mit sich herumträgt, sondern Raum und Mensch sind eine Einheit. Erst durch die Existenz des Menschen ist der subjektive Raum vorhanden. Ohne den Menschen gäbe es diesen Raum nicht. Ohne den Raum gäbe es aber auch diesen Menschen nicht. Er könnte ohne die räumliche Strukturierung seiner Existenz nicht leben.“⁴⁵

Mit dem Wissen um die Konzeption des subjektiven Raums der Phänomenologie und deren Skepsis gegenüber einer dichotomen Einteilung in Innerlichkeit und Äußerlichkeit hat Spitzer allerdings in seiner Definition von Erscheinungen keine Rückbindung an die phänomenologische Konzeption aufgezeigt.

1.1 Zur Geringschätzung des Riechens – Überlegungen zum Visualitätsparadigma

Die Vorherrschaft des Sehens lässt sich aus einer allgemeinen Überbewertung des Sehsinns gegenüber allen anderen Wahrnehmungssinnen herleiten und gleichzeitig aber auch durch eine Disqualifizierung des Geruchssinns. Anknüpfend an das Werk der französischen Geruchsforscherin Annick Le Guérer *Die Macht der Gerüche*⁴⁶, stelle ich im Folgenden den geistesgeschichtlichen Hintergrund des Visualitätsparadigmas schlaglichtartig anhand einiger Argumente zur Disqualifikation der Geruchswahrnehmung vor. Obgleich die Philosophen den Sinnen als wichtige Instrumente zur Erkenntnisgewinnung stets einen großen Stellenwert eingeräumt haben, erscheint der

45 Ebd.: 22. Spitzer bezieht sich hier auf: Heidegger M. 1979: 429f. (Literaturangabe nach Spitzer).

46 Le Guérer, A. 1992. Die philosophische Forschung hat sich immer wieder mit dem Geruchssinn beschäftigt. Le Guérer hat sich in ihrem Werk detailliert mit den über viele Jahrhunderte stattfindenden philosophischen Reflexionen zur Geruchswahrnehmung auseinandergesetzt. Ich beziehe mich daher auf die Übersichtsdarstellung bei Le Guérer, die die heute nach wie vor gängigen Thesen zur Disqualifikation der Geruchswahrnehmung umfassend aus der philosophischen Tradition des Abendlandes herleitet. Für eine weitreichendere Darstellung sei deshalb auf diese Publikation verwiesen.

Geruchssinn in der Philosophie eher als untergeordnet beziehungsweise unqualifiziert bewertet zu sein.⁴⁷

„Die historisch fluktuierende Gewichtung und Bewertung der Sinne ist eng mit einem sich wandelnden Verständnis von Intelligenz und Denken, der zunehmenden Prädominanz des Visuellen, verbunden.“⁴⁸

Le Guérer führt die Disqualifizierung des Geruchssinns auf einen dreigliederten Ursachenkomplex zurück⁴⁹, der meines Erachtens mit den Stichpunkten *Hierarchisierung der Sinne*, *Abstraktionsvermögen* und *Animalität* umrissen ist.⁵⁰

Zunächst ist es die aristotelische Vorstellung einer *Hierarchie der Sinne*, die auf eine Gliederung der Sinnesmodalitäten in fünf Sinne rekurriert und zwei grundlegende Unterscheidungen in *menschliche Sinne* (Sehen, Hören, Riechen) und *animalische Sinne* (Schmecken und Fühlen) vorsieht. Die Einzelsinne künden bei Aristoteles von den Eigenschaften der Dinge, wobei die Vernunft das Einzelsinnliche, die visuellen Farben, die gehörten Töne, die gerochenen Gerüche zu einem Gesamtbild integriert.⁵¹ Der Verstand dominiert also über die Sinne.

Der Grundgedanke der aristotelischen Unterscheidung von *menschlichen* und *tierischen* Sinnen ist, dass die Sinne danach zu beurteilen sind, wie sie als im Platon'schen Sinne „eine die Seele erhebende Befriedigung zu spenden vermögen“⁵² oder auf eine fleischliche Begierde verweisen und so den Menschen von der Erkenntnis und Kontemplation ablenken.⁵³ Für Aristoteles steht der Geruchssinn genau zwischen beiden Polen. Gerüche, welche nicht unmittelbar mit der Nahrungsgewinnung zusammenhängen, sind eine Quelle

47 Auf die Gegenbewegung durch die Sensualisten gehe ich hier nicht ein, da es lediglich darum geht, die den Geruchssinn diskreditierenden Zuschreibungen aufzuzeigen, deren Aktualität bis heute die Thematisierungsweise von Gerüchen bestimmt.

48 Kremer, J. W. 2002: 37.

49 Vgl. Le Guérer, A. 1995: 38f. Ihrer Argumentation folgen sowohl Jürgen Raab als auch Matthias Mayer (vgl. Mayer, M. 1999; vgl. Raab, J. 2001).

50 Vgl. Le Guérer, A. 1995: 38f.

51 Vgl. Raab, J. 2001: 56.

52 Le Guérer, A. 1992: 206.

53 Vgl. ebd.: 206f.

der Freude und wecken seines Erachtens keine fleischlichen Gelüste. Gerüche hingegen, deren Beurteilung von der fleischlichen Lust berührt sind und je nach Sättigungsgrad als angenehm oder unangenehm eingestuft werden, künden von ihrer Nähe zu den animalischen Sinnen.⁵⁴

„Als Sinn der Lust, der Begierde, der Triebhaftigkeit trägt das Riechorgan den Stempel der Animalität. Riechen und Schnüffeln erinnert an etwas Tierisches.“⁵⁵

Einen weiteren Grund für die Disqualifizierung sieht Le Guéer in der verbreiteten Einschätzung, dass der Mensch es nicht vermöge, mit Hilfe des Geruchssinns zu abstrahieren. So könne man zwar vom Maiglöckchen oder der Milch ausgehend, eine visuelle Abstraktion für die Farbe Weiß erhalten, aber eben keine olfaktorische Abstraktion herleiten.⁵⁶

„Der Geruchssinn bleibt im Subjekt eingeschlossen und ist – im Gegensatz zu Gesicht und Gehör – nicht imstande, von sich aus ein Objekt zu bilden. Er besitzt keine unabhängigen, objektiven Bilder, die sich auf die Ebene der Abstraktion projizieren lassen.“⁵⁷

Das Unvermögen des Geruchssinns zu abstrahieren manifestiert sich auch in der Unmöglichkeit ein Geruchsvokabular zu erstellen. Der Versuch, ein Geruchsvokabular zu entwickeln hat eine jahrhundertealte Tradition, konnte aber wie der Psychologe Jürgen Gschwind⁵⁸ aufzeigt, nie befriedigend umgesetzt werden.

Infolge der Verknüpfung der Argumente, dass der Geruchssinn eine Nähe zur Animalität in sich trage und keine Abstraktion initiieren könne, wird der olfaktorische Sinn sowohl ethisch als auch intellektuell diskreditiert. Der Geruchssinn speist sich aus der fleischlichen Begierde und stachelt den Menschen an, von einer kontemplativen Lebensführung abzusehen. Mit diesem Argument sei – so Matthias Mayer – „im Kern vorbereitet, was die christli-

54 Vgl. ebd.: 207f. Ebenso vgl. Soeffner, H.-G. 2004: 256.

55 Corbin, A. 1984: 15. Corbin zufolge vertritt vor allem Buffon die Ansicht, dass das Geruchsorgan den Stempel der Animalität trägt. Corbin bezieht sich hier auf: Comte de Buffon, G. L. L. 1971 (Literaturangabe nach Corbin).

56 Vgl. Le Guéer, A. 1995: 38.

57 Ebd.

58 Vgl. Gschwind, J. 1998.

che Ethik in den nächsten Jahrhunderten unermüdlich zu entfalten und etablieren suchte: die endgültige Trennung des Geistigen vom Körperlichen und den Kampf gegen die Begehrlichkeiten des Leibes.⁵⁹

Der Geruchssinn wird demnach nicht nur in seiner Nähe zur fleischlichen Begierde gesehen, sondern nimmt darüber hinaus in der Hierarchie der Sinne eine ungeklärte Position ein. Le Guérier betont, dass Aristoteles die Gerüche zwischen den Fern- und Nahsinnen kategorisierend einordnet.

„Erstere setzen eine externe Übertragung durch die Luft voraus, während die Nahsinne nicht von außen aktiviert werden, sondern über den Körper, das innere Medium des Subjekts. Der Geruchssinn gehört somit einem doppelten sensorischen Register an, woraus sich eine Zwiespältigkeit ableitet, die sich auch auf seine Gegenstände überträgt.“⁶⁰

Damit wird meines Erachtens die Hierarchie der Sinne auf ein realräumliches Bezugssystem bezogen. Der Seh- und Hörsinn sind entsprechend Fernsinne, denn ihre Sinneseindrücke beziehen sich auf Gegenstände und Ereignisse in vergleichsweise großer metrischer Distanz zum Beobachterstandpunkt.⁶¹ Der Gesichtssinn ist ein intellektueller, in seiner wörtlichen Bedeutung *vorausschauender* Sinn, denn er rafft „ohne Sehhilfe eine außerordentliche Menge an Informationen innerhalb eines Radius von einhundert Metern und ist für menschliche Interaktion bei einer Meile noch ziemlich leistungsfähig.“⁶² Alain Corbin führt aus, dass der Geruchssinn wohl auch deswegen als gesellschaftlich wenig nützlich disqualifiziert wird, weil der aufrecht gehende Mensch schon aus der Ferne entdecke, was ihm als Nahrung dienen könne.⁶³ Corbin erkennt in dieser Argumentation die Nähe zu Sigmund Freuds Disqualifikation des Geruchssinns. Er führt die Freud'sche

59 Mayer, M. 1999: 199.

60 Le Guérier, A. 1995: 38.

61 In heutiger Zeit nimmt der Landschaftsplaner Hans Hermann Wöbse eine ähnliche Einteilung vor (vgl. Wöbse, H. H. 2002: 90). Wöbse illustriert seine Beispiele von Landschaftsästhetik – ohne die Eigenart der Geruchswahrnehmung analytisch zu untersuchen – immer wieder mit olfaktorischen Eindrücken.

62 Hall, E. T. 1976: 54f.

63 Vgl. Corbin, A. 1984: 15. Corbin bezieht sich mit dieser Einschätzung auf einen Nachtrag zum Artikel „odorat“ der Encyclopédie von Haller, A. von 1757-1765 (Literaturangabe nach Corbin).

Position dementsprechend aus, wonach es der aufrechte Gang gewesen sei, der den Geruchssinn entbehrlich werden lässt und damit gleichzeitig eine Schamgrenze neu definiert, welche durch das Sichtbarwerden und die Schutzwürdigkeit der Genitalien ausgelöst werde. Die Entwertung des Geruchssinns und Übergewichtung des Sehsinns wird als Zusammenhang aufbereitet, der auf die Entwicklung der Kultur verweise.⁶⁴ Der kulturkonstitutive Einfluss des Gesichtssinns unterstreicht seine Vorherrschaft gerade dann, wenn eine Gesellschaft zunehmend visuell-technologischen Phänomenen einen Vorrang einräumt. So künden nicht nur Fernsehen und IT-Technologie davon, sondern der gesamte Prozess der Semiotisierung des Alltags, der nirgendwo sinnfälliger wird als in den Reklame- und Leuchtwelten der modernen Städte, betont den Vorrang des Gesichtssinns.

„Zwar ist die intersubjektive Welt sozialer und symbolischer Objekte durch Sichtbarkeit und Sprache gebildet, doch gewinnt das Auge die Konkurrenz mit dem Gehör. Diese Vormachtstellung wird durch weitere Semiotisierungsschübe in der beginnenden Moderne noch bekräftigt. Die Durchsetzung des Prinzips der Schriftlichkeit, die Erfindung des Buchdrucks, die Rolle der Ziffern in der sich ausbreitenden Geldwirtschaft, die Entwicklung und Etablierung der Zentralperspektive als überlegenem Organisations- und Darstellungsprinzip in der Malerei.“⁶⁵

Das Sehen ist in gleichem Maße wie es eine Zuwendung zur Umgebung und zu Zeichensystemen ist, auch eine Abwendung von diesen. Im instrumentellen, zielgerichteten Sehen bezieht der Beobachter sich auf bestimmte Gegenstände, während er andere außer Acht lässt.

„In der Eigenart des Sehens, die Entfernung zwischen dem Menschen und den Dingen zu überbrücken, zugleich aber die Distanz in der Wahrnehmung zu erhalten, also eine ‚Fernnähe‘ herzustellen, besteht die Affinität des Gesichtssinns zur Abstraktion.“⁶⁶

64 Vgl. Corbin, A. 1984: 323. Corbin bezieht sich hier auf: Freud, S. 1974: 229/Anm. 1 (Literaturangabe nach Corbin).

65 Soeffner, H.-G. 2004: 257 (Herv. i. Orig.).

66 Wulf, C. 1984: 22. Gerade wegen des Moments der „Fernnähe“ wird der Gesichtssinn auch als raumverkürzend beschrieben, denn er gewährt Übersicht (vgl. Gosztonyi, A. 1972: 71).

Anhand der Dualität von Nah- und Fernsinn wird der wechselvolle Distanz-Charakter deutlich. Distanz bedeutet nicht nur, dass sich die Gegenstände dem Wahrnehmenden über den Blick in einer weiten Distanz präsentieren. Das Sehen in metrischen Distanzen bedeutet eine Entfernung vom Selbst, was nun gerade die Nahsinne nicht auszeichnet. Diese Form der Distanzierung vom Selbst veranschaulicht der Philosoph Erwin Straus:

„Meine Hand kann ich so sehen, wie sie ein anderer sieht. Niemand kann meine Hand so fühlen, wie ich sie fühle.“⁶⁷

Auf den Bereich der Geographie bezogen, präsentiert die Erfassung durch das Medium Karte den Raum in verkleinertem Maßstab und manifestiert damit methodisch das Visualitätsparadigma, denn die Karte gewährt Übersicht und bietet die Möglichkeit, große Raumstrukturen zusammenhängend zu überblicken.

„Dazu gehören die Fähigkeiten der Übersicht, der Formerfassung, der Abstraktion und der Veranschaulichung. Die Übersicht basiert auf der [...] Möglichkeit, die Distanz zu den sinnlich wahrgenommenen Gegenständen intentional zu überbrücken und mit dem Bewußtsein 'bei' den Dingen zu 'sein'.“⁶⁸

Die Vereinseitigung der Diskussion um die Sinnesleistung auf das Strukturelement *Distanz* erklärt den Sehsinn *en passant* zum intellektuellen *Referenzpunkt*, nach welchem die übrigen Sinnesmodalitäten als Nah- oder Fernsinn bemessen und klassifiziert werden. Dadurch wird der Geruchssinn, nicht zuletzt durch den Vergleich mit dem Übersicht gewährenden Sehsinn, diskreditiert und diskriminiert. Was dem Sehen eigen ist, wird durch das Riechen nicht ermöglicht.

Der Geruchssinn verlagert jedoch das Erkennen auf eine Weise des Spürens, „der Einfühlung, der gleichsam intuitiven Erkenntnis, die sich eher in Begriffen des Witterns oder Spürens fassen ließen als in solchen der Klarheit und Deutlichkeit.“⁶⁹ Mit der Einfühlung ist die emotionale Seite der Geruchswahrnehmung benannt, womit nicht die Irrationalität des olfaktorischen Wahrnehmungsprozesses betont werden soll. Hasse weist vielmehr darauf

67 Straus, E. 1956: 391.

68 Heidenreich, E. 2004: 107.

69 Mayer, M. 1999: 205.

hin, dass sowohl Emotionen wie Kognitionen reflexiv verarbeitungsfähig und die Emotionen dabei „bewußtseinsfähige Zustände 'selbst'-bezogener Wertungen“⁷⁰ sind. Der Rekurs auf das olfaktorische Wahrnehmen hätte also beispielsweise eine evaluierende Funktion für unsere Aufmerksamkeit und Orientierung in bestimmten Räumen und städtischen Situationen, indem etwas gewittert würde, was zunächst nur als diffuses Gefühl, als Einfühlung bemerkbar wäre und sich im Zuge der Aufmerksamkeitslenkung und kognitiven Bewusstwerdung als dieses oder jenes herausstellte.

Der Geruchssinn zeichnet sich darin aus, ein Aroma in noch so kleinen Konzentrationen zu analysieren und ist darin auch allen bisher entwickelten technischen Apparaturen überlegen⁷¹, was auch im ingenieurwissenschaftlichen Bereich unbestritten ist.⁷² Darüber hinaus geht es im alltäglichen Lebenszusammenhang nicht darum, quasi wie eine Maschine im Riechen etwas zu analysieren, sondern vielmehr eine Wirkung zu bestimmen, wie sie beispielsweise durch Geruchsbelästigungen, aber auch Wohlgerüche ausgelöst werden. Für die Bewertung von Gerüchen ist der menschliche Geruchssinn unentbehrlich, was sich auch die Geruchsmessung zunutze macht.⁷³ Mayer weist darauf hin, dass in der Geruchswahrnehmung immer viele Wahrnehmungen stattfinden⁷⁴ und es daher ohnehin nicht sinnvoll sei, die Wahrnehmung in eine bestimmte Anzahl von Sinneseindrücken zu zergliedern, wovon dann einige bedeutender als andere seien.

„Am Phänomen der Wahrnehmung zeigt sich, wie sehr diese von unserem je schon in Situationen-Sein abhängt, von Stimmungen und Gestimmtheiten, die sich weder eindeutig auf bestimmte physikalisch-chemische Vorgänge zurückführen noch als solche überhaupt verstehen lassen.“⁷⁵

70 Hasse, J. 1994: 156. Hasse verweist hier auf: Scheele, B. 1990: 8 (Literaturangabe nach Hasse).

71 Vgl. Mayer, M. 1999: 203.

72 Vgl. Resenhoeft, T. 2003: WB2; vgl. Kurschat, R. 2001: N2.

73 Vgl. VDI-Richtlinie 3883/Blatt 2 1993: 3.

74 Vgl. ebenso Wulf, C. 1984: 21. Hierbei handelt es sich um eine integrale Vorstellung phänomenologischer Wahrnehmungstheorien, deshalb sei hier auf Kapitel 3 verwiesen, wo eine Darstellung des Wahrnehmungsbegriffs unter phänomenologischer Perspektive vorgenommen wird.

75 Mayer, M. 1999: 204.

Statt den Geruchssinn also im Bezugsfeld von metrischer Distanz, Archaik (z. B. Animalität) und Semiotisierung des Alltags als defizitär zu begreifen, könnte mittels der Berücksichtigung des Geruchs die einseitige Orientierung am Visualitätsparadigma aufbrechen.

1.2 Olfaktorische Stadtwahrnehmung in der Geographie?

Die Stadt präsentiert sich den Stadtnutzern trotz ihrer dominanten visuellen Gestalt ebenfalls nicht-visuell, wie Fred Staufenbiel unter der Überschrift *Wie erleben die Bürger ihre Stadt?* ausführt.

„Wenn man sich einer Stadt von außen nähert, erkennt man sie meist schon an der Silhouette. Manche Städte riechen nach den Abprodukten der Industrie, die in diesen Städten beheimatet ist. Man sieht auch bei ungünstigem Wetter die Dunstglocke über der Stadt, die einem die Gestalt der Silhouette teilweise verbirgt. Man sieht also nicht nur die Stadt, man riecht sie auch. Da gibt es Städte, die riechen nach Chemie. Manche riechen auch nach Riesefeldern, die an ihrem Rande für die Landwirtschaft bestehen. Eine Hafenstadt riecht anders als eine Stadt im Gebirge.“⁷⁶

Das Erleben des Stadtraums scheint sich über alle Sinne dem wahrnehmenden Stadtnutzer zu vermitteln. Neben den vorherrschenden geographischen Analysen visueller Raumeigenschaften wurden in den letzten Jahren auch abseitigere, andere sinnlichen Raumqualitäten bearbeitet.⁷⁷ Eine Arbeit, welche den Geruch nicht nur als naturwissenschaftlich messbare, unangenehme Immission, sondern als durchaus auch gefühlte und positive Erlebnisdimension in die geographische Auseinandersetzung um das Städtische integrieren möchte, muss sich wohl die Gretchenfrage „Ist das überhaupt noch Geographie?“⁷⁸ gefallen lassen.

Stadtforschung behandelt neben anderen Problemen des städtischen Raums die Auseinandersetzung mit dem Phänomen der Großstadt. Dies geschieht gerade deshalb, wie Elisabeth Lichtenberg feststellt, weil die Großstadt ein

76 Staufenbiel, F. 1989: 26.

77 Siehe z. B. Winkler, J. 1992.

78 Vgl. Rhode-Jüchtern, T. 1995: 14. Rhode-Jüchtern verweist mit dieser Frage auf das Selbstverständnis der Geographie als Fachdisziplin und auf die Schwierigkeit der Ausbildung einer Fachidentität.

Zentrum von Innovation, aber zugleich auch Krisenherd in ökologischen und sozialen Belangen ist.⁷⁹ Wenn von olfaktorischer Wahrnehmung gesprochen wird, ist zumeist von unangenehmen, sich auf die Ökologie des Stadtraums negativ auswirkenden Umwelteinflüssen die Rede.

Beschäftigt sich die Geographie mit der Frage, welche Probleme, Sachverhalte und Wirkdimensionen zu einer bestimmten Verteilung der Menschen im Raum führen (z. B. als sozialräumliche Segregation), so ist zu klären, welche Wahrnehmungsvorstellungen zu einer Raumbewertung führen, aufgrund derer sich die Menschen im Raum situieren. Anhand der Betrachtung von Luftverschmutzung und Geruchs*belästigung* wird diese Dynamik plastisch, z. B. durch die Veränderung in der Einwohnerstruktur eines Stadtviertels aufgrund einsetzender Belastungen durch Industriegerüche. Die Geographie fokussiert solche (objektiven) Problemlagen, die – wie zunehmende Luftverschmutzung mittels objektiver Ursachenzuweisung – in Maß und Zahl erfasst werden können. Doch wie verhält es sich mit den sonstigen Gerüchen in der Stadt? Sollte es tatsächlich so sein, dass wir nur die unangenehmen Gerüche innerhalb der Stadt wahrnehmen? Die Frage, welche „Wohlgerüche“ den Eindruck eines Stadtviertels beeinflussen, scheint in der aktuellen deutschsprachigen Geographie ausgeklammert, so dass die Bearbeitung dieser Thematik eher aus den Nachbardisziplinen heraus erfolgen muss.

Die Konzeption einer Geographie des Geruchs kann sich jedoch nicht ausschließlich aus dem disziplin-kritischen Argument begründen, dass der Geruch aufgrund der intellektuelle Überbetonung des Gesichtssinns (Visualitätsparadigma) aus dem geographischen Forschungsspektrum ausgeklammert sei und deswegen integriert werden müsse. Eine wesentliche Eigenart olfaktorischer Eindrücke ist deren räumlicher Charakter, die den Wahrnehmungsraum des Menschen auch als atmosphärischen Raum begreifen lassen. Die Atmosphäre wird durch alle Sinneseindrücke, aber besonders durch den affektiv getönten Geruch des Raums erlebbar. Es sprechen spezifische Eigenarten der Geruchseindrücke dafür, diese für die Untersuchung von Stadt, und im Besonderen von Vorstellungen über Stadtteile (z. B. Stadtteil-Images), zu berücksichtigen.

79 Vgl. Lichtenberg, E. 1987: 54.

Rhode-Jüchtern zufolge sind auch Klänge und Gerüche bedeutende raumprägende Phänomene⁸⁰, die, ebenso wie die visuell erfassbaren Komponenten, nicht nur eine geographische, sondern auch gesellschaftliche Situation innerhalb des Raums manifestieren.

„Das Hupen als Grundgeräusch in Kairo, der Uringeruch in allen indischen Städten sind Indikator und Prägefaktor zugleich. Sie kennzeichnen diese Orte ebenso (oder mehr) als Fotos einiger Fassaden der gebauten Umwelt oder einiger Früchte aus der Region.“⁸¹

Im Zusammenhang mit seiner These von den bedeutenden Raumkategorien Klang und Geruch verweist Rhode-Jüchtern auf „eine große Lücke im Raum-Begriff der Geographie“⁸², die zu einer Ausblendung olfaktorischer Wahrnehmung in geographischen Raumtheorien führt. Die Beschränkung der Geographie auf Beobachtungsformen, welche sich maßgeblich auf das (implizite) Visualitätsparadigma stützen, stellt folglich eine unzulässige methodische sowie thematische Verengung dar.

1.3 Von der Verengung des Raumbegriffs

Indem Rhode-Jüchtern die durch das *World-Soundscape-Project* vergleichsweise gut erforschten akustischen Räume und Lautsphären ausführlich, die Gerüche aber nur sehr „stiefmütterlich“ beschreibt, provoziert er meiner Einschätzung nach, dass der Leser eine Analogie zwischen Klang und Geruch annimmt. Offenbart sich der Geruchsraum also vergleichbar oder in gar analoger Weise wie der Klangraum?

Rhode-Jüchtern führt aus, dass die akustischen Räume „ebenso wie gewöhnliche geographische Räume auch dreidimensional [*sind*] und [...] dazu noch eine zeitliche Dimension im Kommen, Klingen und Gehen der Laute“⁸³ hätten. Wenn wir also selbiges analog für den Geruchsraum annehmen, dann müsste auch der Geruchsraum dreidimensional sein. Diese Vorstellung ist insofern zutreffend, als dass Gerüche in dreidimensionalen Räumen auftreten. Sie wäre aber zugleich auch nicht gänzlich zutreffend, weil sie die

80 Vgl. Rhode-Jüchtern, T. 1995: 143.

81 Ebd.: 144.

82 Vgl. ebd.: 152.

83 Ebd.: 145.

Wirkweise und das Auftreten der Gerüche innerhalb dieses dreidimensionalen Raums scheinbar völlig außer Acht ließe. Gerüche und Geräusche müssen als Raumfaktoren anerkannt werden, denn sie stellen in einer ihnen eigentümlichen Weise Beziehungen zwischen dem Wahrnehmenden und seiner räumlichen und sozialen Umgebung her.

Rhode-Jüchtern warnt zu recht vor der „Verengung des Raumbegriffs [...] auf die dinglich-materielle Erfüllung [...], obwohl wir von prägenden physischen wie nicht-physischen Phänomenen wissen.“⁸⁴ Der Geruch lässt sich durch wechselnde Intensitäten als Ab- oder Anschwellen oder Ausbleiben auf unserem Weg durch den städtischen Raum wahrnehmen (bzw. im Ausbleiben eines Geruchs eben *nicht* wahrnehmen: *Der Geruch ist dann nicht da.*). Dabei entfaltet sich die „Nicht-Gegenständlichkeit“ des Geruchs keineswegs bloß im Bezugsrahmen von Höhe/Länge/Breite und Zeit, wie dies in einem alltagsweltlichen Raumverständnis angenommen wird. Im alltagsweltlich-gegenständlichen Raumverständnis ist die Ausgedehtheit der in ihm befindlichen materiellen Dinge von elementarer Bedeutung.

„Einerseits wird der Raum als dinglich ausgefüllt und begrenzt erfahren, und umgekehrt wird Materie als substanzerfüllter Raum aufgefasst. Über die Ausgedehtheit und Anordnung der Dinge nimmt das Ich den Raum als konkreten gegenständlichen Raum wahr.“⁸⁵

Weil sich der Wahrnehmende im gegenständlichen Raum bewegt, können sich die Dinge von unterschiedlichen Seiten zeigen. Der Raum kann perspektivisch wahrgenommen werden, wobei er primär *gesehen* wird. Dass die unterschiedlichen Seiten eines Dings auch getastet werden können, sei an dieser Stelle vernachlässigt, denn die Bedeutung des Gesichtssinns für die räumlich-strukturelle Gliederung und Orientierung im Raum resultiert aus der Übersicht, die er gewährt. Insofern der Raum als eine alltägliche Lebensumgebung gegeben ist, vergegenwärtigen die Gerüche eine andere Raumeigenschaft als die sichtbaren Dinge und begründen damit auch die Schwierigkeiten im Umgang mit ihnen.

„[...] mit dem Auge [können wir] stets Distanz zu den Dingen wahren, während Töne und Gerüche uns vollständig einhüllen. Und es ist äu-

84 Ebd.: 152.

85 Blotevogel, H. H. 1995: 733.

*berst schwierig, etwas darzustellen, das uns umgibt, uns umhüllt, ein Medium, das uns miteinbezieht.*⁸⁶

Indem er die Wahrnehmenden nicht in Distanzierung verharren lässt, sondern miteinbezieht und umhüllt, wirkt ein Geruch auf uns ein. Er bleibt aber zugleich in seiner Räumlichkeit diffus, lässt weder eine Form seines Auftretens (z. B. die Form seiner Geruchswolke) noch einen Gegenstand allein durch dessen Geruch erkennen.⁸⁷ Damit ist der sphärische Geruchsraum in seinem den Wahrnehmenden miteinbeziehenden und durchdringenden Charakter auch kein abstrakter Relationalraum, der sich durch Standorte, Lagebeziehungen und Distanzen beschreiben ließe. Zwar können sich die durch Geruchswirkungen und deren gesellschaftliche Konnotation ergebenden sozialräumlichen Relationen (z. B. als Distanzierung von geruchsintensiven Gewerben oder von Menschen) in einem Modell des Relationalraums abbilden lassen. Allerdings ist der auch als emotionales Befinden erlebte Geruchsraum in dieser Weise nicht ohne weiteres integrierbar, denn als gefühlte Umgebung kann der Geruch nicht einer bestimmten Geruchsquelle zugeordnet werden. Relationen und räumlich metrische Distanzen von Geruchsquellen und riechenden Gegenständen können erst im Zusammenspiel mit den anderen Sinnen (z. B. dem nach Richtungen ortenden Sehen oder Tasten) erkannt werden. Den Geruchseindruck erfassen wir nicht, wie das Auge ein Objekt erfasst, wir sind ihm vielmehr ausgeliefert, wir erleiden den Geruchseindruck, wenn wir uns nicht entziehen. Der Geruch offenbart sich häufig als Gefühl, beispielsweise als Erinnerung an das vertraute elterliche Treppenhaus, und ist in dieser gefühlten Wirkung nicht kausal mit einem Emittenten in Verbindung zu bringen. Gerade weil die Gerüche im Raum nicht immer einem bestimmten Gegenstand, einem Ursprung zugeordnet werden können, ist der vom Geruch durchwirkte Raum eher sphärisch. Der Geruchsraum der Stadt äußert sich zumeist als Gefühl und zugleich als atmosphärischer Raum und ist sozusagen eingeschlungen in unsere räumlichen Vorstellungen, die aus unserer visuellen, auditiven, taktilen und gustatorischen Einbettung in das Städtische resultieren.

86 Crunelle, M. 1995: 172.

87 Wenn ich einen Geruch aus meiner Erfahrung kenne, wie z. B. den Geruch einer unkrautüberwucherten Brachlandfläche, habe ich ihn irgendwann zuvor bereits durch eine visuell-gegenständliche Wahrnehmung dem Objekt *Brachland* zugeordnet.

„Die Welt der Gerüche sei, so lautet eine beliebte Annahme, einer weiten Landschaft vergleichbar, deren Topographie sich entlang eines Geflechts von Ähnlichkeiten und Verschiedenartigkeiten entfaltet. Die Scheidelinie zwischen Vertrautheit und Fremdheit, Affinität und Abstoßung, positiven und negativen Assoziationshorizonten, die wir mit einzelnen Gerüchen verknüpfen, strukturieren diese Landschaft und formen dabei ein Gefüge unterschiedlichster Intensitäten, dessen Höhenzüge sich unserer Wahrnehmung aufdrängen, während weite Landstriche die Aufmerksamkeit unserer Sinne in das Ebenmaß des Gewohnten betten, aus dem jedoch unerwartet ein Eindruck sich zu lösen und an unser Vermögen zu appellieren vermag. Der Geruch gewohnter Orte, die Ausdünstungen uns vertrauter Menschen sind Zeugen dieser heimlichen Übereinkunft, mit deren Hilfe wir uns in unserem Alltag heimisch fühlen und die erst im Augenblick der Veränderung zum Gegenstand der Aufmerksamkeit werden.“⁸⁸

Im Augenblick der Veränderung der Geruchslandschaft geraten die genannten Polaritäten in Bewegung, erzeugen einen neuen, das Individuum umhüllenden atmosphärischen Raum.

Obleich bisher die Abgrenzung zum gegenständlichen und relationalen Raummodell betont wurde, muss der atmosphärische, olfaktorische Raum nicht als ein dazukonkurrierendes Raummodell begriffen werden. Vielmehr sind der olfaktorische Raum und damit auch der atmosphärische Raum in den relationalen Raum eingewoben, denn im nachdenkenden Erleben ist der Geruchseindruck stets ein Riechen *an* einem konkreten Ort. So ist der Geruch eine gefühlte Beziehung zu dem, was einen realräumlich umgibt und sich unter Umständen auch exakt vermessen lässt. Ist der momentane Ort meines Aufenthalts durch einen angenehmen Blütenduft geprägt, werde ich gerne verweilen, um mich weiter an diesem behaglichen Ort aufzuhalten. Der olfaktorische Eindruck unterlegt den relationalen Raum mit einer fühlbaren Matrix von präferierten Orten; der Mensch hält sich eben gerne in der wohlriechenden Umgebung eines innerstädtischen Parks auf, während er übelriechende Menschen und Räume wohl eher meidet. Weil in der Reflexion des Riechens geradezu unmittelbar zwischen dem *Angenehmen* und *Unangenehmen* unterschieden wird, erkennen wir im Riechen bereits eine Funktion. Diese Funktion kann als eine ästhetische begriffen werden, da mit

88 Busch, B. 1995: 10.

dem vorherrschenden Geruchseindruck der Polarität *angenehm – unangenehm* bereits ein Wahrnehmungsurteil gefällt ist, welches sich unmittelbar auf die eigene Person bezieht. Im eigenen Empfinden verortet sich der Riechende zu der ihn umgebenden Welt, zu den Menschen sowie zu den Dingen und Räumen. Die Wahrnehmungsurteile können so zu Faktoren gesellschaftlicher Differenzierung, zu Faktoren der Isolierung und Hervorhebung oder zu Faktoren, die Gefallen oder auch Missfallen erzeugen, werden.⁸⁹

Im Zusammenhang olfaktorischer Wahrnehmung gibt es jedoch nicht nur derartig polarisierende Urteile wie *angenehm – unangenehm*. In meiner empirischen Untersuchung von städtischen Räumen zeigt sich eine Bandbreite unterschiedlichster Geruchseindrücke und eine Vielzahl an Wahrnehmungsurteilen. Diese Urteile werden nicht immer unmittelbar in einen konkreten Handlungsimpuls umgesetzt, wie dies bei aggressiv stechend-riechenden Benzinlösungen der Fall ist, wenn sich der Riechende vom Stechenden durch eine abrupte und ruckartige, kontrollierte Bewegung abwendet. Das Wechselwirkungsgefüge zwischen einer Handlung und einer (Raum-) Wahrnehmung ist überaus kompliziert, doch der Geruch sollte durchaus zum geographischen Gegenstand werden, weil wir unsere Geruchswahrnehmung in der elementaren Lebenspraxis weder ausschalten noch grundsätzlich kontrollieren können. Wenn der Blick sich vom Grauenhaften abwenden kann, dann ermöglicht der Geruch kein Ausweichen. Im Riechen ist der Wahrnehmende dem Geruch bereits ausgesetzt, ohne dass er sich erst fragen kann, ob er dies möchte oder nicht. Der Riechende wird zu einem Urteil gedrängt, denn der Geruch ergreift diesen in eigentümlicher und unausweichlicher Weise und lässt ihn nicht teilnahmslos verharren. Durch die Gleichzeitigkeit des Atmens und Riechens sind wir zu jedem Zeitpunkt einer uns überraschenden Geruchswahrnehmung ausgesetzt. Wenn also permanent gerochen wird, warum erleben wir dennoch die Stadt zumeist – sehen wir von den Geruchsbelästigungen durch den Verkehr einmal ab – als geruchsarm⁹⁰, geschweige denn duftend?

89 Vgl. Sturm, H. 1990: 33.

90 Payer spricht im Zusammenhang der modernen Stadt von einer Geruchsarmut (vgl. Payer, P. 1997: 10). Jütte weist darauf hin, dass spätestens seit dem 18. Jahrhundert mit der zunehmenden Geruchsarmut der Städte auch eine Verringerung des Geruchswortschatzes im Deutschen einherging (vgl. Jütte, R. 2000: 229).

1.4 Multisensual geographies

Im anglophonen Sprachraum wurde immer wieder versucht, die immateriellen olfaktorischen Eindrücke in ihrer Bedeutung für Raumwahrnehmungsprozesse analytisch im Rahmen einer geographischen Theorie zu behandeln. In dem von Gary Bridge und Sophie Watson herausgegebenen *Companion to the city* werden im Kapitel *City life and the senses*⁹¹ in einer kurzen Passage Ansätze zur Thematisierung von Geruchseindrücken skizziert. Nicht nur aufgrund des kurzen Problemaufrisses, sondern auch wegen des knappen Verweises auf olfaktorische Geographien, verdeutlicht John Urry die unzureichende Forschungslage. Die „smellscapes“⁹² von Douglas Porteous und die „olfactory geographies“⁹³ von Paul Rodaway sind bei Urry immer wieder Bezugspunkte seiner Darstellung und werden in der vorliegenden Arbeit daher als prominente Beispiele der Thematisierungsweise von Geruch und geographischem Raum eingestuft. Obwohl Porteous vom Begriff der Landschaft und Rodaway eher vom Begriff der (Raum-) Wahrnehmung ausgeht, liegt beiden Arbeiten die explizite Betonung des Multisensualen und die Kritik am Visualitätsparadigma zugrunde.

1.4.1 *Landscapes of the mind*

Für Porteous haben die Geographen vor allem die Aufgabe, die Landschaft zu untersuchen, wobei er Landschaft sowohl physisch als auch sozial begreift. Der moderne Mensch ist mit Landschaften überaus vertraut, weil er in ihnen lebt und durch sie hindurch reist. Zudem beschäftigen wir sogar Architekten, um sie zu planen und zu gestalten.⁹⁴

*„Landscapes are a given. So much so, apparently, that the very word landscape has superseded the previously overused situation in mediaspeak“*⁹⁵.

Ungeachtet der Tatsache, dass in dieser inflationären Weise gegenwärtig überall von Landschaften, auch politischen Landschaften, gesprochen wird,

91 Urry, J. 2003.

92 Porteous, D. J. 1990: 21. Eine frühere Publikation von Porteous zu den „smellscapes“ ist in weiten Teilen ähnlich (vgl. Porteous, D. J. 1985).

93 Rodaway, P. 1994: 61.

94 Vgl. Porteous, D. J. 1990: 3.

95 Ebd.: 3 (Herv. i. Orig.).

streicht Porteous die Bedeutung des Landschaftsbegriffs für die Geographie heraus. Das spezifisch Geographische daran sieht er im Streben des Menschen, in der physischen Landschaft zu Hause zu sein und gleichzeitig in einer sozialen Landschaft zu leben, welche einer institutionalisierten Vorstellung von „gutem Leben“ entsprechen soll.⁹⁶ Daher schlussfolgert er auch: „In all senses, landscape reflects where we're at.“⁹⁷ Die Geographie hält sich also nicht nur an der Nahtstelle von physischer und sozialer Landschaft auf, sondern muss beide Sphären aufeinander beziehen, indem sie betrachtet, wie wir uns zur physischen Landschaft in Beziehung setzen. Die Geographie wird von Porteous daher als politisches Programm begriffen, denn zu erdrückend ist die Situation des vergesellschafteten Subjektes in den modernen Industrienationen. Der moderne Mensch lebt entfremdet von seinen sinnlichen Möglichkeiten in einer ungesunden Umwelt, die auf gesamtgesellschaftlicher Ebene, durch die Entwicklung alternativer Technologien und einem nachhaltigen Lebensstil, verändert werden könnte.⁹⁸ Porteous sieht die Geographie in der Pflicht, diesen veränderten gesellschaftlichen Umgang mit der Welt zu propagieren, daher spricht er besonders von einer „green geography“⁹⁹. Neben diesen gesamtgesellschaftlichen Veränderungsmöglichkeiten sieht er aber die größten Entwicklungschancen auf der Mikroebene: in der Veränderung der privaten Gewohnheiten. Der Einzelne sollte sich auf grundlegende Bedürfnisse besinnen und besonders seine sinnliche und seelische Verfasstheit stärker berücksichtigen.¹⁰⁰

„The ultimate goal, then, is the re-enchantment of the world and the redemption of mankind from an ultimately self- and world-effacing way of life. The more modest goal of this book is to open up the possibilities of that mysterious terrain known as the landscape of the mind, that is, to explore some of the basic sensual an existential characteristics of the human condition.“¹⁰¹

96 Vgl. ebd.: 3.

97 Ebd.: 3.

98 Vgl. ebd.: XIV.

99 Ebd.: XIV.

100 Vgl. ebd.: XIV.

101 Ebd.: XIV.

Einen Ausdruck des sich selbst entfremdeten Menschen sieht er in der Vorherrschaft des Visuellen, welches selbst dann noch das Primat unserer Wahrnehmung bleibt, wenn wir uns bewusst aus der Stadt hinausbegeben, um dem visuellen Albtraum der Städte¹⁰² zu entfliehen. Doch bereits diese Fluchtbewegung verdeutlicht die Unsensibilität moderner Individuen, die sich ihrer sinnlichen Verfasstheit nicht mehr bewusst sind, denn zum Zwecke der Erholung vom visuellen Albtraum der Städte, fahren wir in Nationalparks und betrachten die Landschaft von sorgfältig überwachten und vorgeschriebenen Aussichtspunkten aus.¹⁰³ Wenn wir sie betrachten, sind wir immer mit einem visuellen Konstrukt konfrontiert, denn Landschaft ist etwas, *worauf* wir schauen beziehungsweise was wir uns als eine visualisierte Metapher vorstellen.¹⁰⁴ Porteous spricht mit seinem Visualitätsbegriff ebenfalls die „Fernnähe“¹⁰⁵ des intellektuellen Sehnsinns an, der uns „draußen“ belässt. So distanziert das Visuelle den modernen Menschen von seiner Landschaft: „it is easy to be disengaged.“¹⁰⁶ Im scharfen Kontrast hierzu stehen die nicht-visuellen Welten um den Wahrnehmenden, welche ergreifen und Emotionen wecken.

„These hot, emotional senses are highly arousing, filling the self with feelings of pleasure, nostalgia, revulsion, and affection. [...] Above all, smell and the other non-visual senses are deeply bound up with the experience of pleasure.“¹⁰⁷

Das Konzept der „smellscapes“ wurde von Porteous unter dem Blickwinkel der umweltökologischen Debatte um Entfremdung, alternative Technologien und Ressourcenschonung entworfen. Genauso wie die „soundscapes“ in der Diskussion um die sinnliche Qualität des Städtischen vom Gedanken des Krachs dominiert werden, sind die „smellscapes“ häufig nur als Verschmutzung thematisiert.¹⁰⁸ Die Frage nach einem „gelingenden Leben“ angesichts

102 Vgl. ebd.: 4.

103 Vgl. ebd.: 4f.

104 Vgl. ebd.: 4.

105 Wulf, C. 1984: 22.

106 Porteous, D. J. 1990: 5.

107 Ebd.: 7.

108 Vgl. ebd.: 43f.

einer zunehmend gesundheitsbedrohlichen Industrialisierung skizziert meines Erachtens einen Raum der Bedrohung, einen pathologischen Raum.

1.4.2 „Smellscapes“

Porteous' Konzept der „smellscapes“ geht davon aus, dass die Gerüche ebenfalls räumlich sind und eine Ortsbeziehung ausbilden helfen. Der Begriff „smellscape“ wird von Porteous analog zum Begriff der Landschaft (engl. *landscape*) verwendet.

„In particular, he [Porteous] considers the rich detailed evocations of place and attachments to specific places found in novels, biographies, poems and diaries. Smellscape has much the same limitations as the term soundscape [...], since the analogy to the term 'landscape' brings with it the connotations of artistic creation and aesthetic contemplation.“¹⁰⁹

Meines Erachtens untermauert und erweitert Porteous das von ihm kritisierte Visualitätsparadigma, indem er die „smellscapes“ als *nicht konstant*, sondern als räumlich *bruchstückhaft* und zeitlich *episodisch* begreift.¹¹⁰ Dabei unterlegt er die Vorstellung der „smellscapes“ ebenfalls mit einem Denken, welches auf visuell definierte Kategorien rekurriert. Eine ähnliche kritische Einschätzung der „smellscapes“ formuliert auch Paul Rodaway.

„Smells do not offer scenes or views, objects arranged and set at a distance from the observer. Rather, smells are present or not present, in varying degrees of intensity and subject to the movement of air (or the locomotion of our bodies through space). Smells infiltrate or linger, appear or fade, rather than take place or situate themselves as a composition.“¹¹¹

Während Rodaway erkennt, dass das Erscheinen und Verschwinden der Gerüche eine Eigenart des Geruchs ist, können die „Smellscapes“ nur dann von Porteous als *bruchstückhaft* angenommen werden, wenn er sie wie die messbare visuelle Landschaft „ansieht“. Der gesehene Raum ist stets zusammenhängend, fortlaufend und endlos, denn im Sehen gleitet der Blick über die dinglich-materielle Umwelt und es wird immer *etwas* gesehen. Der olfaktorische Raum existiert hingegen für das wahrnehmende Subjekt genau

109 Rodaway, P. 1994: 63.

110 Vgl. Porteous, D. J. 1990: 25.

111 Rodaway, P. 1994: 64.

dann, wenn ein Geruch gerochen wird beziehungsweise ein emotionaler Eindruck spürbar ist. Der Geruchsraum ist aber gerade deshalb nicht *bruchstückhaft*, denn entweder ist er existent oder nicht. Die Existenzweise des Geruchs charakterisiert sozusagen die Eigenart des olfaktorischen Raums, die Art seines genuinen Erlebens. Wenn ein Geruch präsent ist, dann ist er immer vollständig anwesend.

Der umgebende Raum wird im Zusammenspiel des visuellen und olfaktorischen Eindrucks bedeutsam: Gerüche werden auf gesehene Gegenstände bezogen; plötzlich und unvermutet auftretende Gerüche werden in einem Akt des suchenden Sehens kognitiv bestimmten Ausschnitten und Gegenständen der Umgebung als Geruchsquelle zugeschrieben (vgl. Kap. 4.3). Dabei vermittelt das Sehen dem Individuum eine zusammenhängende realräumliche Physiognomie des Raums, während der Geruch diskontinuierlich und unzusammenhängend auftritt. Doch erst im permanenten Abgleich von visueller und geruchlicher Sphäre wird der Geruch als diskontinuierlich und bruchstückhaft beschreibbar, denn die Gegenstände der Umgebung werden auch dann noch gesehen, wenn sie schon längst nicht mehr gerochen werden. Ist der Geruch nicht präsent, weil er nicht gerochen wird, hat er jedoch immer noch eine Bedeutung, nämlich die Bedeutung der *Geruchlosigkeit*. Die Geruchlosigkeit verweist gedanklich immer auf Geruch. Die Absicht, den modernen städtischen Raum geruchlos zu machen, verweist insofern bereits auf Geruch, als in diesem Willen zur Vermeidung einer potentiellen Belästigung durch unangenehme Gerüche, Geruchlosigkeit angestrebt wird.

Unangefochten bedeutsam sind Gerüche und Geräusche für die Wahrnehmung von Landschaft gerade deshalb, weil sie dem Wahrnehmenden nützliche Informationen über die Umgebung vermitteln. Im Zusammenspiel mit den übrigen Sinnen entfaltet der Geruchssinn seine Qualität für eine Reflexion über die wahrgenommenen Räume.

“In combination with vision and tactility, smell and the other apparently 'non-spatial' senses provide considerable enrichment of our sense of space and the characterized individually, or even typed, by smell, from the smell of India, of Mexico”¹¹².

112 Porteous, D. J. 1990: 26.

Porteous nennt den Gesichts- und Tastsinn zuerst, wenn es um eine Zusammenarbeit der Sinne geht. Damit führt er explizit zwei Sinnesmodalitäten an, die sich darin ähnlich sind, dass sie beide Raumhaftigkeit ergeben: im Sehen ist dies das raumverkürzende und Übersicht gewährende Flächen- und Tiefsehen¹¹³ so wie die taktile Wahrnehmung, die kleinere räumliche Formen erfasst¹¹⁴. Beide Sinne richten ihre Aufmerksamkeit entsprechend auf materielle Dinge, während Gehör, Geschmack und Geruch sich in dieser Weise nicht primär der Gegenstandswahrnehmung zugänglich machen (vgl. Kap. 4.3). Gerüche, Geräusche und Geschmäcker können ohne ein gleichzeitiges Spüren oder Sehen dinglich-materieller Quellen nicht zugeordnet werden.¹¹⁵ Dementsprechend ist auch der Geruch von „Indien“ oder „Mexiko“ ein Geruch, der einer geographischen Einheit zugeordnet werden kann, die bereits durch kognitives Wissen in ihrer Gestalt oder Konstitution gebildet ist. Betrachtet man hingegen die Eigenart des Geruchssinns aufmerksamer, so fällt auf, dass der Geruch ein atmosphärisches Spüren des Raums initiiert. Er tritt weniger bruchstückhaft auf und ist zuweilen über den Raum geradezu ausgebreitet. Indem Porteous diese wahrnehmungstheoretischen Überlegungen in seiner Forschungsintention unberücksichtigt lässt, kann er mit seinem eher umweltökologisch motivierten Problemaufriss das Visualitätsparadigma nicht überwinden. Sein Konzept der „smellscapes“ reflektiert daher vielmehr die sich durch zunehmende Industrialisierung und wandelnde Lebensweisen einstellenden Veränderungen der olfaktorischen Landschaften, sowohl auf dem Land als auch in der Stadt. Gerade weil Porteous die „smellscapes“ auch in ihrer Zeitlichkeit begreift, arbeitet er unterschiedliche „smellscapes“ in einer sich historisch wandelnden Gesellschaft heraus. Einige „smellscapes“ werden zukünftig verschwinden, während einige neue, durch veränderte Lebens-, Arbeits- und Produktionsweisen, hinzukommen werden.

Porteous klassifiziert die „smellscapes“ mittels dreier Faktoren:

1. „The smell of persons“¹¹⁶

113 Vgl. Gosztonyi, A. 1972: 72.

114 Vgl. ebd.: 86.

115 Abgesehen sei hier natürlich von sinnlichen Erfahrungen, die man gerade deshalb bestimmten dinglich-materiellen Quellen zuordnen kann, weil sie als Quelle eines bestimmten Geruchs bereits bekannt sind.

116 Porteous, D. J. 1990: 27 (Herv. W. B.).

Hierunter fasst Porteous „smellscapes“ zusammen, welche sich durch die Distinktionsmerkmale Ethnizität, Rasse, Kultur, Alter, Geschlecht und Klasse herstellen.¹¹⁷ Als Beleg hierfür führt er einige Beispiele an, deren Reflexionsgrad nicht allzu hoch einzuschätzen ist, denn teilweise verbergen sich manifeste Stigmatisierungen hinter diesen olfaktorischen Zuschreibungen (vgl. Kap. 2.3). Befremdlich ist sein Beispiel der Vietcong-Kämpfer, welche die amerikanischen Truppen an einem käsigen Geruch erkannt haben sollen, der von einem erhöhten Verzehr von Milchprodukten entstanden sei.¹¹⁸ Möglicherweise treten solche Phänomene gelegentlich auf, fraglich bleibt allerdings, inwiefern es sich hierbei nicht um sehr prägnante Idiosynkrasien handelt, deren Bedeutung weniger aus ihrer Verallgemeinerbarkeit als eher aus ihrem besonders hohen erzählerischen Potential herrührt.¹¹⁹ Gut nachvollziehbar sind hingegen die Beispiele, die sich auf das Distinktionsmerkmal Klasse beziehen.¹²⁰

„Labouring peoples' work was dirty and promoted sweating, yet their sanitary arrangements prevented complete cleanliness. Conversely, the well-off sweated less and could wash more.“¹²¹

2. „Smell in space and place“¹²²

Menschen identifizieren sich mit Räumen und bilden damit nach Porteous eine grundlegende Voraussetzung für „smellscapes“.¹²³ Vielleicht gerade, weil Regionen oder größere geographische Einheiten unter diesem Moment der Identifikationsstiftung betrachtet werden, können mit bestimmten – vielleicht typischen – Qualitäten, Räume erst als zusammenhängende und aufeinander bezogene Einheit begriffen werden. Die „smellscapes“ wären dementsprechend Räume, deren räumliche Einheit durch das Auftreten ähnlicher oder unmittelbar aufeinander verweisender und bezogener Gerüche erkannt würde. Dies ist zum Beispiel für die un-

117 Vgl. ebd.: 27.

118 Vgl. ebd.: 27.

119 Fraglich sind diese Berichte nicht zuletzt deshalb, weil unter der Kategorie *amerikanischer Soldat* zum einen unterschiedliche Ethnien und zum anderen Menschen mit unterschiedlichsten Nahrungsgewohnheiten subsumiert werden.

120 Vgl. ebenso Urry, J. 2003: 393.

121 Porteous, D. J. 1990: 28.

122 Ebd.: 29 (Herv. W. B.).

123 Vgl. ebd.: 29.

terschiedlich agrarisch genutzten Räume gut nachvollziehbar. Eine Weinbauregion unterscheidet sich olfaktorisch von einer Vieh- oder Milchwirtschaftsregion. Ein typischer „Landgeruch“, der durch die Gerüche der Viehwirtschaft, die Verarbeitung von Milch, aber auch durch Abfallgerüche der Vieh- und Milchwirtschaft gekennzeichnet ist, lässt vor allem durch diese produktionsbedingten Geruchsprofile eine nachvollziehbare Abgrenzung zu anderweitig agrarisch genutzten Räumen zu.

Nach Porteous sind große geographische Regionen durch Geruchseindrücke intersubjektiv beschreibbar, wobei ebenso Kontinente, Länder, Nachbarschaften (besonders ethnische) und Häuser besondere „smellscapes“ ausbilden.¹²⁴

*„Continents, countries, regions, neighbourhoods (especially 'ethnic' ones), and houses have their particular smellscapes. I can recall, for example, the exotic smells of India; the wild-herb scents of rural Greece; the peculiar odour of Humber-side mud; the smells of horse, sea, and grass on Eastern Island; Italian pasta and aniseed in Boston's North End; arab and chinese food in its South End; the cedar cindling and dried alder in my woodshead.“*¹²⁵

Auch der Stadt-Land-Gegensatz findet entgegen aller bemühten Nachweise des Stadt-Land-Kontinuums seine Fortsetzung in den „smellscapes“. In den städtischen Regionen heben sich individuelle Geruchsergebnisse vor dem olfaktorischen Hintergrund der omnipräsenten Automobilabgase ab.¹²⁶ Nach Porteous kann man Städte durch ihren Geruch in „Pulp-mill towns, colliery towns, leather-working towns, chemical towns, smelting towns“¹²⁷ untergliedern. Abgesehen von den Behausungen der ärmeren Landbevölkerung mit ihren zum Teil unzureichenden sanitären Einrichtungen, wird das Land, zumindest in den von Porteous herangezogenen älteren literarischen Schilderungen, durch positiv besetzte „smellscapes“ vermittelt.¹²⁸ Die in Verbindung mit der Landwirtschaft entstehenden „smellscapes“ werden ebenso positiv herausgehoben,

124 Vgl. ebd.: 31.

125 Ebd.: 31.

126 Vgl. ebd.

127 Ebd.: 31f.

128 Vgl. ebd.: 32f.

wie die Gerüche, welche an der Meeresküste auftreten. Allerdings gehören diese positiv bewerteten „smellscapes“ mittlerweile eher der Vergangenheit an, denn zu sehr haben sich die Agrarwirtschaft und der Lebensstil auf dem Lande durch zunehmende Automobilisierung, neue Agrartechnologie, Massentierhaltung und neue Konservierungstechniken insbesondere in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gewandelt.¹²⁹

3. „Smellscape in time“¹³⁰

Die „smellscapes“ verändern sich somit auch durch die unterschiedlichen Arbeits- und Produktionsformen innerhalb einer definierten räumlichen Einheit. Eine grundlegende Veränderung der olfaktorischen Eindrücke hat sich wohl mit der zunehmenden Elektrifizierung der Produktions- und Lebenswelt eingestellt. Während in den industrialisierten Ländern zunächst metallische und ölige Gerüche, Kohlenfeuergerüche und Smog vorherrschend waren, wandelt sich dieser Eindruck aktuell zumindest in den westlichen „Wohlstands-Nationen“ gravierend. Die Zeitlichkeit der „smellscapes“ erschließt sich hier also eher implizit über den historischen Kontext und die historische Entwicklung bestimmter Produktions- und Konsumtionsräume. Eine unmittelbarere zeitliche Dimension der „smellscapes“ ist die tageszeitliche und jahreszeitliche Veränderung der Geruchslandschaft.

„Frosty or dewy mornings are especially conducive to smell generation. At daybreak and at dusk, smells are especially apparant.“¹³¹

Neben den tageszeitlichen und jahreszeitlichen lassen sich auch saisonale Veränderungen der „smellscapes“ erkennen, wie Weihnachten und nationale Feiertage („Thanksgiving“). Die „smellscapes“ verweisen durch den Zeitpunkt ihrer Inszenierung auf kulturelle Lebenspraktiken einer Bevölkerungsgruppe, was sich am duftenden Weihnachtsmarkt des christlichen Weihnachtsfestes verdeutlicht. Die Verwendung besonderer Gewürzmischungen für die Herstellung weihnachtlicher Gerichte mit Zimt, Nelken und Anis wird räumlich erfahrbar durch öffentlich inszenierte Formen von Weihnachtlichkeit, wie Weihnachtsmärkte, Glühweinstände, Kastanienröstereien etc. Der öffentliche Raum wird durch den Geruch

129 Vgl. ebd.: 33.

130 Ebd.: 34 (Herv. W. B.).

131 Ebd.: 35.

bestimmter Produkte und deren Produktionsgerüche zu einer olfaktorisch eindringlich präsenten „smellscape“, die in zeitlich festgelegter Rhythmik jedes Jahr wiederkehrt.

Der Begriff der „smellscapes“ bezieht sich immer schon auf räumliche Einheiten, die durch andere Sinne beziehungsweise gedankliche Reflexion bereits konstituiert sind, weil der Geruch den Raum nicht in seiner gegenständlichen Abgrenzung erkennen lässt. Das Konzept der „smellscapes“ stellt eine Auflistung unterschiedlich riechender Räume zur weiteren Analyse zu Verfügung. Porteous gibt einige hilfreiche Hinweise, indem er mit seinem programmatischen Appell, der Sinnlichkeit mehr Raum zu geben, eine Neubewertung von Gerüchen auch für die geographische Forschung einfordert.

„For to retain a rich, placeful world, individuals must come to appreciate the sensuous complexity of their environments. Smells are an important, though neglected, part of our perceived sensescape. Life in future blandscapes will be severely impoverished if negative smells are annihilated and little effort made to promote pleasant environmental odours. The smellscape is an emotive environment, not an intellectual one, and as such, should be cherished.“¹³²

Begreift man die olfaktorische Landschaft einer Stadt als eine emotionale, dann geben die Gerüche Auskunft darüber, wie sich die Bevölkerung mit unterschiedlichen Konsumtions- und Produktionsweisen in einer Stadt fühlt und entsprechend ihre Beziehung zur Stadt ausdrückt und in Szene setzt. An vielen Stellen des „smellscape“-Konzepts bleibt allerdings offen, wie sich eine Beziehung zwischen dem wie auch immer konstituierten Raum und dem Geruchseindruck herausbildet, die dann identifikationsstiftend für die lebensweltlichen Räume der Wahrnehmenden sein soll.

1.4.3 *Sensuous geographies*

Der amerikanische Geograph Paul Rodaway stellt in einem umfangreichen Werk seine Konzeption der „sensuous geographies“¹³³ vor, unter denen er auch die „olfactory geographies“¹³⁴ subsumiert. Die Geographie sieht Rodaway durch die Wahrnehmung der Welt um uns herum konstituiert, die sich in den räumlichen Beziehungen und der Identifikation mit unterschiedlichen

132 Ebd.: 45.

133 Vgl. Rodaway, P. 1994.

134 Ebd.: 61.

Plätzen formiert.¹³⁵ Die Sinne werden dabei in seinem Modell nicht als eine Apparatur zur Wahrnehmung begriffen, sondern sie sind ein integraler Bestandteil der alltäglichen Lebenspraxis.¹³⁶

„The senses are [...] providing us with both information about a world around us and, through their structure and the way we use them, the senses mediate that experience. The sensuous – the experience of the senses – is the ground base on which a wider geographical understanding can be constructed.“¹³⁷

Auch die vernachlässigten haptischen und olfaktorischen Sinne sind in ihrer Bedeutung für geographische Forschung nicht einfach passive Rezeptoren, sondern in die Strukturierung der umgebenden Welt unmittelbar eingreifende Weisen der Welterschließung.¹³⁸ Entsprechend integriert das Konzept der „sensuous geographies“ alle Sinne in ein geographisches Forschungsdesign, um so der multidimensionalen und multisensuellen Alltagswelt der Wahrnehmenden besser Rechnung tragen zu können. Die Sinne werden von Rodaway als für die Geographie nützlich verstanden, insofern sie die Orientierung im Raum, ein Bewusstsein für räumliche Beziehungen und die spezifischen Qualitäten eines Ortes, unterstützen.¹³⁹

“Yet also, each sense mode seems to offer its own distinctive character to that experience and, in particular contexts, a certain sense and a specific style of operation of that sense (which is biologically and culturally determined) may play a hegemonic role in establishing geographical meaning. Thus the multisensual nature of geographical experience is not even but variable across space and through time, between individuals and communities, between cultures and periods. Sensuous characters are various in character and changing, and any general characteristics recognised are specific to a given socio-historical context.“¹⁴⁰

135 Vgl. ebd.: 13.

136 Vgl. ebd.: 4.

137 Ebd.: 3.

138 Vgl. ebd.: 4.

139 Vgl. ebd.: 4.

140 Ebd.: 37.

Rodaway ist sich durchaus bewusst, dass unterschiedliche Kulturen zu verschiedenen Zeiten die Sinne schon immer sehr unterschiedlich eingeschätzt haben. Daher kann eine „sensuous geography“ auch nicht einfach eine Erfahrung mit den Sinnen beschreiben. Ein solches Konzept muss reflektieren, in welcher Form menschliche Beziehungnahme zur Umwelt stattfindet und was überhaupt eine geographische Realität innerhalb einer Gesellschaft konstituiert.¹⁴¹ Auch Rodaway sieht ein Problem für die geographische Geruchsforschung im limitierten Vokabular für Geruchseindrücke,¹⁴² dennoch hebt er nicht auf ein grundsätzlich defizitäres Verständnis vom Geruchssinn ab. Vielmehr geht es ihm darum zu betonen, dass jeder Sinn seine eigene Spezifik bezüglich unterschiedlicher geographischer Gegenstände und Sachverhalte besitzt. Jeder menschliche Sinn ermöglicht eine spezifische und ihm eigentümliche Weise der Wahrnehmung, wobei diese lebensweltlich in unterschiedlichen Kontexten und auf verschiedene Weise zum Tragen kommt.

“Yet, without the haptic and taste-smell system, much of our ability to locate ourselves in space, distinguish friend from foe, recognise food and identify ourselves with a home-space would be lost.”¹⁴³

„Sensuous geographies“ verstehen sich als ein Konzept, welches nicht nur versucht, die Multisensualität alltäglichen Erlebens für geographische Fragestellungen handhabbar zu machen. Darüber hinaus möchte Rodaway auch eine Haltung verinnerlicht wissen, die den Geruchssinn in seinen analysierenden Möglichkeiten und nicht als unzulänglich und verkümmert begreift. Auch der olfaktorische Sinn ist gleichberechtigt im Verbund mit den anderen Sinnen. In erster Linie interessieren Eindrücke, die der Geruch von der Struktur des umgebenden Raums, den räumlichen Beziehungen, der Orientierung im Raum und der Beziehung zum jeweiligen Ort verdeutlicht.¹⁴⁴ Der olfaktorische Sinn wird von Rodaway in seinen unterschiedlichen Fähigkeiten wie folgt charakterisiert.

1. Gerüche können unterschieden werden und mit unterschiedlichen Geruchsquellen (Dingen sowie Organismen), Ereignissen und Situationen in Zusammenhang gebracht werden.

141 Vgl. ebd.: 6.

142 Vgl. ebd.: 36.

143 Ebd.: 61.

144 Vgl. ebd.: 62.

2. Der Geruch spielt eine wichtige Rolle beim Erinnern an vergangene und gegenwärtige Erfahrungen mit Orten.
3. Der Geruchssinn hat eine warnende Funktion. Eine Veränderung des Geruchs in unserer Umgebung kann unsere Aufmerksamkeit wecken.
4. Gerüche sind eng mit Emotionen verbunden, wobei diese Emotionen nicht für alle Individuen oder in allen Kulturen gleich sind.¹⁴⁵

Während im Konzept der „smellscapes“ der Geruchssinn gerade im Hinblick auf seine diskontinuierliche Struktur mit der visuell erfassbaren Landschaft verglichen wurde, grenzt Rodaway den olfaktorischen Eindruck nicht vom Visuellen explizit ab, sondern gesteht ihm eine eigene Struktur zu.

“The basic geography of smell is therefore experienced as the perception of an odour in or across a given space, perhaps with varying intensities, which will linger for a while and then fade, and a differentiation of one smell from another and the association of odours with particular things, organisms, situations and emotions which all contribute to a sense of space and the character to places.”¹⁴⁶

Die „olfactory geography“ ist folglich auch nicht in traditioneller Weise in einer Landkarte, mit einem artifiziellen Über- oder Rundumblick auf die unterschiedlichen Gerüche und deren Quelle, abbildbar.¹⁴⁷ Da nicht nur Gerüche wechselnd intensiv sind, sondern auch mit diesen Geruchseindrücken verbundene Gefühle auftauchen und verschwinden, kann nicht umstandslos eine Landkarte entworfen werden.

“Olfaction gives us not just a sensuous geography of places and spatial relationships, but also an emotional one of love and hate, pain and joy, attachment and alienation.”¹⁴⁸

Über die im Riechen gegebenen Emotionen knüpft der Wahrnehmende ein „festes Band“ zwischen sich und seiner Umgebung, „this bonding is established by the direct contact between the body, or the smell-taste perceptual system, with the environment or features within it.“¹⁴⁹ Dieses enge Band

145 Vgl. ebd.: 64f.

146 Ebd.: 68.

147 Vgl. ebd.: 68.

148 Ebd.: 74.

149 Ebd.: 67.

zwischen dem Wahrnehmenden und seiner Umgebung verstärkt sich zudem, weil Geruchseindrücke zuweilen heftige Erinnerungen hervorrufen.¹⁵⁰

Wie bereits Porteous in seinem Konzept der „smellscapes“ erläutert, haben sowohl der ländliche als auch städtische Raum im Lauf der Historie eine fundamentale olfaktorische Veränderung erfahren.

“In the outside environment, the transformation of olfactory experience is less direct and more an unplanned consequence of changes in economic and social practices. In moving from farming to manufacturing, from villages to cities, from horses and carts to cars and lorries, we have replaced one smellscape with another to a great extent for much of our everyday lives.”¹⁵¹

In diesen olfaktorischen Variationen der modernen Städte begründet sich auch die negative Thematisierung der städtischen Gerüche, welche häufig mit Verschmutzungen durch den Verkehr und die Industrie in Zusammenhang gebracht werden (vgl. Kap. 2.4). Während ländliche (natürliche) Gerüche, wie der Farmgeruch, der Geruch blühender Bäume, der Geruch des Seesalzes immer noch als Geruchslandschaft akzeptiert sind, werden andere Gerüche zunehmend kontrolliert und organisiert¹⁵², wobei Rodaway vier unterschiedliche Strategien im Umgang mit Gestank vorstellt:

„1 Cleansing – the removal of smells, especially strong smells, by washing and other tools of dissipation.

2 De-odorisation – the removal of unwanted smells by the addition of masking smells (incense, deodorants, sprays).

3 Synthesis – the manufacture of 'bottled' smells, either as extracts from natural odour compounds or, increasingly, the generation of new, synthetic smells (perfumes, odours).

4 Labeling – the adding of a specific smell to a product or space, replacing any previous odour profile by a new one with desired properties and culturally agreed associations.”¹⁵³

Auch Urry bezieht sich in seiner Zusammenfassung *City life and the senses* auf die Strategien des „cleansing“ und der „de-odorisation“, wenn er auf die

150 Vgl. ebd.: 73.

151 Ebd.: 152.

152 Vgl. ebd.: 151.

153 Ebd.: 151 (Herv. i. Orig.).

Abneigung bürgerlicher Gesellschaften gegen strenge Gerüche zu sprechen kommt.¹⁵⁴ Verhaltensanweisungen der Hygiene, Geräte und aufwendige Lüftungsanlagen werden bemüht, um Gerüche aus dem alltäglichen Leben zu entfernen.¹⁵⁵ Mit den Strategien der Geruchsvermeidung ist ferner die Entwicklung eines öffentlichen Gesundheitswesens verbunden, die Trennung von Brauch- und Abwasser und die Kanalisierung von Abwasser im Untergrund, damit die Gerüche weder der Nase noch dem Auge auffällig werden können (vgl. Kap. 2.5).¹⁵⁶ Doch aller Säuberung, Kontrolle und Lenkung zum Trotz offenbart der Geruch als Zersetzungsgeruch seinen subversiven Charakter¹⁵⁷; Zersetzungsprozesse schreiten allerorten unaufhaltsam und unkontrolliert voran und lassen sich daher auch nicht umfassend aus der öffentlichen und privaten Sphäre verbannen.

Der Ansatz der „sensuous geography“ ist sicherlich sinnvoll, insofern er alle Sinne in den geographischen Forschungsprozess integriert wissen möchte, was gerade in stadtplanerischer Hinsicht auf stadthygienische Maßnahmen nachvollziehbar wird. Im Gegensatz zu den „smellscapes“ begreift Rodaway die „olfactory geographies“ nicht in Konkurrenz, sondern komplementär zu visuellen Analysen, daher wird der Geruchssinn auch nicht als defizitär bestimmt. Stattdessen wird der olfaktorische Sinn in seinen Eigenarten anerkannt und damit im Besonderen, dass er sich *in* und *über* einen Raum ausbreitet, um wieder zu verschwinden und zugleich über das Gefühl einen „sense of space“ und den „character of place“ vermittelt.¹⁵⁸ Allerdings wird die Wirkung des Geruchs auf das Gefühl immer als eine Assoziation verstanden. Der Raum der „olfactory geographies“ wird nicht als eine gefühlte Umgebung begriffen, die im Moment des Geruchserlebens als fühlbare Atmosphäre des Raums mit dem Wahrnehmenden korrespondiert, wie dies im wahrnehmungstheoretischen Ansatz der Leibphänomenologie hervorgehoben wird (vgl. Kap. 5). Zur Untermauerung seiner „olfactory geographies“ greift Rodaway auf Beispiele zurück, die allesamt dem Bereich der Dichtung (mit Ausnahme weniger Beispiele zu Strategien des *cleansing*, *synthesis*,

154 Urry, J. 2003: 394.

155 Vgl. ebd.: 394.

156 Vgl. ebd.: 394.

157 Vgl. ebd.: 395.

158 Vgl. Rodaway, P. 1994: 68.

labeling, de-odorisation) entliehen sind und mit dem Stilmittel der poetischen Rede operieren. Es bestätigt sich auch hier, dass eine weit verbreitete Tendenz besteht, in der Verdeutlichung von Geruchseindrücken immer auf das artifizielle und fiktive poetische Schreiben zurückzugreifen. Dadurch wird auch von Rodaway in erster Linie der ohnehin bestehende Eindruck, dass über Geruchseindrücke nur in dieser poetisch schwelgenden Weise berichtet werden könne, vermittelt.

1.5 Die französische „géographie des odeurs“

Im francophonen Sprachraum war Ende der 1990er-Jahre eine einmalige, aber dennoch vielfältige Untersuchungstätigkeit zu einer „géographie des odeurs“¹⁵⁹ zu verzeichnen. Diese Untersuchungstätigkeit entfaltete sich aufgrund einer geringen Scheu der französischen Geographen vor traditionell der Ethnologie zugeordneten Fragestellungen und einer humorvollen Einstellung zum geographischen Arbeiten. Ein dem Sammelband vorangestellter Text aus dem Jahr 1947 von André Siegfried karikiert etwas flapsig eine Prämisse geographischen Arbeitens mit den Worten:

*„Il y a une géographie de tout. L'homme de tempérament géographique est celui qui envisage tout sous cet aspect, qui, à propos de tout, fait une carte.“*¹⁶⁰

Während Geographen mit ihrem zuweilen positivistischen Wissenschaftsverständnis immerzu eine Karte anfertigen wollen, wird von Siegfried ein grundsätzlich neugieriger und vorbehaltloser Umgang mit der umgebenden

159 Vgl. Dulau, R./Pitte, J.-R. 1998. Dieses Projekt war in Frankreich einmalig und es folgten keine weiteren eigenständigen Buchpublikationen zu diesem Thema. Die meiner Arbeit zugrunde liegenden eigenen Übersetzungen weisen aufgrund von Inkompatibilitäten in der deutschen und französischen Sprache einige Verkürzungen auf. Innerhalb eines Textes werden z. B. die Begriffe *remugles* und *relentes* verwendet; in ihrer Übersetzung als *muffiger Geruch* bleibt die möglicherweise feinsinnige Unterscheidung beider Begriffe auf der Strecke. In umgekehrter Weise deutet die Verwendung des Verbs *sentir* im Französischen eine geringe Trennschärfe zu anderen Wahrnehmungsformen an. Während im Deutschen auf der einen Seite *riechen, schmecken, stinken, spüren, fühlen* und auf der anderen Seite *erfahren, empfinden, bemerken, wahrnehmen* und *erleben* unterschiedlichen Sinnesmodalitäten sowie auch Erkenntnisebenen/-weisen zugeschrieben wird, subsumiert das Wort *sentir* im francophonen Raum all diese Bedeutungshöfe unter einem Begriff.

160 Sanguin, A.-L. 1998: 20. Die aus dem Jahre 1947 stammende Arbeit von Siegfried wird im Rahmen des Sammelbandes von André-Louis Sanguin vorgestellt, daher weise ich die Literaturstellen auch entsprechend unter dem Autornamen Sanguin aus.

Realität, eine Forschungseinstellung der „géographie de tout“, propagiert. Der Sammelband *Géographie des odeurs* stellt zahlreiche Möglichkeiten einer geographischen Geruchsforschung vor. Jean Robert Pitte umreißt einen Ausgangspunkt geographischer Geruchsforschung:

*„Y aurait-il une géographie de n'importe quoi? Oui, sans aucun doute: tout ce qui contribue à personnaliser un lieu, tout ce qui se repartit dans l'espace, qu'il s'agisse de réalités matérielles ou de représentations, tout peut faire l'objet d'analyses géographiques. Dès lors, les odeurs qui avaient peu attiré les géographes jusqu'à maintenant méritaient une réflexion et le concours des représentants d'autres disciplines plus avancées que la leur sur ce terrain.“*¹⁶¹

Die zuvor von Siegfried mit einem Augenzwinkern formulierte Prämisse einer „géographie de tout“ wird durch Pitte mit der rhetorischen Frage nach der möglichen Berechtigung einer „géographie de n'importe quoi“ (*Geographie des Irgendetwas*) weiter zugespitzt. Ein Unterton der Leichtigkeit findet Eingang in eine Wissenschaftskonzeption, welche sich vor allem dem neugierigen Zugang zur Sache verpflichtet fühlt.

*„Alors, me direz-vous, est-ce une géographie amusante? Non c'est sérieux, et, du reste, l'amusant est souvent le plus sérieux. La curiosité et le commencement de la science...“*¹⁶²

Pitte geht es weniger um die Materialität der Bezugspunkte geographischen Forschens, als um die Frage, was den Raum ungeachtet seiner vielleicht stofflichen Qualitäten überhaupt charakterisiert. Für ihn ist der Raum eine Sphäre der Verteilung von materiellen Realitäten und Vorstellungen; hiermit öffnet er den geographischen Raumbegriff zwar einerseits für eine Betrachtung der immateriellen Raumdimensionen, andererseits stellt der lapidare Verweis auf Vorstellungen als Raumkonstituenten eine Verortung subjektbezogenen Raumerlebens in die Innenwelt der Betrachter dar. Demzufolge umreißt Pitte das Raummedium Geruch als einen sich naturwissenschaftlich erschließenden Gegenstand, der zwar in seiner Wirkungsweise oftmals innenweltlicher Bezugnahme und Konstruktion unterliegt, aber in der Objektivität seiner naturwissenschaftlichen Existenz unbestreitbar ist.

161 Pitte, J.-R. 1998: 7.

162 Sanguin, A.-L. 1998: 22.

„Rapellons tout d'abord quelques principes. La géographie des odeurs repose sur des fondements parfaitement objectifs, relevant de la physique, de la chimie, de la biologie. Le superstructures, quant à elles, sont d'ordre culturel et rendent donc les analyses complexes, puisque la perception varie d'un individu à l'autre, d'une société à l'autre et que, derrière les dilections, les répulsions et les indifférences, on trouve de l'éducation, de l'imaginaire et de la liberté.“¹⁶³

Neben der naturwissenschaftlichen Sichtweise auf die Gerüche deutet Pitte bereits eine Richtung geographischen Forschens an, welche sich mit der kulturell geprägten Sichtweise auf die Geruchswahrnehmung beschäftigt. Der Verweis auf die kulturelle Überformtheit der Geruchswahrnehmung findet sich in fast allen Aufsätzen dieses Sammelbandes, so auch bei Jean-François Staszak.

„[...] l'évaluation des odeurs est très culturelle. Si les odeurs sont avant tout bonnes ou mauvaises, elles constituent avant tout un phénomène de société. En effet, il semble très probable qu'une odeur n'est pas bonne ou mauvaise en soi, en vertu de quelque propriété intrinsèque, à portée universelle, qui justifierait des jugements de valeurs transculturels. Au contraire, les odeurs son évaluées en fonction d'une grille de nature culturelle. Par exemple, l'odeur de la viande faisandée, voire putréfiée, est perçue de manière différente selon les modes de préparation culinaires de chaque société.“¹⁶⁴

Konsens aller Autoren des Sammelbandes besteht in der Frage nach der Erkenntnisleistung olfaktorischer Wahrnehmung. Insgesamt wird zwar der wenig verallgemeinerbare Bedeutungsgehalt der Geruchswahrnehmung betont, aber dies stellt nach Meinung der meisten Autoren kein wirkliches Hemmnis für die wissenschaftliche Beschäftigung mit olfaktorischen Phänomenen dar. Es muss vielmehr betont werden, dass der Geruchssinn im Vergleich zu den anderen Sinnen zwar mit Unzulänglichkeiten, aber auch mit weitreichenden Möglichkeiten aufwartet. Der Geruchssinn wird von den Autoren daher nicht als niederer Sinn diskreditiert, sondern in seiner Leistungsfähigkeit als ihnen gleichrangig eingestuft.

163 Pitte, J.-R. 1998: 7.

164 Staszak, J.-F. 1998: 52. Staszak führt in einer Anmerkung zu der zitierten Textstelle aus, dass gefährliche Gerüche negativ wahrgenommen werden durch das, was sie bedeuten. Der Gasgeruch riecht nicht grundsätzlich schlecht, sondern nur, weil er eine Gefahr anzeigt. Dahingegen ist Tränengas unangenehm, weil es die Schleimhaut reizt, dabei ist aber nicht sein Geruch schädlich, sondern die molekularen Bestandteile.

„Quelles que soient les raisons de sa disgrâce locale et momentanée, l'odorat est l'un des cinq sens, présentant les mêmes faiblesses et les mêmes potentialités que les autres. Vivre pleinement son humanité implique de l'éduquer, de le cultiver par l'expérience, la mémoire, le discours, afin de le rendre plus apte à la perception et à la compréhension du monde, à la communication entre les hommes.“¹⁶⁵

Gelingt dies, wird eine wesentliche Raumdimension den wahrnehmenden Subjekten weiter zugänglich, denn die Gerüche sind in sehr intimer Weise mit den Erfahrungen verbunden, die jeder von uns mit Orten, wo er gewohnt oder die er besucht hat, gemacht hat.¹⁶⁶ Doch es sind nicht nur die immer wieder von Geruchsforschern betonten Erinnerungen, welche das Raumempfinden an gewissen Orten als Vertrautheit oder Fremdheit aufkeimen lassen. Der Geruch lässt auch die Verschiedenartigkeit einzelner Räume erkennen, indem er über die ihn bewohnenden Menschen und deren Aktivitäten unterrichtet.¹⁶⁷

1.5.1 Zum Programm der „géographie des odeurs“

Die französische „géographie des odeurs“ geht sehr unbefangen, geradezu spielerisch mit dem Geruch um und versucht ihn konzeptionell in ein Forschungsdesign einzubetten. Ihre Vertreter heben besonders hervor, dass jeder Mensch im Raum mit Gerüchen konfrontiert ist, die seine Räume imprägnieren und zu *seinen* Räumen machen.

„Chacun a fait l'expérience de l'odeur – toujours particulière – qui imprègne les maisons dans lesquelles il a vécu quelque temps, et de la vigueur avec laquelle ces odeurs donnent l'impression d'être chez soi (ou chez quelqu'un d'autre...). Il s'agit aussi bien de l'odeur de la maison elle-même (produits d'entretien, cuisine, matériaux de construction, odeur de 'vieux', de moisi ...) que celle, personnelle, des habitants qui y vivent et en imprègnent les murs.“¹⁶⁸

Staszak sieht die geographische Geruchsforschung nicht nur auf den städtischen Raum und einzelne Stadtviertel beschränkt, so besitzen seiner Meinung nach ebenfalls ländliche Räume charakteristische Gerüche, auf die sich

165 Pitte, J.-R. 1998: 9.

166 Vgl. Claval, P. 1998: 71.

167 Vgl. ebd.

168 Staszak, J.-F. 1998: 53.

ihre Bewohner einstellen, wie beispielsweise die duftenden Pflanzen der Mittelmeerregionen.¹⁶⁹ Die Geographen sind aufgrund der thematischen Anknüpfungsmöglichkeiten zu anderen Fachdisziplinen besonders befähigt, sich sowohl mit der physischen Präsenz der Gerüche im Raum als auch mit den Wahrnehmungspräferenzen der Raumnutzer auseinander zu setzen. Der Geograph wird dabei den Schwerpunkt seiner Auseinandersetzung allerdings auf die Verschiedenartigkeit des Raums und die symbolischen und alltäglichen Identifikationsprozesse legen.¹⁷⁰ Eine konzeptionelle Einbindung des Geofaktors Geruch würde somit die Interdisziplinarität der Geographie betonen beziehungsweise böte auch die Chance programmatisch auf eine wissenschaftstheoretische Neuorientierung der Fachdisziplin hinzulenken. An programmatischen Vorgaben mangelt es in dem Sammelband *Géographie des odeurs* nicht, so formuliert Staszak die folgenden Grundannahmen:

„Programme d'une géographie des odeurs

Le géographie en tire les conséquences qui suivent:

1- *L'odeur est très directement liée au milieu physique.*¹⁷¹

2- *L'olfaction participe de circuits perceptifs primitifs, souvent peu conscients.*

3- *La perception olfactive est avant tout constituée de filtres perceptifs culturels.*¹⁷²

In ähnlicher Weise thematisiert Pitte den Beitrag der Geographie zur Erforschung der Geruchswahrnehmung. Er hebt besonders zwei Richtungen geographischer Forschungsmöglichkeiten hervor, welche die etwas unspezifische Programmatik Staszaks entsprechend differenzieren:

1. *l'odeur des lieux* (Der Geruch eines Ortes)
2. *l'ethnogéographie olfactive* („ethnogeographische“ Geruchsforschung könnte nach Pitte nach den Ursprüngen riechender Landschaften unterschiedlicher kultureller Gruppen oder Ethnien fragen.¹⁷³)

169 Vgl. ebd.: 54.

170 Vgl. ebd.: 55.

171 Die Begrifflichkeit *milieu physique* versperrt sich ebenfalls einer eindeutigen Übersetzung, denn hiermit ist sowohl die *physische Umwelt* als auch die (*geistige, leibliche, sinnliche, natürliche und körperliche*) *Atmosphäre* im Französischen umrissen. Im genannten Kontext erscheint die Entsprechung *physische Umwelt* allerdings als die naheliegendste Übersetzungsvariante.

172 Staszak, J.-F. 1998: 52 (Herv. i. Orig.).

173 Vgl. Pitte, J.-R. 1998: 11 ff.

1.5.2 Der Geruch eines Ortes

In Pittes Vorstellung des Geruchs von Orten wird dieser zum wesentlichen Element des Charakters eines Ortes, da sowohl durch die Flora und Fauna (natürliche Gerüche des Ortes) als auch durch die Aktivitäten der an diesem Ort lebenden Menschen (künstliche Gerüche des Ortes) ein spezifischer Geruch auftritt.¹⁷⁴

„Dès la descente d'avion, la Corée sent le kimchi (choucroute à l'ail et au piment), Tahiti la fleur de tiarè, Dakar le poisson séché: émotion garantie, [...], pour les natifs ou les habitués, choc plus ou moins agréable, car inconnu, pour les nouveaux-venus.“¹⁷⁵

Damit greift er die Klassifikation der „smellscapes“ nach Porteous auf. Unter der Kategorie „smell in space and place“¹⁷⁶ führt Porteous aus, dass über die spezifischen Aktivitäten in einem Raum sich eine identifikationsstiftende Geruchskultur ausbildet.¹⁷⁷ Die räumliche Einheit der „smellscapes“ entsteht durch das Auftreten ähnlicher oder aufeinander verweisender Gerüche. So konkretisiert sich eine Weinbauregion durch die Gerüche, welche alle vom Weinbau, der Weinkelterei und dem Weinausschank bekannt sind (vgl. Kap. 1.4.2). Die *odeurs des activités humaines* verursachen negative oder positive Begleiterscheinungen, die zu einer sozialräumlichen Trennung in vielfältiger Hinsicht führen können. So weist Pitte darauf hin, dass gerade die olfaktorische Erscheinung eines Raums in ihrer Bedeutung für die touristische Entwicklung eines Ortes bislang noch nicht untersucht wurde.¹⁷⁸ Entsprechend könnte der Geruch eine vermarktungsfähige Imagekomponente einer Tourismusregion werden. Es könnte also die olfaktorische Situation eines Raums auch dahingehend hinterfragt werden, inwiefern sie einer touristischen Nutzung dienlich ist.

Die Konzeption der *géographie des odeurs* ähnelt stark dem Konzept der „smellscapes“ von Porteous und teilt mit ihm einen wesentlichen Schwachpunkt in der Analyse der Möglichkeiten einer olfaktorischen Geographie. Die Besonderheit des olfaktorischen Wahrnehmens wird nur ansatzweise in

174 Vgl. ebd.: 10.

175 Ebd. (Herv. i. Orig.).

176 Porteous, D. J. 1990: 29.

177 Vgl. ebd.: 31.

178 Vgl. Pitte, J.-R. 1998: 11.

den genannten Aufsätzen thematisiert. Die räumliche Bedeutung der Gerüche wird schlicht daraus abgeleitet, dass sie realräumlich auftreten und deswegen auch einen Raum insofern charakterisieren, als sich über den Geruch ein Gefühl der Vertrautheit (Elternhaus, Wohnung von Freunden) oder Fremdheit ausbildet. Es werden zwar sehr unterschiedliche städtische Räume im Kontext ihrer olfaktorischen Erscheinung beschrieben, aber die emotionale Erlebnisqualität von Geruchseindrücken bleibt weitgehend ausgeklammert.



Abb. 1 Inszenierte Entlüftung – die Produktion eines „Umkehrraums“¹⁷⁹ (vgl. Kap. 2.2.1)

¹⁷⁹ Fotografie W. B.

2 Stadtluft als Bedrohung – Belästigung durch Gerüche

Die aktuelle Diskussion um Gerüche in den modernen Städten der westlichen Industrienationen kreist vor allem um die Frage nach ihrer belästigenden Wirkung. Damit geraten immissionsintensive Produktionszweige in den Fokus der Aufmerksamkeit. Bei Gerüchen aus industriellen Produktionsanlagen wird zumeist nicht nur von einer belästigenden Wirkung ausgegangen, sondern die geruchstragende Luft als Krankheitsbedrohung eingestuft. In der Luft gelöste Schadstoffe können über das Einatmen dem modernen Stadtmenschen nicht nur erschreckend nahe rücken, sondern sind ein Angriff auf seine Gesundheit. Dem Städtebau der modernen westlichen Städte kommt angesichts dieser Bedrohung durch Luftschadstoffe neben einer ästhetischen und sozialen, auch eine gesundheitliche (präventive) Aufgabe zu. Die gesundheitliche Situation in den Städten wird stark durch den Geruch repräsentiert. Viele Schadstoffe wie Chlor- oder Schwefelverbindungen hinterlassen einen eindringlichen Geruch, künden also olfaktorisch von der Gefährlichkeit ihres Einatmens und „Verschluckens“. Die Frage nach den Luftschadstoffen und der belästigenden Wirkung der damit häufig einhergehenden Gerüche richtet ihr Augenmerk auf Immissionen, die im Zuge der Industrialisierung in die Städte Eingang gefunden haben. Speziell durch die aufkommende Industrialisierung der europäischen Städte im ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhundert manifestiert sich nicht nur eine veränderte ökologische Situation, sondern es bilden sich spezifische Lesarten über den Zusammenhang von Krankheit, Geruch, Luftbeschaffenheit und Hygiene heraus, die die heutige olfaktorische Situation der Städte in städtebaulicher Hinsicht beispielsweise als hygienische Stadtplanung beeinflussen.

2.1 Stadtluft als Bedrohung

Selbstverständlich waren auch die mittelalterlichen und antiken Städte olfaktorisch präsent, aber eine wesentliche Veränderung in der Wahrnehmung von Gerüchen vollzieht sich besonders zur Zeit der Industrialisierung im 18. und 19. Jahrhundert und hatte weitreichende Konsequenzen für die heutige

desodorierte¹⁸⁰ moderne Stadt. Besonders in den Städten hat sich eine Sensibilität für Gerüche ausgebildet, da die Stadt als Innovationszentrum und Arbeitsmarkt dem Zustrom der Menschenmassen ausgesetzt und dadurch geruchlich besonders strapaziert war. Aufgrund des demographischen Wachstums der Stadtbevölkerung und des Zuzugs in die Städte herrschten im 19. Jahrhundert überaus beengte, mit sanitären Missständen einhergehende Platzverhältnisse, die häufig in der Luft olfaktorisch präsent waren. Zudem nahm das Arbeitsplatzangebot zu, und immer mehr Menschen strömten vom Land in die industrialisierten Städte, um dort Arbeit zu finden. Trotz einer regelrechten Landflucht kam es nicht zu einem verstärkten Wohnungsbau, so dass die wohnlichen wie auch die gesundheitlichen Bedingungen innerhalb der Städte insbesondere für die schlecht verdienenden Arbeiter zunehmend unerträglich wurden.

Den bis dahin gebräuchlichen Formen der Stadtreinigung wurden durch die enorme Bevölkerungszunahme Grenzen aufgezeigt. Noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurden die Abfälle und Abwässer aus den Wohnungen und Häusern in Versitz- und Schwindgruben gesammelt, dann durch Niederschlagswasser über die Straßenrinnsteine und zum Teil durch innerstädtische Flüsse und Bäche abgeschwemmt oder bis zur Abholung in Kübeln zwischengelagert. Die Gruben waren nahe den Häusern angelegt und anfangs nicht auszementiert, wodurch die Fäkalien das Grundwasser belasteten und den Boden vielerorts sumpfig werden ließen.¹⁸¹ Die gesundheitliche Belastung in den Städten war folglich durch zweierlei fundamentale Probleme entstanden. Durch diese Entsorgungspraxis wurde das Trinkwasser überaus belastet, weil es direkt aus dem durch unbefestigte Sickergruben verunreinigten Grundwasser und den durch Abschwemmung verunreinigten Flüssen gewonnen wurde. Entsprechend häufig wurden durch das Trinkwasser Krankheiten ausgelöst. Die Rinnsteine waren mancherorts so überlastet, dass die Abfälle an Ort und Stelle eher verfaulten, als abtransportiert zu werden. Die Grubenräumer und Landwirte der nahen Umgebung hatten die Aufgabe,

180 Während Alain Corbin z. B. von der „schweigenden Geruchlosigkeit“ (Corbin, A. 1984: 15) spricht, begreift Peter Payer ebenso wie der Medizinhistoriker Robert Jütte die olfaktorische Situation in den modernen Städten eher als Geruchsarmut (vgl. Payer, P. 1997: 10; vgl. Jütte, R. 2000: 229). Übereinstimmung besteht lediglich darin, dass im Zusammenhang der modernen Stadt von einer Desodorierung gesprochen wird.

181 Vgl. Berg, K./Lämmle, H. 1997: 21.

die teilweise mehrere Jahre benutzten Gruben zu leeren, was vorwiegend nachts geschah, um die extreme geruchliche Belastung zumindest zeitlich zu verlagern. Durch das stetige Anwachsen der Abfallmengen war die jahrhundertlang praktizierte Verwertung durch die Landwirtschaft jedoch an ihre Grenzen gestoßen, so dass dem Abfall der Stadt anders Einhalt geboten werden musste. Der Arzt Ernst Benjamin Gottlieb Hebenstreit schlug 1791 zur Verbesserung der Gesundheitsverhältnisse in der Stadt zahlreiche Maßnahmen vor. Unter anderem sollte durch die Anlage von geradlinigen und breiten Wegen, großen Plätzen, niedrigen Stadtmauern, durch ein dichtes und festes Straßenpflaster, Rinnen und Gossen zum Abfluss der Feuchtigkeit, unterirdisch gemauerte Kloaken, regelmäßige Abfuhr des Unrats, Kehrung und Besprengung der Straßen mit Wasser sowie durch eine Verlegung der Fabriken, Werkstätten und Friedhöfe aus der Stadt eine grundlegende Verbesserung der Luftverhältnisse in der Stadt bewirkt werden.¹⁸² Damit sind von Hebenstreit einige Maßnahmen benannt, die aber in dieser umfassenden Form in Deutschland zur geruchlichen und hygienischen Reinigung der Stadt erst Mitte des 19. Jahrhunderts angegangen und praktiziert wurden.¹⁸³

Dass die schmutzige Seite der Städte stetig mehr in den Blick der Bevölkerung geriet, war sicherlich eine Reaktion auf die zunehmend negativen Auswirkungen der Industrialisierung, der gesundheitsschädlichen Immissionen, der Verelendung des Proletariats unter gesundheitsschädlichen Wohn- und Lebensbedingungen, der rasanten Bevölkerungsentwicklung und der damit einhergehenden Veränderungen der städtischen Lebensverhältnisse. Vor diesem Hintergrund wurde die

„Schärfung des Blickes für den Schmutz [...] ein integraler Bestandteil jenes komplexen Phänomens, das mit dem Begriff 'Urbanisierung' bezeichnet wird und dessen Bedeutung in einem umfassenden und beschleunigten Strukturwandel des städtischen und darüber hinaus des gesamtgesellschaftlichen Lebens liegt. Nicht nur produzierte die städtische Gesellschaft des 19. Jahrhunderts Unmengen von Schmutz,

182 Vgl. Payer, P. 1997: 27. Payer bezieht sich hier auf: Hebenstreit, E. B. G. 1791: 21-30 (Literaturangabe nach Payer).

183 Der Geograph Matthias Gather beispielsweise hat in einer Deutschlandübersicht den Baubeginn von Kanalisationsanlagen in deutschen Städten mit mehr als 50.000 Einwohnern kartiert. Signifikant zeigt sich hier, dass vor 1870 nur wenige Städte über eine Kanalisation verfügten, aber ab diesem Zeitpunkt zunehmend mehr Städte ein funktionierendes Kanalisationssystem installiert haben (vgl. Gather, M. 1990: 141).

*sie entwickelte auch spezifische Schmutz-Wahrnehmungsformen sowie Formen des Umgangs mit Schmutz und Formen des Kampfes gegen Schmutz.*¹⁸⁴

Die Cholera in Europa¹⁸⁵ wurde zum entscheidenden Wendepunkt auf dem Weg zur Hygienisierung der öffentlichen und privaten Räume. Gesundheitlich betrachtet, bedrohte die Cholera die gesamte Stadtbevölkerung, aber deren ökonomische Auswirkungen brachten das Bürgertum und Großbürgertum in eine ebenso prekäre Situation. Denn nicht nur dass durch Quarantänemaßnahmen in ganzen Stadtteilen der Handel eingeschränkt wurde, sondern durch die Verelendung der Arbeiterklasse und deren nachlassender Arbeitskraft waren die aufstrebenden Fabriken nun auch bedroht.

„An der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert ist die individuelle Vorsorge für die Gesundheit bereits ein unverzichtbarer Bestandteil der bürgerlichen Lebensweise. Gesundheit ist Bürgerrecht und Bürgerpflicht geworden.¹⁸⁶ Sie gilt nicht nur aus moralischen Gründen als hoher Wert, körperliche Sauberkeit und Reinlichkeit stellen auch die Grundvoraussetzungen der eigenen Tatkraft und unternehmerischen Initiative dar.“¹⁸⁷

Als sich das durch die wachsende Industrialisierung geknechtete Proletariat, welches aufgrund seiner ökonomischen Verhältnisse einem weitreichenden Verelendungsprozess ausgesetzt war, politisch zu organisieren begann, war die bürgerliche Ordnung bedroht.¹⁸⁸ Nicht zuletzt erforderte diese Bedrohung einen gewissen Handlungsdruck, der in der sukzessiven Beseitigung zumindest der gesundheitlich bedenklichen Missstände innerhalb der städtischen Wohnquartiere führte.

2.1.1 Bedrohung durch eine ungesunde Umgebung – von der Sensibilisierung des Geruchssinns

Der Historiker Corbin fragt in seiner Historie des Geruchs mit Blick auf die Geruchlosigkeit der modernen Städte:

184 Breuss, S. 1999: 354.

185 Eine Cholera-Welle grassierte in Europa von 1826 bis 1835 (vgl. Krauß, H. U. 1997: 133).

186 Payer bezieht sich hier auf: Labisch, A. 1992: 107 (Literaturangabe nach Payer).

187 Payer, P. 1997: 30ff. (Herv. i. Orig.).

188 Vgl. Berg, K./Lämmle, H. 1997: 22.

„Was bedeutet die Verfeinerung der Sensibilisierung? Wie kam es zu jener geheimnisvollen und beunruhigenden Desodorisierung, die uns unduftig gemacht hat gegenüber allem, was die schweigende Geruchlosigkeit unserer Umgebung durchbricht? In welchen Etappen hat sich diese tiefgreifende Veränderung anthropologischer Art vollzogen?“¹⁸⁹

Eine mögliche Antwort kann auf den Spuren Corbins gesucht werden, indem die Historie der Umgangsformen mit den geruchlich anstößigen Abwässern und Abfällen betrachtet wird. Durch deren bedrohlich anwachsende Mengen bildeten sich neue „Schmutz-Wahrnehmungsformen“¹⁹⁰ heraus, die in der Miasmalehre¹⁹¹ einen theoretischen Nährboden fanden. Als Miasmen bezeichnete man für den Menschen krankheitsauslösende Stoffe in der Atmosphäre und giftige Ausdünstungen des Bodens, „der wie ein Schwamm sämtliche Abfälle, Exkremete und Kadaver aufsaugt, einem Fäulnisprozeß unterwirft und in Form von giftigen Dämpfen wieder abgibt“¹⁹². Le Guérier zeigt auf, dass die Tradition der Miasmalehre bis auf Hippokrates zurückgeht und seitdem der Entstehungsherd einer Seuche dort gesucht werde, wo Fäulnis und Gestank auftreten.¹⁹³ Eine wesentliche Anstrengung bestand daher in den Städten des 17. Jahrhunderts darin, den Luftraum von allen Ausdünstungen des Bodens fern zu halten. Zu diesem Zweck sollten die Straßen nahezu fugenlos neu gepflastert werden¹⁹⁴, was zusätzlich vor der Fäulnis des Grundwassers schützen und ein Abspülen der Straßen mit Wasser gewähr-

189 Corbin, A. 1984: 13.

190 Breuss, S. 1999: 354.

191 Erst durch die mikrobiologischen Untersuchungen Louis Pasteurs konnte die Verkehrung von Ursache und Wirkung durch das Entkräften der Miasmalehre aufgehoben werden (vgl. Payer, P. 1997: 50).

„Der Zusammenhang zwischen Gestank, Schmutz und Unrat war ja bewußt, allein die Mechanismen der Ansteckung lagen im dunkeln beziehungsweise wurden in der Luft statt in den Übertragungskeimen gesucht.“ (Brandes, U. 1995: 26).

192 Payer, P. 1997: 44.

193 Vgl. Le Guérier, A. 1992: 51ff. Le Guérier erläutert den Wandel der Miasmalehre sehr detailliert, darum sei zum weiteren Studium dieser Lehre auf ihre Publikation verwiesen.

194 Zwischen den mittelalterlichen buckligen Pflastersteinen sammelten sich in den Fugen die Exkremete von Mensch und Tier. In Paris wurde eine neue, nahezu fugenfreie Pflasterung etwa 1780 in den Straßen um das Odéon Theater herum vorgenommen (vgl. Sennet, R. 1995: 328).

leisten sollte.¹⁹⁵ Im Sinne der Miasmalehre ging man davon aus, dass bei Aufnahme der übelriechenden Miasmen – seien sie nun direkt aus der Luft oder über den Boden – das labile organische Gleichgewicht erschüttert werde und der gesamte menschliche Organismus von Krankheit und Tod bedroht sei. Gerüche und Krankheit wurden quasi gleichbedeutend thematisiert; gemäß dieser Logik wurde auch eine heilungsbezogene Verwendung von Gerüchen kultiviert, wie Raab aufzeigt.¹⁹⁶

„So wurde bei der großen Pest von Avignon im Jahre 1348 – neben dem Rat zur Flucht – empfohlen, Feuer zu legen, die eine noch reinigendere und luftverbessernde Funktion haben sollen, wenn sie mit duftenden Essenzen angereichert sind.“¹⁹⁷

Dass die thematische Verknüpfung von Krankheit und Geruch aber nicht nur auf die verheerenden Folgen der im 13. Jahrhundert wütenden Pest zurückzuführen ist, sondern schon weitaus früher wirksam war, belegt Jütte an zahlreichen Beispielen, die darüber hinaus auch die soziale Stigmatisierung durch Gerüche unterstreichen.

„Was besagt dagegen der üble bzw. der schlechte Geruch? Dieser gilt u.a. als Hinweis auf den nahenden Tod (2 Kor 2,14) oder sogar als Anzeichen der Pest, wie der Wiener Hofprediger Abraham a Santa Clara bezeugt. Darüber hinaus wird bis weit in die Frühe Neuzeit Gestank als Metapher zur Stigmatisierung von Fremden und Außenseitern, hauptsächlich von Juden, benutzt.“¹⁹⁸

Der unangenehme Geruch signalisierte die Nähe von Krankheit, aber kündete gleichzeitig als soziale Zuschreibung vom Unduldbaren und Unlieb-samen, wie den stigmatisierten Juden.

In Verbindung der Miasmalehre mit neueren Erkenntnissen über den Chemismus und die physikalischen Eigenschaften der Luft keimte im 18. Jahrhundert die ohnehin bereits bestehende gesellschaftliche Vorstellung der

195 Vgl. Corbin, A. 1984: 122.

196 Zur Bekämpfung der Pest wurde neben dem Durchlüften der Wohnung auch der Gebrauch von duftendem Räucherwerk empfohlen. Auch duftende Pflanzen und Blumen sollten eine ähnlich heilsame Wirkung entfalten (vgl. Raab, J. 2001: 121; vgl. Le Guérer, A. 1992: 125).

197 Raab, J. 2001: 119.

198 Jütte, R. 2000: 108.

Verbindung von Krankheit und Gestank erneut vehement auf. Mitte des 18. Jahrhunderts setzte sich die Überzeugung durch, dass

*„die Luft unmittelbar in die Textur der lebenden Organismen eindringt. [...] Von nun an glaubt man, daß die Luft in vielfältiger Weise auf den lebenden Körper einwirkt; durch einfachen Kontakt mit der Haut oder der Lungenmembran, durch den Austausch der Poren, durch direkte oder indirekte Einführung, da auch die Nahrungsmittel einen Anteil Luft enthalten“*¹⁹⁹.

Die Luft stellte eine Bedrohung dar, weil sie entsprechend der neuen naturwissenschaftlichen Erkenntnisse gerade die gelösten pflanzlichen und tierischen Absonderungen aufnimmt. Um die Bedrohung genauer zu analysieren, verfielen Chemiker auf die Idee, die Luftbeschaffenheit anhand von Gerüchen zu klassifizieren, „da der Geruchssinn sich für die Beobachtung der Gärungs- und Faulungsprozesse als besonders geeignet erweist.“²⁰⁰ Die Luft wurde also thematisch dergestalt in die Miasmalehre integriert, dass sie eben als Geruch wahrgenommen wird. Luft und Geruch waren geradezu synonym, weil in der Luft lauernde gesundheitliche Bedrohungen *gerochen* werden können, ihr Zustand analytisch als Geruch klassifizierbar gilt. Der verfeinerte, für die in der Luft lauernden Krankheiten sensibilisierte Geruchssinn wurde zu einem Instrument des Selbstschutzes der städtischen Bevölkerung. Weiterführend ist anhand der olfaktorischen Situation eine ausgeprägte Stadt-Land-Dichotomie in der historischen Thematisierung von Gerüchen zu erkennen. Jütte berichtet zwar auch von Klagen über Misthaufen und Jauchegruben auf dem Land, doch die oben beschriebene Sensibilisierung des Geruchssinns wurde nur als sinkende Geruchsschwelle der Stadtbewohner begriffen.²⁰¹

„Draußen auf dem Lande fehlt's zwar auch nicht an allerhand 'Düften', namentlich zur Düngezeit, aber sie streifen unsere Nüstern nur oberflächlich, ziehen vorüber und muthen manchen schwärmerischen Sinn, weil 'nach Land riechend', sogar angenehm an. In der Stadt dagegen scheint der Geruch wie durch eine Centnerlast zusammengedrängt, festgehalten und so zudringlich, daß selbst das geduldige Gemüth den beschönigenden Ausdruck 'übler Geruch' fallen läßt und

199 Corbin, A. 1984: 21.

200 Ebd.: 25.

201 Vgl. Jütte, R. 2000: 226f.

*über den Gestank klagt und das ist die richtige Diagnose: die Stadtluft stinkt!*²⁰²

Der Geruch wurde in der Stadt aber immer mehr mit der Bedrohung selbst, wie der Fäulnis, gleichgesetzt und ließ den Gedanken an verheerende Seuchen, wie die Pest, wieder aufkeimen.

*„Der Geruch ist folglich nicht nur ein Anzeichen der Fäulnis, sondern integraler Bestandteil des Prozesses selbst. Gestank und Feuchtigkeit definieren den Zerfall. Die wässrigen Teile der organischen Materie verwandeln sich in Jauche und Eiter, die flüchtigen Teile entweichen in Form übelriechender Moleküle.“*²⁰³

Zögerliche Hypothesen und vage Erklärungen der Medizin, welche Gestank und Krankheitskeime, schlechte Gerüche und Ungesundes, Luftverderbnis und Erstickungsgefahr weiterhin verwechselte, leisteten der Gleichsetzung von Geruch und gesundheitlicher Bedrohung weiter Vorschub.

Die Stadtsoziologin Marianne Rodenstein hat den Städtebau unter gesundheitlichen Aspekten untersucht und kommt zu dem Schluss, dass sich auch in Deutschland Corbins These von der lebenswichtigen Sensibilisierung des Geruchssinns bestätigt.²⁰⁴ Sie betont allerdings, dass sich die Geruchsempfindlichkeit allmählich von ihrem Ursprung, dem Motiv der Krankheitsvermeidung, ablöste und zu einer eigenständigen Quelle des Anstoßes wurde. Die Miasmalehre wurde bis in das 19. Jahrhundert hinein zur führenden Theorie über die Ausbreitung von Krankheiten und konzentrierte die stadthygienischen Maßnahmen auf die Beseitigung übler Gerüche. Der Geruch selbst stellte nun bereits einen Anlass für weitreichende stadthygienische Maßnahmen, wie beispielsweise Kanalisation, Ventilation, Desinfektion und Reinigung der Straße dar.²⁰⁵

202 Paul Niemayer zitiert nach Jütte, R. 2000: 227. Jütte bezieht sich hier auf: Niemeyer, P. 1878: 189 (Literaturangabe nach Jütte).

203 Corbin, A. 1984: 29.

204 Ebenso schätzt auch Jütte die Übertragung der These Corbins auf Deutschland ein. Obgleich Jütte sich der Schwierigkeit bewusst ist, dass sich Corbin nur auf die Frühphase der Industrialisierung in Frankreich bezieht, spricht er auch im Deutschland des 18. und 19. Jahrhunderts von einer „Revolution des Geruchssinns“ (Jütte, R. 2000: 224) und belegt die sinkende Toleranz gegenüber Gerüchen auch mit zahlreichem Quellenmaterial (vgl. ebd.: 226ff.).

205 Vgl. Rodenstein, M. 1988: 94.

„Dokumentiert wurde mit der Einführung der Kanalisation, daß nun das fortschrittliche Bürgertum den Städten seinen kulturellen Stempel, den der Reinlichkeit, der zugleich Geruchlosigkeit implizierte, aufdrücken wollte, indem es Schmutz, Gestank und Krankheiten aus den Städten verbannte.“²⁰⁶

Corbin, Rodenstein und Payer betonen, dass nicht die Tendenz zur Sensibilisierung des Geruchssinns auf das erstarkende Bürgertum in den Städten zurückzuführen ist, sondern dieses Bürgertum entsprechende stadthygienische Maßnahmen aus moralischen Gründen auch begrüßte.²⁰⁷ Im Zuge der Französischen Revolution löste sich dieses Bürgertum vom Feudalstaat und stadthygienische Maßnahmen wurden zum Ausdruck urbaner Modernität und eines neuen Selbstverständnisses des Bürgertums.

2.2 Bedrohung durch falsche Lebensführung – zur Durchsetzung bürgerlicher Moral

Angesichts einer realen Bedrohung durch Krankheiten griffen die Wissenschaften auf die Miasmalehre zurück und ergänzten sie mit neueren Erkenntnissen über die Zusammensetzung und den Chemismus der Luft. Die wissenschaftlichen Beobachtungen zum Ursachenkomplex Luft – Geruch – Krankheit korrelierten dabei auch mit einer bürgerlichen Vorstellung von Recht und Moral. Im Zuge der französischen Revolution versuchte sich das Bürgertum als politische Macht in den westeuropäischen Städten zu etablieren. Dabei erlangte es in ökonomisch und kultureller Hinsicht eine Führungsrolle und entwickelte ein neues Selbstverständnis, welches Auswirkungen auf Hygienevorstellungen und städtebauliche Gesundheitsmaßnahmen (Aufbau eines Kanalisationsnetzes) hatte.

2.2.1 Hygiene und städtebauliche Maßnahmen

Heute haben sich viele hygienische Maßnahmen durchgesetzt, die auch im alltäglichen, häuslichen Leben der Stadtbevölkerung repräsentiert sind. Ein breite Palette von Hygieneprodukten macht sowohl den Körper (Deo, Waschlösungen, Parfüm), das eigene Heim (Duftlampen, Raumsprays, diverse Putz- und Waschmittel), die Toilette (Duftsteine und Toiletensprays)

206 Ebd.: 94ff.

207 Vgl. z. B. Payer, P. 1997: 33f.

als auch den öffentlichen Raum²⁰⁸ zum Gegenstand des Hygienebewusstseins. Ebenso wenig wie diese Produktpalette sind auch unsere Hygienevorstellungen vollkommen selbstverständlich.

„Unsere heutigen, allgemein erstrebenswert erscheinenden Hygienevorstellungen sind nicht wertneutral. Sie stehen in einem gesellschaftspolitischen Kontext und müssen als geschichtlich produzierte Wertvorstellungen begriffen werden. Hinter dem gesellschaftlich propagierten Hygieneverhalten stehen der ökonomischen Logik entsprechende, soziale Erwartungen. Die Erfüllung der Hygieneanforderungen stellen einen 'sozialen Imperativ' für jede(n) einzelne(n) dar, will er/sie es innerhalb der Gesellschaft zu etwas bringen. Die Hygiene ist somit ein Macht und Disziplinierungsinstrumentarium.“²⁰⁹

Die Durchsetzung von Hygienevorstellungen erfolgt auf zweierlei Weisen: Einerseits ist jeder einzelne angehalten, sich entsprechend geltender Hygienevorstellungen zu verhalten, andererseits setzen die Institutionen, die sich der Hygienisierung des öffentlichen Lebens verschrieben haben, eine hygienische Umgangsweise permanent in Szene. Es sind aber nicht nur die Stadtreinigung und die Reinigungsfirmen, die für Reinlichkeit werbende Stadtreinigung, welche hygienische Maßstäbe visuell und eindringlich inszenieren. Der Architektur und dem Städtebau kommen dabei eine wesentliche Funktion zu, denn sie vermitteln nicht nur in der Gesellschaft geltende Hygienevorstellungen, sondern strukturieren und ordnen das städtische Leben. Sie arbeiten unter der Ägide der Hygiene, indem sie die städtische Funktionsfähigkeit nicht zuletzt durch immer ausgeklügeltere Verfahren der Hygienisierung des Raums, wie Müll- und Abwassertrennung, Versiegelung des Bodens oder Veränderung des Windkomforts in stadthygienisch wichtigen Lagen, aufrechterhalten und ästhetisch in Szene setzen (Abluft- und Entlüftungsanlagen/Abb. 1).

Der Begriff der Hygiene ist eng mit dem Begriff der Gesundheit verknüpft, deren Erhaltung die vordringliche Aufgabe der von einsetzender Industrialisierung und demographischem Wachstum gezeichneten Städte des 18. und 19. Jahrhunderts war. Noch bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts war Hy-

208 Hier unterliegt die Hygiene dem individuellen Verhalten der Stadtbevölkerung, während die Reinigung des öffentlichen Raums durch das Reinigungsamt oder private Putz- und Reinigungsfirmen institutionalisiert ist.

209 Arndt, K. 1994: 7.

giene im Kontext von Gesundheit nicht selbstverständlich, auch wenn heute der Eindruck besteht, dass der Wunsch nach Hygiene ein wertneutraler sei, weil eben jeder Bewohner von hygienischer Sauberkeit profitiere. Im 18. Jahrhundert vollzieht sich ein Wandel in der Frage, wie die Gesundheit gesichert werden könne.²¹⁰ Auch Payer erkennt in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine geänderte Einstellung zur Gesundheitsvorsorge.

Die Gesundheitsvorsorge unterstand nicht der individuellen Verantwortung, sondern mit der aufkommenden Idee des Wohlfahrtsstaates sollte die Gesundheit der Bevölkerung obrigkeitsstaatlich organisiert werden. Im Fokus des obrigkeitsstaatlichen Interesses an einer gesunden Bevölkerung stand aber verstärkt der ökonomische und militärische Wert gesunder und dadurch leistungsfähiger Untertanen.²¹¹

„Eine 'medizinische Polizey' wird ins Leben gerufen, die sich, gestützt durch die Legitimationsidee des aufgeklärten Absolutismus, die Kontrolle und Durchsetzung hygienischer Vorschriften in allen Lebensbereichen zur Aufgabe macht und damit auch zur Sicherheit im Staat beitragen soll.“²¹²

Doch gerade die auf dem Prinzip des absoluten Herrschers beruhenden obrigkeitsstaatlichen Präventionsmaßnahmen stießen dem Bürgertum übel auf. Die im Zuge der französischen Revolution propagierten Menschenrechte ließen eine derart unmündige Vorstellung von der Bevölkerung dem Bürgertum nicht einsichtig werden. Rodenstein beschreibt, dass die Maßnahmen zur Wohlfahrt in Gestalt der medizinischen Polizei immer mehr in den privaten Entfaltungsbereich hineingriffen und gerade deshalb vom aufgeklärten Bürgertum abgelehnt wurden, ohne dass deswegen das bürgerliche Interesse an Gesundheit erlahmt wäre. Die Aufmerksamkeit in den Städten für den Gestank und die existentielle gesundheitliche Bedrohung durch die Miasmen bestand weiterhin ungebrochen. Obwohl sich in Deutschland der Rechtsstaat viel zögerlicher entwickelte als in England und Frankreich, „verliert auch hier gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Förderung der Wohlfahrt als Legitimationsgrundlage absoluter Herrschaft allmählich ihre Geltung.“²¹³ Die

210 Vgl. Rodenstein, M. 1988: 36.

211 Vgl. Payer, P. 1997: 23.

212 Ebd.: 24.

213 Rodenstein, M. 1988: 50.

polizeilichen Aufgaben wurden im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts im Sinne einer rechtsstaatlichen Verfassung auf Sicherheit und Ordnung beschränkt, wobei Rodenstein darauf hinweist, dass in Preußen 1835 Sanitätskommissionen in Städten mit mehr als 5000 Einwohnern eingerichtet wurden. Diese Kommissionen hatten ausschließlich vorbeugende Maßnahmen gegen ansteckende Krankheiten einzuleiten, traten aber aufgrund ihres nach wie vor polizeilichen Charakters in den selbstverwalteten Städten wenig aktiv auf.²¹⁴

Wenn aber die Idee des Wohlfahrtsstaates, die Gesundheitsvorsorge durch eine medizinische Polizei zu überwachen, vom liberalen Bürgertum so vehement abgelehnt wurde, stellt sich die Frage, wie eine gesundheitliche Verbesserung in den Städten und besonders in der Erinnerung an Epidemien und Seuchen – die letzte epidemische Pest trat 1720/21 in Europa auf – gewährleistet werden konnte?

Während in der Antike und im Mittelalter die Erhaltung der Gesundheit noch der individuellen Verantwortung oblag und „Gesundheitsbelehrungen an die gerichtet [waren], die nicht arbeiten mussten – also an diejenigen, die zur politisch wie ökonomisch herrschenden Klasse gehörten“²¹⁵, trat mit der zweckrationalen Lebensführung und dem Ethos des Protestantismus eine Wende ein. Damit wurde die Gesundheit als eine gottgefällige Lebensweise begriffen, die ihren religiösen Impetus allerdings im 18. Jahrhundert – so Rodenstein – verliert. Das hygienische Gesundheitsverständnis orientierte sich dabei am Modell des physiologischen Körpers, der instand gehalten werden muss und dessen Funktion besonders in der Leistungsfähigkeit des Organismus gesehen wurde.

*„Gesundheit wird nur zu einem eigenen Wert, wird Selbstzweck, weil sie zur Verlängerung des Lebens führt. Doch die Bindung an Moral bleibt erhalten, indem das gesunde Leben einem moralisch verantwortlichen Leben gleichgesetzt wird. [...] Nun ist nicht mehr einzusehen, warum sich Ratschläge für die Gesunderhaltung nur an Wohlhabende richten sollten.“*²¹⁶

214 Ebd.: 52.

215 Ebd.: 36.

216 Ebd.: 37.

Gerade aber die Ablösung der Gesundheitsvorsorge von der wohlhabenden Klasse ist als moralischer Imperativ („Wer gesund sein will, der kann es auch“²¹⁷) insofern zu verstehen, als dass diejenigen, welche sich bislang mit der Gesundheitsvorsorge nicht verantwortlich beschäftigt hatten oder konnten, ebenso im Sinne einer moralisch-bürgerlichen Lebensführung zu einem gesundheitsbewussten, eigenverantwortlichen Verhalten angehalten wurden. Im Rahmen der Gesundheitserziehung wurden Ernährung, Sexualität, Schlaf usw. dem Gedanken eines rationalen Handelns unterworfen.

„Damit wurde nicht nur ein wesentlicher Schritt in Richtung der Formung der psychischen Struktur in Hinblick auf Affektkontrolle und Langsicht getan, [...]. Wichtiger in unserem Zusammenhang war noch, daß über die Diätetik auch eine Vereinheitlichung von sehr unterschiedlichen Verhaltens- und Lebensweisen sowie moralischer Standards hin zu der mit der Diätetik propagierten bürgerlichen Lebensweise und Moral stattfand. Die Gesundheitserziehung, die Beachtung der Regeln der Diätetik, werden zu einem Mittel, über die sich die bürgerliche Lebensweise verallgemeinert [...].“²¹⁸

Die gesundheitliche Maßnahme der Beseitigung von Schmutz und Gestank drückte den Willen des städtischen Bürgertums aus, einen höheren Zivilisationsstandard zu erreichen und untermauerte die bürgerliche Vorstellung, dass die Gesundheit besonders auch zur Pflege weiterer unternehmerischer Tätigkeit präventiv zu erhalten sei.²¹⁹

„Moralische Lebensführung, wirtschaftlicher Erfolg, Gesundheit und Reinlichkeit sind in den Augen des Bürgertums untrennbar miteinander verbunden, sind sichtbarer Ausdruck des kulturellen Fortschritts.“²²⁰

Wesentliche Vermittlungsinstanzen der Vorstellungen von Schmutz und Gestank waren nicht nur die individuell gespürte Gesundheitsgefährdung durch epidemische Krankheiten wie die Pest und Cholera, sondern vor allem im Bereich der Lebensführung wurde die Reinlichkeit auch institutionell dominant in Szene gesetzt. So vermittelte das im Zuge der französischen

217 Ebd.

218 Ebd.

219 Vgl. ebd.: 93.

220 Payer, P. 1997: 30ff. (Herv. i. Orig.).

Revolution und napoleonischen Kriege als von integraler staatstragender Bedeutung angesehene Militärwesen Preußens die tugendhafte Reinlichkeit.

„Die Erziehung zur Reinlichkeit wurde in Preußen zuerst im Militär praktiziert. Im Staat Friedrich des Großen galt es als Tugend, 'ärmlich, aber reinlich' zu sein, d. h. über Soldaten, Dienstboten etc. wurde das Reinlichkeitsideal unter das Volk^{gebracht}“²²¹

Die Hygienebewegung radikalisierte den Gedanken an Reinlichkeit. Infolge der veränderten Haltung zum öffentlichen Raum der Stadt und der Instrumentalisierung der militärischen Lebensführung wurden hygienische Standards als tugendhafte Lebensführung verinnerlicht und somit auch auf die Organisation des privaten Haushalts und sonstige private Bedürfnisse ausgeweitet.

„Das dringende Bedürfnis des Bürgertums nach reiner Luft zeigt sich im Biedermeier auch in der Anlage von üppig wuchernden, verträumten Hausgärten, die [...] nicht nur als politische Rückzugsorte zu interpretieren sind, sondern auch als geruchliche Reservate, in denen die Düfte der Zierpflanzen und Rosen den Gestank auf der Straße vergessen lassen.“²²²

Im privaten Bereich wurde die gesamte Organisation des Haushalts dem Gedanken der Reinlichkeit untergeordnet, so dass die Tendenz bestand, beispielsweise überflüssiges Inventar zu entfernen und den gesamten häuslichen Bereich eher nach dem Prinzip einer funktionalen Reinlichkeit zu gestalten. Corbin sieht dieses Aufkommen einer „Haushygiene“, welche die Medikalisierung des privaten Wohnens forciert, verbunden mit einer bereits im 18. Jahrhundert zu beobachtenden Tendenz, sich aus dem öffentlichen Leben zurückzuziehen.²²³ Die Sensibilisierung des Geruchssinns bedeutete auch eine Sensibilität für „territoriale Übertretungen“²²⁴, und so wurden die Ausdünstungen der anderen bereits im Kreis der Familie als zudringliche Beeinträchtigung des Selbst empfunden.²²⁵

221 Rodenstein, M. 1988: 93.

222 Payer, P. 1997: 34.

223 Vgl. Corbin, A. 1988: 214.

224 Ebd.: 216. Corbin bezieht sich mit diesem Begriff auf: Goffmann, E. 1974: 81 (Literaturangabe gemäß der Übersetzer Corbins).

225 Vgl. ebd.: 216.

„Der permanente 'Verkehr von Miasmen' im engsten Familienkreise führt dazu, daß jedes Haus seinen eigenen Geruch und seine 'besonderen endemischen Krankheiten' besitzt, an deren Erhaltung das saugfähige, mefitische Mauerwerk wesentlich beteiligt ist.“²²⁶

Um dieser gesundheitsbedrohlichen Atmosphäre des Hauses entgegenzuwirken, wurden erstmals Privaträume für die bürgerliche Hausgemeinschaft eingerichtet, um eine gegenseitige Ansteckung durch Miasmen zu unterbinden. Peter Reinhart Gleichmann spricht von einer steigenden Ächtung der Gerüche menschlicher Ausscheidung, die besonders durch den hohen Verflechtungsgrad der Menschen in den Städten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts forciert wurde und das Peinlichkeitsempfinden anwachsen ließ.²²⁷ Dass sich die bürgerliche Sorge um die Haushygiene nicht nur auf die Einführung von Privaträumen konzentriert, zeigt auch die sukzessive Annäherung des Toilettenraums an das Haus und schlussendlich an die Wohnung.

„Toiletten oder zunehmend die neue Erfindung des 'Wassercloset-Zimmers' werden nun benutzt, um Gerüche zu vermeiden, und bei der Planung von Gebäuden wird darauf geachtet, daß sie möglichst wenig auffallen. Allein dort dürfen die Menschen jetzt ihre Notdurft verrichten. Das Urinieren und Defäzieren außerhalb des Hauses auf Straßen und Plätzen wird sozial geächtet. Gerüche werden immer mehr zum Stigma der Armen und der 'Zurückgebliebenen'.“²²⁸

Rodenstein begreift diese Bestrebung als bürgerliche Internalisierung von Reinlichkeit und Geruchlosigkeit, die als zivilisatorisches *Bedürfnis nach Reinlichkeit* zur kulturellen Norm erhoben wird.²²⁹ Die sinkende Toleranz gegenüber den Gerüchen selbst der vertrauten Familienmitglieder beschleunigt dabei den Prozess der Individualisierung. Gerade durch die Einrichtung von Toilettenräumen und separaten Zimmern für einzelne Familienmitglieder werden diese Räume der sozialen Kontrolle entzogen und gleichzeitig

226 Ebd.

227 Vgl. Gleichmann, P. R. 1979: 113.

228 Kennedy, M. 1995: 151.

229 Vgl. Rodenstein, M. 1988: 96. Rodenstein bezieht sich hier auf eine weitere Publikation Gleichmanns aus dem Jahre 1979: Gleichmann, P. R. 1979 in: Gleichmann, P. R./Goudsblom, J./Korte, H. (Literaturangabe nach Rodenstein).

der Zwang zur disziplinierten Selbstkontrolle erhöht.²³⁰ Die proletarische Klasse hingegen war in ihrer ökonomischen Zwangssituation weiterhin beengten Wohnverhältnissen ausgesetzt und dementsprechend noch weit von derart bürgerlichen Erwägungen zur hygienischen Organisation, Medikalisierung und Disziplinierung einer Hausgemeinschaft entfernt.

Dass das Bedürfnis nach Reinlichkeit internalisiert und in ganz erheblichem Maße zur kulturellen Norm wurde, kann auch an der Veränderung der Sprache nachgewiesen werden. Mit der Beseitigung der peinlichen Gerüche verlor die Sprache – so Gleichmann – an Derbheit und unmittelbarer Anschauung. Die Sprache büßte ihre bilderreichen Geruchsvergleiche ein und erreichte einen Grad an Begrenztheit. Stattdessen traten mehr umschreibende und technisierende Bezeichnungen in den Vordergrund und brachten auch damit die zunehmende Distanzierung der Menschen zum als peinlich empfundenen Geruch zum Ausdruck.²³¹

Nicht nur die immer wieder über die europäischen Städte des Mittelalters hereinbrechende Pest war eine tödliche Gefahr, die regelmäßig den Geruch und Gestank in den Mittelpunkt des städtischen Interesses rückte. In Europa brach 1830 erstmals die Cholera aus, deren Auftreten man den Miasmen zuschrieb, die den verseuchten Gewässern und Böden entströmen sollen. Max von Pettenkofer richtete 1865 in München einen Lehrstuhl für Hygiene ein. Er sah die Gefahr der Miasmen durch neuere naturwissenschaftliche Forschungen bestätigt und erläuterte darauf aufbauend in seinen Vorlesungen die Regeln einer hygienischen Lebensführung. Die neue Fachdisziplin der Hygiene verstand sich im Sinne einer „angewandten Physiologie mit besonderer Rücksicht auf die Erhaltung des Wohlbefindens des Menschen“²³² und griff auf die naturwissenschaftliche Forschung mit deren exakten Methoden und Experimenten zurück. Dabei verfehlte der Rückgriff auf die exakte Methodik der Naturwissenschaften ihre Wirkung nicht, denn das Bürgertum verband mit ihr auch die Vorstellung eines gesellschaftlichen

230 Vgl. Raab, J. 2001: 137f.

231 Vgl. Gleichmann, P. R. 1979: 125.

232 Pettenkofer zitiert nach Rodenstein, M. 1988: 79. Rodenstein bezieht sich hier auf: Pettenkofer, M. von 1872: 101 (Literaturangabe nach Rodenstein).

Fortschritts, der sich vorrangig in der Bekämpfung von Krankheiten und den Möglichkeiten einer nachhaltigen Gesundheitsprävention ausdrückte.²³³

Pettenkofer war von der Sanitätskommission der Stadt München zu Beginn der 1850er-Jahre aufgefordert worden, die Ausbreitung der Cholera zu untersuchen, und entwickelte eine Bodentheorie. Diese Theorie stellte einen Zusammenhang von Luft, Gestank und verseuchtem Boden her.

„Er [Pettenkofer] hielt die Cholera für eine ansteckende Krankheit, deren Entstehung auf einem Keim beruhe. Dieser Keim, der mit den Ausscheidungen der an Cholera Erkrankten in den Boden gelange, könne jedoch nur seine Wirkung erzielen, wenn die mit der Bodenverunreinigung und dem Grundwasserstand zusammenhängenden örtlichen sowie zeitlichen Dispositionen erfüllt seien und bei dem jeweiligen Menschen eine individuelle Disposition vorliege.“²³⁴

Der Ansteckungsweg der Cholera wurde in der Luft gesehen, die angefüllt mit Choleramiasmen im Moment des Einatmens zur tödlichen Bedrohung wird. Da sich das Interesse der Hygieniker nicht ausschließlich auf den Zustand der Luft und des Bodens, sondern ebenso auf das verseuchte Trinkwasser richtete, wurden umfangreiche stadthygienische Maßnahmen zur Reinigung der verschmutzten Umwelt der Städte vorgeschlagen.

„Um die Luft von den schädlichen Miasmen dauerhaft zu reinigen, werden die Strategien zur Desodorisierung des Stadtraumes vorangetrieben: Kanalisation und Entwässerung, Ventilation und Desinfektion der öffentlichen Plätze, Pflasterung und Reinigung der Straßen, regelmäßige Müllabfuhr, Bekämpfung der Abgase aus Gewerbe und Industrie.“²³⁵

Die Rationalisierung der Lebensführung und die Abkehr von einem obrigkeitstaatlichen Denken evozierte einerseits den Gedanken einer eigenverantwortlichen Gesundheitsvorsorge und erhob gleichzeitig damit die bürgerliche Lebensführung zu einer gesundheitlichen. Andererseits konnte erst die neu geschaffene Fachdisziplin der Hygiene die Notwendigkeit umfangreicher und überaus teurer stadthygienischer Maßnahmen wie Kanalisation und Müllabfuhr vermitteln, um eine gesundheitliche Verbesserung der Gesamt-

233 Vgl. Rodenstein, M. 1988: 37.

234 Ebd.: 82.

235 Payer, P. 1997: 59.

stadt und ihrer Bewohner besonders bei Bedrohung durch Seuchen und Epidemien zu erreichen.

„Hier handelte es sich insofern um einen Rationalisierungsschub, als die städtischen Verhältnisse aus den verschiedensten Gründen dem medizinischen Erkenntnisstand entsprechend auf ein neues Niveau der Vermeidung von Gesundheitsgefährdung gehoben wurden. Mittel dieses Rationalisierungschubs war die neue Infrastruktur der 'Städtereinigung'. Dies wird zugleich als bürgerliche Formung der städtischen Umwelt, als eine späte kulturelle Aneignung der Stadt durch das Bürgertum, interpretiert.“²³⁶

Das Ende der Miasmalehre und der Bodentheorie Pettenkofers bedeutete die mikrobiologische Forschung Robert Kochs, der 1883 den Choleraabzillus entdeckte, isolierte und die Ausbreitung der Cholera durch das Trinkwasser nachwies.

2.2.2 *Hygienische Stadtplanung in Frankfurt am Main – der Aufbau eines Kanalisationsnetzes*

Ebenso wie in anderen deutschen Großstädten wuchs auch in Frankfurt am Main im Zuge des Ausbaus der Industrie die Stadtbevölkerung an, wobei Frankfurt erst mit der Einführung der Gewerbefreiheit²³⁷ und dem Anschluss an Preußen (1866) zunehmend Industrieansiedlungen innerhalb seines Stadtgebiets duldete. Im *Baustatut für die Stadt Frankfurt am Main und Sachsenhausen vom 11. Juni 1809*²³⁸ wurde insbesondere auf die geruchliche Situation in Frankfurt Bezug genommen, bestimmte Gewerbe durften sich daher nur in gebührendem Abstand zu etwaigen Nachbarn ansiedeln. Dieses Baustatut drückte Volker Rödel zufolge die starke Aversion des Frankfurter Bürgertums gegen fabrikähnliche Gewerbe aus; innerhalb der Stadtmauern wurden lediglich zünftlerisch organisierte traditionelle Handwerke geduldet, da diese ja die wesentlichen Einnahmequellen der Bürger innerhalb der Stadt waren. „Schmutzige“ Fabriken dagegen wurden lange Zeit abgelehnt, grün-

236 Rodenstein, M. 1988: 209f.

237 Die Gewerbefreiheit wurde in Frankfurt im Vergleich zum übrigen preußischen Reich erst vergleichsweise spät (1864) eingeführt (vgl. Kramer, W. 1964: 334).

238 Bei Rödel, V. 1984 wird hier als Quelle angegeben: *Baustatut für die Stadt Frankfurt und Sachsenhausen vom 11. Juni 1809*. In: von Oven, A. H. E. 1872: (Literaturangabe nach Rödel).

dete doch der Reichtum Frankfurts maßgeblich auf „sauberen“ Handels- und Bankgeschäften.²³⁹

„Das Gewerbe vor allem beeinträchtigte die zum Refugium des vermögenden Bürgers vor der geräuschvollen Enge der Innenstadt gewordene 'großbürgerliche suburbane Villenkultur' in den Gartenbezirken, deren Wert die Frankfurter höher einschätzten als den realen Zugewinn durch Fabrikationsbetriebe.“²⁴⁰

Basierend auf den Erfahrungen mit immissionsintensiven Großbetrieben lancierte man im Frankfurt der 1850er-Jahre das vergleichsweise moderne Thema Umweltschutz dahingehend, dass potentielle Beeinträchtigungen durch Lärm und besonders durch Geruch kritisch überprüft wurden. Hauptaugenmerk lag dabei auf Wohngebieten, Lust- und Gemüsegärten sowie Obst- und Weinbauflächen; diese sollten von chemischer Industrie wie Wachstumfabriken weitgehend freigehalten werden.²⁴¹ Mit Beginn der Industrialisierung und dem verstärkten Zuzug arbeitssuchender Bevölkerung²⁴² verschlechterten sich in Frankfurt am Main die hygienischen Bedingungen, wobei die seit 1840 in Frankfurt auftretende Cholera nur vereinzelt Opfer forderte.²⁴³ Den Kanalisationsmaßnahmen ging in vielen Städten auch die Versorgung mit fließendem Wasser voraus, wobei die Einrichtung von wassergespülten Toiletten nur der wohlhabenderen Bevölkerung vorbehalten war. Da zum Teil zwar eine fließende Wasserversorgung gewährleistet war, aber noch keine Kanalisation bestand, verschlimmerten sich häufig in den Städten des 19. Jahrhunderts zunächst die gesundheitlichen Zustände, weil Abwässer über offene Rinnsteine oder innenstadtnahe bzw. innerstädtische Flüsse und Bäche abgeleitet wurden.²⁴⁴ Neben der Verbesserung der städti-

239 Vgl. Rödel, V. 1984: 36f. Die Änderung der Ansiedlungspolitik für Fabrikgewerbe wurde erst mit Aufhebung des Baustatuts von 1809, insbesondere betrifft dies das Kapitel 5, durch das Inkrafttreten der Bauordnung vom 15. Juli 1884 entschärft. Belästigende Betriebe konnten sich mit einer entsprechenden Genehmigung jetzt nicht nur in der Außenstadt, sondern im gesamten Stadtgebiet niederlassen (vgl. Rödel, V. 1984: 41).

240 Ebd.: 36f.

241 Vgl. ebd.: 23.

242 Zwischen 1811 und 1864 erhöhte sich in der Frankfurter Innenstadt die Bevölkerungszahl um fast 60 Prozent (vgl. Gather, M. 1990: 145).

243 Auf Frankfurt bezogen wird die Cholera in einer Chronik lediglich für das Jahr 1854 erwähnt (vgl. Krauß, H. U. 1997: 133).

244 Vgl. Rodenstein, M. 1988: 96.

schen Wasserversorgung sowie der Entwässerung des Bodens war die Kanalisation die erfolgreichste Maßnahme zur Seuchenbekämpfung und bedeutete eine für alle Stadtbewohner merkliche Verbesserung der Stadtluft. In Frankfurt forderte der Arzt Georg Varrentrapp bereits am 3. November 1854 vor der gesetzgebenden Versammlung der Stadt eine systematische Kanalisierung, wobei für ihn noch die Gesundheitsprävention im Vordergrund stand. Dass der Ausbau der Kanalisation nicht ausschließlich eine Verbesserung der Lebensbedingungen vor allem der Arbeiterbevölkerung bezweckte, beweist das Frankfurter Beispiel des Kanalisationsbaus. Die Gesundheit der Arbeiterbevölkerung bereitete den bürgerlichen Produzenten und Fabrikbesitzern vor allem die Sorge, wie nämlich die Erhaltung von Arbeitskräften zu erreichen sei.

„Mit der Entdeckung der Gesundheit als Produktionsfaktor wurde die Stadthygiene zu einem Feld der 'Bio-Politik der Bevölkerung'. Die Stadthygiene reagierte auf die Schattenseiten der Industrialisierung [...] und richtete ihren Blick auf die Mortalität und Morbidität der städtischen Bevölkerung.“²⁴⁵

Aber auch dieses Gesundheits-Argument stellte wohl in einigen Städten nur eine scheinbare Legitimation stadthygienischer Maßnahmen dar, denn „die neue Technik wurde von vielen Baumeistern auch ganz einfach als hygienische Herausforderung angesehen, deren Kosten sich mit hygienischen Argumenten besser rechtfertigen ließen.“²⁴⁶ Die Einführung der Kanalisation war in Frankfurt eher eine Demonstration der kulturellen Fortschrittlichkeit des städtischen Bürgertums und damit eine politische Entscheidung mit ökonomischen Absichten und weniger eine Antwort auf gesundheitsgefährdende städtische Verhältnisse.

„Das Frankfurter Beispiel zeigt hier, daß für den Bau und die Durchführung des Kanalisationssystems weniger sanitäre Aspekte, als vielmehr Gründe der Baulanddrainage letztlich den Ausschlag gaben.“²⁴⁷

1867 wurde letztlich mit dem Bau eines zusammenhängenden Kanalisationsnetzes in Frankfurt unter der Leitung des englischen Bauingenieurs Walter Lindley begonnen, bei dem man die Kanalisation des Stadtgebiets von

245 Mümken, J. 1997: 81f.

246 Berg, K./Lämmle, H. 1997: 25.

247 Gather, M. 1990: 134.

der Außenstadt Richtung Innenstadt vorantrieb. Mit der Entscheidung, die Kanalisation von außen nach innen voranzutreiben, offenbart sich das zentrale Interesse des Frankfurter Bürgertums deutlich. Während für Varrentrapp noch die todbringende Cholera die Triebfeder für das Propagieren teurer und umfangreicher stadthygienischer Umbaumaßnahmen war, beschäftigte die gesetzgebende Versammlung der Stadt Frankfurt andere Gedanken. Ab 1859 genehmigte sie keine einzelnen Entwässerungskanäle ohne Anbindung an ein systematisches Kanalisationssystem, womit sich die Möglichkeiten privater Bodenspekulation verschlechterten.²⁴⁸ Die nördliche, östliche und westliche Außenstadt waren ein wesentliches Stadterweiterungsgebiet der seit 1813 über ihre Wallanlagen hinauswachsenden Stadt Frankfurt. So mussten die tiefliegenden westlichen Bereiche der Außenstadt mit einer planvollen Drainage versehen werden, um das dortige Bauland nicht zu entwerten.²⁴⁹ Noch 1871 waren lediglich das Westend und Nordend Frankfurts und ein nördlich der *Zeil* gelegener Stadtbereich an ein funktionierendes Kanalisationsnetz angeschlossen. In der tief gelegenen südlichen Altstadt, einem sozial schwachen Wohn- und Arbeitsquartier, wurde der Ausbau der Kanalisation immer wieder hinausgeschoben.²⁵⁰ Der endgültige Abschluss der Kanalisationsmaßnahmen in Frankfurt war dementsprechend auch erst im Jahre 1897.

Die Einrichtung der geregelten und systematischen Kanalisation ist als durchgreifende Maßnahme zu verstehen, die Stadt geruchlos zu machen. Gleichzeitig fand dadurch aber auch eine Verlagerung der Gerüche und damit eine Verdrängung im Umgang mit belastenden Gerüchen, Abfällen und Abwässern statt. Wie die Einrichtung der Müllabfuhr, manifestierte die Kanalisation die Durchsetzung eines modernen städtischen Lebensstils, der die (Rest-)Produkte einer städtischen Produktions- und Lebensweise zunehmend der Aufmerksamkeit der Stadtbevölkerung zu entziehen trachtete. Dass es im Zusammenhang mit der „gesundheitsbewussten“ Argumentation über Gerüche, den Zustand der Luft und den Ausbau von Kanalisationssystemen stets auch um eine Strategie der Visualisierung geht, wird in den modernen Städten immer sinnfälliger. Visuell sind die Verschmutzungen und die Gerüche heutzutage längst in abgeschlossenen Leitungs- und Röhrensystemen der

248 Ebd.: 147.

249 Ebd.: 148.

250 Ebd.

Kanalisation und Be- und Entlüftungsanlagen „domestiziert“. Doch aller Fortschrittsgläubigkeit zum Trotz, werden Geruch, schlechte Luft, Belästigung und Gefahr immer noch miteinander assoziiert. Letztendlich stimmt heutzutage gerade die Unsichtbarkeit der Umweltbelastung bei gleichzeitiger Geruchlosigkeit die Stadtbewohner skeptisch.

„Hatte sich im Industriezeitalter die besonders ‘vergiftete Luft’ noch durch farbige Wolken und vor allem ätzendem Geruch angekündigt, duftete der Tschernobyl-Sommer so frisch wie eine Wiese. Im Gegensatz zu den naturwissenschaftlichen Erkenntnissen also verhalten sich Laien fast genauso, als ob schlechte Luft der Indikator für Gefahr, Krankheit, Tod sei.“²⁵¹

Während im 18. und 19. Jahrhundert die Gerüche noch unmittelbar einen Lebensstil ausdrückten, der aus gesundheitlichen und insbesondere sozialen Gründen zwingend überdacht werden musste, waren die stadthygienischen Umbaumaßnahmen des 19. Jahrhunderts eine visuell auffällige Manifestation der Neuordnung der Stadt, sowohl in sozialer als auch ökologischer Hinsicht. Der Geruch wurde mit visuell auffälligen Umbaumaßnahmen in den Untergrund der Stadt verbannt. Die Kanalisation ist so gesehen, immer eine sichtbare Reminiszenz an die verstärkte Geruchlosigkeit in den Städten. Insofern die Hygiene sich als rationale Lebensführung im privaten sowie öffentlichen Bereich durchsetzte, markierten die umfangreichen stadthygienischen Umbaumaßnahmen unübersehbar den Willen zur Einhaltung und Pflege dieser Hygienevorstellung. Die Kanalisation ist somit eine Manifestation der Visualität, da sie erstens die Kontrollierbarkeit von Gerüchen suggeriert und zweitens über die bauliche Struktur ihrer Zu- und Ableitungen ein Zeichen für Reinlichkeit im öffentlichen und privaten Bereich (so ist der private Anschluss an das öffentliche Netz angeschlossen) und die unterschiedlichsten Formen der Geruchsverschlüsse²⁵² setzt.

2.3 Geruch und soziale Zuschreibung

Mit der wachsenden Verschlechterung der gesundheitlichen Situation in den industrialisierten Städten nahm auch die Verelendung der Arbeiterklasse zu. Da die schlecht verdienenden Arbeiter der neuen städtischen Industrien kei-

251 Brandes, U. 1995: 28.

252 Siphone in U-Form etc. verhindern durch das in ihnen zurückbleibende Wasser den Durchtritt geruchsintensiver Gase.

nen ausreichenden Wohnraum in den Städten vorfanden, mussten sie in beengten und unhygienischen Wohnquartieren Zuflucht suchen. Ab 1870 versuchte – so Rodenstein – eine bürgerliche Bewegung, die gesundheitliche Situation der gegen ihre Verelendung aufbegehrenden Arbeiterklasse zum Zwecke der Befriedung zu verbessern.²⁵³ Doch diese bürgerliche Sorge um die verelendende Arbeiterklasse führte nicht zu einer bürgerlichen Solidarisierung mit der Arbeiterklasse. Wie Corbin anhand von Quellenmaterial aufzeigt, ging es beispielsweise in Beschreibungen von Fabriken häufig weniger um die Darstellung der industriellen Arbeit als um den dort herrschenden erstickenden Gestank und die drückende Hitze.²⁵⁴ So wurde die Problematik der ungesunden Städte durch die bürgerliche Sensibilität für den Geruchssinn auf gesellschaftlich schlechter gestellte Bevölkerungsgruppen wie Arbeiter, Arme, Obdachlose verlagert, die in ihrer Körperlichkeit im Sinne der Miasmatheorie problematisiert und medikalisiert wurden.

„Genau wie früher der Gestank gewisser Handwerker, ist auch der Gestank des Armen in erster Linie eine Folge der Imprägnation; die Nachlässigkeit, die er hinsichtlich der Reinigung von all seinen excreta walten läßt, spielt nur eine untergeordnete Rolle. Genau wie der Boden, das Holz oder das Mauerwerk saugt auch die Haut, vor allem aber die Kleidung des Arbeiters faulige Säfte auf.“²⁵⁵

Die olfaktorische Situation der Städte forcierte eine soziale Stigmatisierung, da das Bürgertum sich von den Arbeitern nicht nur räumlich, sondern auch mental distanzieren wollte. Der Geruch stellte für die bürgerliche Gesellschaft ein probates Mittel zur Distanzierung dar und verdeutlicht die grundsätzlich für Geruchswahrnehmung geltende Einschätzung der Ethnologin Bettina Beer, die betont, dass der Geruch neben dem visuellen Eindruck für die Bewertung von Differenz eine Rolle spielt.²⁵⁶ Insofern lässt die Sensibilisierung des bürgerlichen Geruchssinns die soziale Differenzierung der Gesellschaft nicht nur optisch zutage treten, „man roch die Armut, die Art der Verrichtungen, denen das Volk nachging“²⁵⁷. Der Geruch der

253 Vgl. Rodenstein, M. 1988: 210.

254 Corbin, A. 1988: 198.

255 Ebd.: 197 (Herv. i. Orig.).

256 Vgl. Beer, B. 2000: 208.

257 Brandes, U. 1995: 31.

Produktions- und Heimstätten, aber auch der des proletarischen Körpers wird zum gesellschaftlichen Distinktionsmerkmal.

„Der Bourgeois projiziert auf den Armen, was er zu verdrängen sucht. Dreck und Unrat sind die entscheidenden Faktoren bei dem Bild, das er sich vom Volke macht. Das stinkende Tier, das sich in den Mist seiner Höhle verkriecht, gilt als beispielhaft. Es wäre ein künstlicher Einschnitt, wollte man den Akzent, der auf den Gestank des Armen gelegt wird, vom bürgerlichen Willen zur Desodorierung trennen.“²⁵⁸

Doch nicht nur der infolge harter körperlicher Arbeit auftretende Geruch ist Gegenstand der bürgerlichen Geruchssensibilität: Corbin berichtet auch über den Geruch von Kranken, denen sich die Ärzte ekelerfüllt ausgesetzt sehen, und von unterschiedlichen Tabakgerüchen²⁵⁹, die allesamt den bürgerlichen Ekel vor den proletarischen Gerüchen illustrieren.

„Im Inneren der Werkstätten, auf der Schiffsbrücke oder im Krankenzimmer bemißt sich die soziale Zugehörigkeit eines Individuums an seiner Wahrnehmungsschwelle oder, besser gesagt, am Grad seiner Geruchstoleranz. Der bürgerliche Ekel begleitet und rechtfertigt die phobische Angst vor Hautkontakt.“²⁶⁰

Die Verlagerung des olfaktorischen Interesses auf das Soziale und die proletarische Klasse ist ebenso wie die Verhäuslichung der Toilette als Ausdruck einer taktischen Verschiebung vom öffentlichen zum privaten Raum anzusehen. Indem man den Gestank des Proletariers hervorhob, wurde aus der geruchlichen Beschreibung seiner Lebens- und Wohnbedingungen im Verbund mit der Miasmatheorie ein Zusammenhang zwischen Geruch und Krankheitsgefahr erzeugt. Die bürgerlichen Kräfte übertrugen ihre Angst vor der ansteckenden Wirkung der Gerüche von den Miasmen der unbelebten städtischen Umgebung auf das Soziale, auf die proletarische Klasse.

Dass sich das bürgerliche Geruchsempfinden als Distinktion vollzog, zeigt auch die Distanzierung des Bürgertums von bestimmten Berufsgruppen wie Färbern, Gerbern, Lederarbeitern, Darmsaitenmachern, Abdeckern, Totengräbern, Straßenkehrern und Kanalaräumern. Man distanzierte sich räumlich

258 Corbin, A. 1988: 192.

259 Ebd.: 198f.

260 Ebd.: 200.

und verbannte deren Gewerbe an die Ränder der Stadt. Die Einführung der Kanalisation hatte entsprechend zwar auch die hygienischen Verhältnisse der Städte verbessert, zugleich aber „eine verborgene Stadt unter der Stadt“ installiert, in die missliebige Personen abgeschoben wurden.

„Für viele Obdachlose, durch wirtschaftliche oder soziale Umstände aus der Bahn geworfene Menschen, werden die Kanäle oft zum einzig möglichen Aufenthaltsort. Diese ärmsten Bevölkerungsschichten finden hier einen Schlafplatz, eine letzte Überlebensebene und oft auch die einzige Verdienstquelle. Sie richten sich behelfsmäßig einfache Wohnstätten ein, suchen im trüben Abwasser nach Münzen, Knochen und anderen verwertbaren Materialien oder fischen das Fett von der Oberfläche des Wassers, um es für etwas Geld an die Seifensieder zu verkaufen.“²⁶¹

Uta Brandes berichtet, dass mit dem proletarischen Gestank eine charakterliche Verfassung der Person assoziiert wurde, nämlich „Verkommenheit und Sittenlosigkeit, die nun einem erweiterten, am Geruch lediglich festgemachten Begriff von Ekel bei den neuen Bürgern und den Reichen inkorporierten.“²⁶² Ähnlich lautet auch die Einschätzung Raabs, der die Peinlichkeits- und Ekelgefühle des Bürgertums zu sozialen Umgangsformen und Verhaltensritualen mutieren sieht. Die Einhaltung und die Kenntnis dieser Rituale ließ soziales Prestige erhoffen und etablierte sich als sozialer Standard, dessen permanente Zurschaustellung Ausdruck einer überaus zivilisierten Lebensweise²⁶³ und Mittel zur sozialen Identifikation wurde.

„Der Unsauberkeit und olfaktorischen Auffälligkeit des Volkes steht von nun an die Sauberkeit und die desodorisierte Gesundheit der Bourgeoisie gegenüber. Der Geruch ist endgültig zu einer sozialen Kategorie geworden, die arm und reich, oben und unten, scheidet. Die desodorisierende Hygiene, die subtilen Formen der Reodorisierung und die sich daraus im Umgang und in der Bewertung des olfaktorischen ergebenden Verhaltensstandards sind zu Fragen der Ästhetik, des guten Geschmacks und des Aufzeigens distinguiert sozialer Umgangsformen geworden.“²⁶⁴

261 Payer, P. 1997: 69ff.

262 Brandes, U. 1995: 31.

263 Vgl. Raab, J. 2001: 141.

264 Ebd.

Unter dem Primat der Reinlichkeit wurde der riechende Körper des Proletariats zur Reinigung angehalten und dadurch maßgeblich im Sinne einer Disziplinierung auch mit einem moralischen Imperativ belegt.

Dass Gerüche bis heute schwer verrückbare Grenzen zwischen den Mitgliedern einer Gesellschaft in sowohl ethnischer, religiöser, rassistischer, sozialer, beruflicher als auch moralischer Hinsicht betonen, erörtert auch David Sibley im Kontext des Begriffs der *exclusion*. Im Anschluss an Corbin erkennt er in den Grenzziehungen der unterschiedlichen Gruppen durch das Distinktionsmerkmal *Geruch* ein „Ausschlussdenken“, welches für die Konstruktion des Fremdartigen/Anderen innerhalb einer Gesellschaft bedeutsam ist.²⁶⁵ Die diskriminierende Verknüpfung von Sozialität und Geruch, welche Grenzen zwischen einzelnen Mitgliedern und Gruppen einer Gesellschaft nachzeichnen, taucht auch im Zuge des immer wieder vehement entbrennenden Antisemitismus deutlich auf. Die Abhandlung Corbins beleuchtet zahllose Quellen, in denen die verschiedenen Autoren die Verkommenheit der Juden über den Geruch bezeugt wissen wollen. Der „unsaubere Jude“ wird wegen seines Gestanks zum verdreckten Individuum erklärt.²⁶⁶ Die Stigmatisierung der Juden über den Geruch hielt sich als *Foetor judaicus* bis in das 20. Jahrhundert und verweist auf deren angebliche Nähe zum Teufel.²⁶⁷ Neben den Juden fallen auch Prostituierte, Leprakranke, Homosexuelle und – wie oben beschrieben – bestimmte Berufsgruppen dieser „olfaktorischen Diskriminierung“ zum Opfer.²⁶⁸

*„Die Verbindung von Gestank und Sozialität ist immer diskriminierend. Als ebenso hilflose wie problematische metaphorische Verdeutlichung dient sie nie der Analyse gesellschaftlicher Entwicklungen.“*²⁶⁹

Die Thematisierung von Gerüchen fragt nie ausschließlich, welche wie auch immer riechenden Gasmoleküle einem Körper entströmen. Im Reden über den Geruch werden vielmehr stets distinktive und diskriminierende Bedeu-

265 Vgl. Sibley, D. 1995: 58f.

266 Vgl. Corbin, A. 1988: 193.

267 Jütte, R. 2000: 108. Jütte bezieht sich hier auf: Geller, J. 1992: O. S. sowie Geller, J. 1997: 203-256 (Literaturangaben nach Jütte).

268 Raab, J. 2001: 140.

269 Brandes, U. 1995: 31.

tungen für unterschiedliche soziale Gruppen kommunikativ zum Ausdruck gebracht.

Die Thematisierung von Gerüchen und Sozialität taucht bis heute leitmotivisch in Beschreibungen städtischer Geruchsräume auf. Es findet eine thematische Verknüpfung von Distinktion und Reinlichkeit statt, denn das Reden über den Geruch zielt auf die Bestimmung eines eigenen Standorts in Abgrenzung zu bestimmten sozialen Gruppen und deren Praktiken und verdeutlicht schon daher bestimmte Formen der menschlichen Bezugnahme zum umgebenden Raum. In der Beschreibung der städtischen Geruchsräume ist also verstärkt darauf zu achten, inwiefern die Erwähnung des Geruchs den Raum und dessen Nutzungsformen unter der Differenz Reinlichkeit und Sozialität konturieren.

2.4 Geruchsbelästigung in modernen Großstädten

Spätestens seit der umfassenden Massenmotorisierung in den 1960er-Jahren hat sich das Geruchsspektrum der modernen Großstadt radikal verändert. Überhaupt ist die Verbrennung fossiler Energieträger ein weiterer zentraler Wendepunkt für die olfaktorische Dimension der Stadt. Anfänglich war die auf Kohlekraft beruhende Industrialisierung wesentlicher olfaktorischer Hintergrund der Städte, die dann in den 1920er-Jahren durch das Umstellen auf Ölfeuerung kurzzeitig für eine Verbesserung der Luftqualität sorgte.

„Heutzutage riecht es nicht mehr nach Pferdeäpfeln, fauligem Wasser oder Fabrikabgasen, auch nicht mehr nach Gegrilltem oder nach den Ausdünstungen des holzbe- und verarbeitenden Gewerbes et cetera - geblieben ist statt dessen die allen Städten gemeinsame, jedoch in bestimmten wie Athen, Bangkok und ähnlichen ausgeprägtere Luftverpestung durch Autoabgase; und bisweilen, kaum wahrnehmbar, der Geruch von Bäckereien. Die Entwicklung und das Verhalten in den Städten bleiben allerdings weiterhin auf die umfassende, unterschiedslose Eliminierung aller Geruchsfaktoren ausgerichtet.“²⁷⁰

Doch heute im Zusammenspiel der industriellen Abgase, der Abgase der Hausfeuerungsanlagen und der Abgase der Diesel- und Benzinfahrzeuge, hat dieser alles nivellierende olfaktorische Hintergrund über die Städte hinaus auf den ländlichen Raum übergegriffen. So stellen die mineralölbasierenden

270 Crunelle, M. 1995: 174.

Brennstoffe einerseits den olfaktorischen Hintergrund dar, andererseits werden zahllose Geruchsfaktoren unterschiedslos eliminiert, was Payer dazu bewegt, die moderne Stadt als eine desodorierte Stadt zu bezeichnen.²⁷¹

Vor einigen Jahren fragte eine Tageszeitung, wie Frankfurt am Main eigentlich rieche und gab sich in einer kurzen humorigen Randnotiz die Antwort gleich selbst. Diese hätte größtenteils nicht vorhersehbarer ausfallen können.

„Wie Mannheim, nur weniger streng (das Frankfurter Bahnhofsviertel mal außen vor). Frankfurts Stadtkern ist grüner und verkehrsfreier. Es hat keine sich innerstädtisch verströmende Schokoladenfabrik, im Westen aber, (wie die Quadratestadt) den sanften Stich aromatisierter Nitrochloride vom nahe gelegenen Chemiekonzern im Geruchsbild.“²⁷²

Die „Leerstelle“ bei der Geruchszuschreibung für das Bahnhofsviertel macht deutlich, dass Aussagen zum Geruch häufig soziale Stigmatisierungen sind. Welche negative Zuschreibung im Verweis auf *strengen Geruch* vorgenommen wird, verdeutlicht die Glosse, indem sie der B-Ebene der *Haupt- und Konstablerwache* einen solch strengen Geruch attestiert. Dort soll die Strenge vom Apfelwein-Urin, nassen Hunden oder der Abwesenheit von Deodorant herrühren²⁷³, was wohl ein unmissverständliches Licht auf die unterschiedlichen Nutzungsformen und Hygienepraktiken der Menschen sowohl im Bahnhofsviertel als auch in der B-Ebene werfen soll. Neben der stigmatisierenden Geruchszuschreibung des Bahnhofsviertels beschreibt die eingangs zitierte Passage Gerüche als Industrieemissionen (z. B. aromatisierte Nitrochloride). Obgleich in diesem Artikel noch weitaus wohlriechendere Gerüche angeführt werden, stehen die Industriegerüche bei der Frage, wie Frankfurt riecht, im Vordergrund. Dementsprechend verwundert es nicht, dass in einer Umfrage des Frankfurter Dezernats für Umwelt etwa die Hälfte der Frankfurter Bürger die Luft am eigenen Wohnstandort und 92 Prozent die Luftqualität in der Innenstadt als eher schlecht empfinden und dafür vorrangig Autoabgase verantwortlich machen.²⁷⁴ Die Nähe der Stadt zu schlechten Gerüchen taucht auch in der Berichterstattung über die Stadt

271 Vgl. Payer, P. 1997: 13; vgl. Urry, J. 2003: 394; vgl. Rodaway, P. 1994: 151.

272 Frankfurter Rundschau vom 2. August 1999: 18.

273 Vgl. ebd.

274 Vgl. Stadt Frankfurt am Main/Dezernat für Umwelt, Energie und Brandschutz 1992: 7.

Mannheim auf, die gar in den Ruf einer „Stinke-Stadt“²⁷⁵ gekommen war und daher die Geruchsbelästigung im November 1978 anhand der Angaben von 84 Bürgern Mannheims kartographieren ließ. Man hoffte, durch dieses Verfahren ein Geruchskataster der Stadt anlegen zu können, um Konsequenzen für zukünftige Bebauungspläne ziehen zu können. Es sollte Aufschluss über die Emittenten des Gestanks und dadurch einen Ansatzpunkt für Verhandlungen mit Chemiefirmen geben.²⁷⁶ Überaus auskunftsfreudig war das Umweltschutzreferat der Stadt München, das 1997 in einem Umweltatlas eine Geruchskarte erstellte und darin die olfaktorische Situation Münchens für jeden einseh- und lesbar skizzierte.²⁷⁷ Da belästigende Gerüche chemisch-physikalisch kaum ermittelbar sind, griff man zur Erstellung dieser Karte in einem Zeitraum von zehn Jahren auf die Angaben von 1,5 Millionen „riechender“ Testpersonen zurück.²⁷⁸ Die Untersuchung bezieht sich ausschließlich auf die belästigende Wirkung von Gerüchen und beinhaltet für die Gesamtstadt München neben den Emittenten Angaben zu den räumlichen Verbreitungsmustern der Geruchsimmissionen. Erwähnt, aber in ihrer Wirkung nicht näher beschrieben, werden folgende Gerüche beziehungsweise Emittenten²⁷⁹: Lackgeruch, Chemiegeruch, Dieselabgase, Kanalisation, Kompostgeruch, Räuchergeruch, Würze geruch, Mineralölgeruch, Kunststoffgeruch, Stallungen, Müllverbrennung/Müllbunker, Mülldeponie, Motorenabgase, Silagegeruch, Küchengeruch, Abgase, Essensgeruch, Einzelheizungen, Tabakgeruch, Grillfeuer, Fettgeruch, Stearingeruch, Fettgeruch/Klärwerk.²⁸⁰ Dass letztendlich bei genauerer Ortskenntnis alle verzeichneten Gerüche einem Emittenten zugeschrieben werden können, zeigt Daniela

275 Der Spiegel vom 5. März 1979: 121.

276 Vgl. ebd.: 124. Meine Anfrage bezüglich der Ergebnisse dieser Untersuchung an das Bürgerbüro der Stadt Mannheim war allerdings nicht erfolgreich.

277 Vgl. Umweltschutzreferat der Landeshauptstadt München 1997a. Bedauerlicherweise wurde die Geruchskarte in den letzten Jahren nicht fortgeführt.

278 Vgl. Umweltschutzreferat der Landeshauptstadt München 1997b: 1ff. Auch die VDI-Richtlinie 3940 schlägt zur Bestimmung von Geruchsstoffimmissionen die Vor-Ort-Begehung mit Testpersonen vor, die zur Analyse ihren Geruchssinn einsetzen (vgl. VDI-Richtlinie 3940 Oktober 1993: 3f.).

279 Die Reihenfolge der aufgeführten Gerüche spiegelt die Frequenz ihrer Nennung wieder.

280 Vgl. Umweltschutzreferat der Landeshauptstadt München 1997a. Auffällig in diesem Zusammenhang ist sicherlich der Würze geruch, der wohl – erwartungsgemäß für eine bayerische Großstadt – auf innerstädtische Brauereien zurückzuführen ist und eine ortstypische Geruchsimprägung darstellt.

Reinsch auf.²⁸¹ Einerseits stützt sich die Münchner Geruchskarte auf das individuelle Gerucherleben der einzelnen Testpersonen, andererseits wurden aber auch nur großflächige Geruchsimmissionen mit einem Umgriff von mehr als 100 Metern aufgenommen.²⁸²

Die Beispiele aus Mannheim und München belegen, dass im Gegensatz zu den Stadtplanungen des 18. und 19. Jahrhunderts zunehmend andere Gerüche in den Fokus des stadtplanerischen Interesses rücken. Weiterhin bestehen aktuelle stadttökologische Maßnahmen präventiv darin, bei der Ausweisung von Bebauungsflächen auf mögliche Veränderungen der Luftqualität durch die zukünftigen Nutzungsformen Bezug zu nehmen und Bürgerproteste dadurch schon im Vorfeld der Planung zu vermeiden. Gegenstand der olfaktorischen Untersuchungen ist eine konkrete Verortung von technischen und gegenständlich benennbaren Gerüchen, die weniger als krankheitserregend, sondern vielmehr als Belästigung klassifiziert werden.

2.4.1 *Zum Begriff der Geruchsbelästigung*

Der hohe Siedlungsdruck in den deutschen Ballungszentren führt zur Verdichtung beziehungsweise Expansion der Stadt mit der Folge, dass Wohn- und Gewerbequartiere mittlerweile in eine räumliche Nähe zueinander geraten, die zwangsläufig eine Geruchsbelästigung der Anwohner mit sich bringt. Der Stein des Anstoßes ist heute jedoch weniger die Angst vor unmittelbarer gesundheitlicher Bedrohung als vor Belästigung durch Gerüche.²⁸³

Im Zentrum der Beschwerden und Bürgerproteste stehen immer wieder die Geruchsimmissionen durch (Groß-) Küchen, Räuchereien, Biogasanlagen, Abfallbehandlungsanlagen, Chemieanlagen, Mineralölraffinerien, Lebensmittelabriken, Tierintensivhaltungen, aber auch durch Kraftfahrzeugverkehr, Hausbrand, Landwirtschaft und Vegetation. Geruchsbelästigungen können grundsätzlich von allen Stoffen und Einrichtungen ausgehen; schlechte, belästigende Gerüche „lauern“ dementsprechend überall.

281 Vgl. Reinsch, D. 1993: 1688.

282 Vgl. Umweltschutzreferat der Landeshauptstadt München 1997a. In einem Teil des Stadtgebiets sollten mit ausgewählten Testpersonen Belästigungsparameter erarbeitet werden, die quantitative Aussagen über Geruchsbelästigungen ermöglichen sollten.

283 Vgl. Le Guéner, A. 1992: 256.

Bereits 1900 sicherte das Bürgerliche Gesetzbuch Grundstücksbesitzern zu, unzulässige Einwirkungen, zum Beispiel auch Gerüche durch die Industrie, nicht hinnehmen zu müssen. Eine Geruchsbelästigung war dann eine unzulässige Einwirkung, wie Jütte ausführt, wenn die Nutzung des Grundstücks wesentlich beeinträchtigt oder das Kriterium der Ortsüblichkeit, „was die Bevölkerung des betreffenden Ortes als gewöhnlich ansieht“²⁸⁴, missachtet wurde. Das Kriterium der Ortsüblichkeit wurde 1959 allerdings zugunsten der Regelung geändert, dass Belästigungen jedweder Art nicht hinzunehmen seien, wenn sie durch wirtschaftlich zumutbare Maßnahmen der Betreiber verhindert werden können.²⁸⁵ Im ingenieurwissenschaftlichen Bereich beschäftigt sich der Immissionsschutz mit der Frage der Geruchsbelästigung. Seine Aufgabe besteht darin, das Auftreten von Geruchsstoffen in der Außenluft mit *erheblichem* Belästigungsgrad²⁸⁶ zu vermeiden, denn der Schutz der Bevölkerung vor lästigen Immissionen ist mittlerweile in vielen Gesetzeserlassen der industrialisierten westlichen Städte fest etabliert.²⁸⁷

Doch was ist überhaupt unter einer Belästigung zu verstehen, deren Vermeidung von derart zentraler Bedeutung ist, dass man die Stadt zunehmend desodoriert?

Für die Bundesrepublik Deutschland ist das 1974 erlassene und mehrfach novellierte Bundesimmissionsschutzgesetz die zentrale Rechtsnorm zum Schutz der Umwelt vor schädlichen Immissionen wie Luftverunreinigungen. Zahllose VDI-Richtlinien flankieren als untergesetzliche Normen das Bundesimmissionsschutzgesetz und erläutern die Frage nach den Geruchsbelästigungen. Inwiefern diese Richtlinien aber zur Anwendung kommen, ist nur schwer nachprüfbar, da die Umweltämter wenig auskunftsfreudig sind, wenn

284 Spelsberg zitiert nach Jütte, R. 2000: 285. Jütte bezieht sich hier auf Spelsberg, G. 1984: 152 (Literaturangabe nach Jütte).

285 Vgl. Jütte, R. 2000: 284f.

286 „Eine besondere Schwierigkeit für die Beurteilung ist aber, dass nicht alle Belästigungen, 'schädliche Umwelteinwirkungen' im Sinne des Bundesimmissionsschutzgesetzes sind und dass nur diejenige Beeinträchtigung als 'erheblich' gilt, die dem Betroffenen billigerweise nicht mehr zugemutet werden kann. Die Entwicklung von Beurteilungskriterien mit Maß und Zahl ist wegen der großen Streubreite individueller Empfindlichkeiten jedoch sehr schwierig (...).“ (Fischer, J./Englert, N./Seifert, B. zitiert nach Luckner, P. 2002: 304 – Auslassungen im Original. Luckner bezieht sich hier auf: Fischer, J./Englert, N./Seifert, B. 1998 – Literaturangabe nach Luckner).

287 Vgl. Hangartner, M. 1988. 81.

es um die Bekanntgabe sensibler Daten über die Luftbeschaffenheit ihrer Stadt geht, welche ja in der Vergangenheit immer wieder Gegenstand von Bürgerprotesten waren. Reinsch betont den grundsätzlich skeptischen Blick von Matthias Sinn, dem Verfasser der Münchner Geruchskarte, auf die gesetzlichen Maßnahmen zur Reinhaltung der Luft.

„Den Gesetzgeber interessiert Geruch fast ausschließlich, wenn er giftig ist oder an der Grenze dazu, 'wenn man drauf erbrechen muß', so Matthias Sinn. Die sogenannte TA Luft regelt zwar auf Bundesebene die Schadstoffemission von Firmen – aber nähere Vorschriften über Geruchsbelastungen enthält sie nicht.“²⁸⁸

Der Belästigungsbegriff ist keineswegs eindeutig, sondern wird terminologisch und praktisch im Umfeld des Gesundheitsbegriffs definiert.

„Gemäß der Weltgesundheits-Organisation gehört zur Gesundheit nicht nur die Abwesenheit von Krankheit, sondern auch das psychische und soziale Wohlbefinden. In diesem Sinne ist die Belästigung im Vorfeld der Krankheit zu sehen.“²⁸⁹

Während die Miasmalehre durch bakteriologische Erkenntnisse im ausgehenden 19. Jahrhundert entkräftet wurde und endgültig bewiesen werden konnte, dass die Gerüche selbst nicht Auslöser von Krankheiten sind, taucht im hier zitierten Belästigungsbegriff immer noch eine Verknüpfung von Geruch auf der einen und Belästigung und Gesundheit auf der anderen Seite auf. Durch diese neuerliche thematische Verknüpfung von Gerüchen und Gesundheit, die durch die berechnete Ausweitung des Gesundheitsbegriffs auf das empfundene Wohlbefinden eintritt, eröffnet sich gleichzeitig das Feld für eine nicht repressive Lesart von Geruchswirkungen. Gerüche haben im Umkehrschluss nicht nur als Belästigung Auswirkungen auf unser Befinden, sondern gerade auch als Wohlgerüche, wobei sich die ingenieurwissenschaftliche Stadtplanung eher mit der Vermeidung von Gerüchen (Desodorierung), als mit einer möglichen Initiierung positiver Geruchserlebnisse beschäftigt.

Der ingenieurwissenschaftliche Belästigungsbegriff impliziert allerdings eine Reihe weiterer analytischer und praktischer Probleme im Umgang mit Gerü-

288 Reinsch, D. 1993: 1690.

289 Hangartner, M. 1988: 81.

chen und deren Kontrolle und Vermeidung im städtischen Verdichtungsraum.

„Die Geruchsbelästigung ist ein Zustand, der gekennzeichnet ist durch das Gefühl des Unbehagens und der Ablehnung des Geruchs. Die betroffene Person sucht die Quelle des Geruches zu entfernen oder sich selbst zu entziehen. Je geringer die Vermeidbarkeit des Geruches ist, desto stärker ist die Lästigkeit. Für das Belästigungserlebnis spielen also nicht nur Variablen der Reizseite, sondern auch Persönlichkeits- und umgebungsbezogene Faktoren eine Rolle“²⁹⁰.

Die Lästigkeit der Geruchswahrnehmung ergibt sich im Gegensatz zu anderen Wahrnehmungsmodalitäten dadurch, dass sie nahezu unvermeidlich ist, was in Kapitel 4.2 und 4.4 mit dem Begriff der *Leibnähe* noch näher erläutert wird. Im Sehen kann sich der Mensch der Belästigung, beispielsweise durch einen auffällig geschmacklos gekleideten Zeitgenossen, durch simples Wegschauen entziehen. Das Überhören bestimmter „Störungen“ ist schon auffallend schwieriger, während die Vermeidung einer Belästigung durch olfaktorisch belastete Außenluft nahezu unmöglich ist, da wir über das Atmen unaufhörlich in einer Korrespondenz mit dem umgebenden Raum stehen.²⁹¹ Obgleich organische Gesundheitsschädigungen durch Umweltgerüche bislang nicht bekannt sind, lösen Gerüche Stresserscheinungen aus und wirken belästigend, weil nach Ansicht der Betroffenen ein Gefühl des Unbehagens ausgelöst werden kann.²⁹² Der Wiener Umwelthygienikerin Margit Koller zufolge treten als Belästigungsreaktionen

„im Sinne von psychologischen Abwehrreaktionen allgemeines Unbehagen, Gefühle der Aversion, Gereiztheit, Aggressivität sowie schließlich Niedergeschlagenheit und Apathie auf. Erweisen sich Exposition und Reaktion darauf als langanhaltend, so können sich psychosomatische Reaktionen entwickeln, die Symptome und schließlich psychosomatische Erkrankungen bei prädisponierten Personen hervorrufen können.“²⁹³

Bereits der Jargon der zitierten Äußerung verweist auf den argumentativen Zusammenhang zwischen Belästigung und Krankheit im Hinblick auf Gerü-

290 Hangartner, M. 1983: 106.

291 Vgl. Kastka, J. 1976: 192.

292 Vgl. VDI-Richtlinie 3883/Blatt 2 1993: 15; in ähnlicher Weise auch Koller, M. 1983: 173.

293 Koller, M. 1983: 173.

che. Ebenso wie bei den hygienischen Interventionen des 19. Jahrhunderts, deutet sich weiterhin eine Medikalisierung des Geruchssinns mit Tendenz zur Pathologisierung an. Die Frage nach der belästigenden Wirkung von Gerüchen bekommt bei Koller eine anthropologische Konnotation, als gäbe es transkulturell negativ bewertete Geruchswirkungen, die auf organischen, angeborenen negativen Reaktionen auf bedrohliche Gerüche beruhen.²⁹⁴ Grundsätzlich können aber nicht alle lästig empfundenen Gerüche als schädliche Umwelteinwirkungen im Sinne § 3/Absatz 1 des Immissionsschutzgesetzes bewertet werden, sondern nur die, welche eine *erhebliche*, also eine nicht hinnehmbare Geruchsbelästigung darstellen.²⁹⁵ Der Begriff der *erheblichen* Belästigung ist Harkort zufolge schwer zu bestimmen, denn wenn

*„man Hunger hat und kommt an einer Imbißstube vorbei, so signalisiert wahrnehmbarer Pommes-Frites-Geruch: hier gibt es etwas zu essen. In dieser Situation wird der Geruch von vielen Menschen als angenehm empfunden. Hat man dagegen vor kurzem gut gegessen und kommt dann an der besagten Imbißstube vorbei, so empfindet man den Pommes-Frites-Geruch überwiegend als belästigend.“*²⁹⁶

2.4.2 Die einseitige Diskussion über die städtischen Gerüche

In Abgrenzung zum wertneutralen Oberbegriff *Geruch*, transportiert der Begriff der *Immission* die Geruchsbewertung – und auch die Art des Geruchserlebens – als Bedeutungshorizont bereits mit. Der Geruch als Geofaktor taucht in der deutschsprachigen Forschungsliteratur meistens als Immission auf. Räumlich relevant wird er damit ausschließlich als schädliche Luftverunreinigung, im justiziablen Sinne sogar erst, wenn er eine erhebliche Belästigung darstellt. Dass sich die Umweltschutz- und Gesundheitsreferate deutscher Großstädte damit beschäftigen, im Sinne der VDI-Richtlinien Geruchsbelastungen zu erheben und Geruchskarten aufgrund von olfaktorischen Belästigungen zu erstellen, ist ein sicheres Indiz dafür, dass Gerüche häufig noch mit Krankheit assoziiert werden. Andererseits führt die einseitige Thematisierung von Gerüchen als Belästigung dazu, dass diese tendenziell nur noch, wenn sie als Belastung auftauchen, zum Gegenstand politischer Intervention und stadtplanerischen Interesses werden. Die städtischen Wohl-

294 Vgl. ebd.: 175. Für diese gewagte These lassen sich wohl nur schwer akzeptable Beweise finden, daher möchte ich dieser Behauptung nicht näher nachgehen.

295 Vgl. Länderausschuß für Immissionsschutz 1994: 20f.

296 Harkort, W. 1987: 171.

gerüche stehen somit im Schatten der städtischen Geruchslandschaft. Über stadtoökologische Maßnahmen hinausgehende Überlegungen zur Bedeutung von Gerüchen werden damit vor allem im Hinblick auf die architektonische und ökologische Umgestaltung der Städte größtenteils negiert.

Der Terminus Immission suggeriert auf sprachlicher Ebene eine gewisse Objektivität beziehungsweise „Nicht hinterfragbarkeit“, die sich letztlich nur aus dem wissenschaftlichen Sprachduktus der mit Immissionsfragen betrauten Fachdisziplinen herleitet. Das Sprechen über Gerüche wird mehr umschreibend und mit technisierenden Bezeichnungen verklärt²⁹⁷, versucht es doch in euphemistischer Weise, die olfaktorische Betroffenheit des Einzelnen zu chiffrieren. So betont die Klassifizierung der Gerüche in der Münchner Geruchskarte meines Erachtens weniger eine mögliche Gesundheitsgefährdung, sondern chiffriert vielmehr ein vermeintliches Gefährdungspotential. Indem man Gerüche, die ja zum Zwecke der Ermittlung von Belästigungen untersucht wurden, neutral als Chemiegeruch oder Lackgeruch²⁹⁸ einstuft, findet im Sprechen eine Bedeutungsverlagerung statt. Es klingt harmloser, von einem Kompostgeruch oder dem Emittenten Müllbunker zu sprechen, als von einem Geruch, der als faulig, vergoren oder ätzend umschrieben wird.²⁹⁹ Reinsch hatte wohl genaueren Einblick in die Durchführung der Münchner Untersuchung und berichtet, dass aus Kostengründen auf eine Erhebung durch ein Ingenieurbüro oder den TÜV verzichtet wurde und stattdessen Erfahrungen der Außendienstmitarbeiter des Umweltschutzreferats sowie Bürgerbeschwerden ausgewertet wurden.

„Unerschrocken notierten die Umweltschützer Begriffe wie 'fischig', 'widerwärtig' oder 'modrig' und auch die jeweiligen Verursacher namentlich – und handelten sich damit den ersten Ärger ein. Kammern

297 Gleichmann hat auf diesbezügliche Veränderungen im Sprechen über Gerüche bereits für das 19. Jahrhundert hingewiesen (vgl. Gleichmann, P. R. 1979: 125).

298 Vgl. Umweltschutzreferat der Landeshauptstadt München 1997a.

299 Die VDI-Richtlinie 3882/Blatt 2 sieht zwar die Bewertung der hedonischen Geruchswirkung, zwischen den Merkmalspolen *äußerst angenehm* – *äußerst unangenehm* vor und verweist darüber hinaus auch auf die Methode des Polaritätenprofils, das Geruchsqualitäten (wie stechend, faulig etc.) in die Bewertung miteinbezieht (vgl. VDI-Richtlinie 3882/Blatt 2, Entwurf Februar 1992: 4ff.).

*liefen Sturm und einzelne Firmen drohten mit dem Gericht, falls ihr Name genannt werde.*³⁰⁰

Die in der Münchner Geruchskarte eingetragenen und sprachlich verharmlosten Gerüche vermitteln den Eindruck, dass man explizit durch ihre Benennung die Angst der Bevölkerung vor einer möglichen Bedrohung durch immissionsintensive Einrichtungen gar nicht erst aufkommen lassen wollte. Einerseits bewirkt der Fokus der Geruchsbelästigung eine Sensibilisierung für die olfaktorische Umwelt, andererseits soll jedoch auch der Eindruck vermieden werden, dass die Gerüche klare Anzeichen einer bedrohlichen Gesundheitssituation im städtischen Umfeld sind. Diesen Spagat zwischen Sensibilisierung und Verharmlosung umreißt das Feld einer „Politik des Riechens“³⁰¹, der sich auch der Umweltschutz in Gestalt des Immissions-schutzes verschrieben hat. In einer ähnlichen Lesart kann auch der Zuschnitt des Untersuchungsgebiets und die bildliche Darstellung der kartierten Ergebnisse interpretiert werden. Das Untersuchungsgebiet bezog sich auf die Gesamtstadt München, wobei nur großflächige Immissionen mit einem Umgriff von mehr als 100 Metern kartiert wurden. Es wurde keine olfaktorische Beschreibung einzelner Straßenzüge oder innerstädtischer Ensembles vorgenommen.³⁰² Dieser Umstand resultiert sicherlich aus dem unmittelbaren Anliegen einer solchen Untersuchung, denn zunächst geht es darum, die Belastung der Luftqualität von immissionsnahen Wohnquartieren zu ermitteln und Bürgerproteste abzuwenden. Weiterhin möchte man natürlich Aufschluss für die Planung neuer Wohnquartiere oder auch Produktionsanlagen gewinnen. Hätte man hingegen Gerüche – und hier sind eben nur die belästigenden Gerüche erhoben worden – auf einzelne Straßenzüge und Gebäudeensembles *unter* einem Umgriff von 100 Metern untersucht, wäre schnell der Eindruck entstanden, dass über den gesamten Stadtraum Münchens vielfältige störende und belästigende Gerüche verteilt wären. Im Sinne einer Standortvermarktung, die sich eben auch auf die Umweltqualität als weichen Standortfaktor bezieht, wäre eine solch detaillierte Untersuchung eher kontraproduktiv.

300 Reinsch, D. 1993: 1688.

301 Jütte, R. 2000: 284.

302 Eine Vertiefungsstudie in *Sending* und *Thalkirchen* hat lediglich durch einfache Antwortkarten erhoben, ob es morgens und abends *gar nicht, etwas* oder *stark belästigend* gerochen hat (vgl. Reinsch, S. 1993: 1688).

Insgesamt rückt der soziale Aspekt der Gerüche verändert in das Blickfeld der städtischen Bevölkerung.

„Früher war es typisch, daß in der näheren Umgebung der Produktionsstätten die dort beschäftigten Mitarbeiter wohnten. Diese Menschen waren im allgemeinen an die vorherrschenden Gerüche gewöhnt und hatten auch aus verschiedenen anderen Beweggründen kein Interesse, entsprechende Veränderungen herbeizuführen. Durch die Wandlung der Lebenseinstellung wie auch der Siedlungsstrukturen sind derartige Tendenzen heute aber kaum noch vorhanden.“³⁰³

Nach wie vor erscheint es vorstellbar, dass es Stadtbezirke gibt, in denen die Grundstücks- und Mietpreise deshalb niedriger sind, weil eine gesundheitliche Bedrohung oder zumindest eine verminderte Luftqualität durch nahe gelegene Industrie und andere Emittenten besteht beziehungsweise aus Sicht der Bewohner im Bereich des Möglichen sind. Dass schlechtere Luftqualität und geringere Mietpreise zu einer sozialräumlichen Verteilung der Bewohner innerhalb des Stadtgebiets führen können, ist zweifellos nachvollziehbar. Insofern die Münchner Geruchskarte einen Aufschluss über die (Luft-) Qualität eines Wohnstandorts gibt, ist in ihr implizit auch ein sozialer Aspekt eingeschrieben. Im Gegensatz jedoch zu den sozialen Zuschreibungen des 19. Jahrhunderts in Bezug auf die olfaktorische Lebensumgebung, manifestiert sich in der Münchner Geruchskarte aber nicht der bürgerliche Wille zur Abgrenzung von der als übelriechend stigmatisierten, proletarischen Klasse. Vielmehr forciert die Geruchskarte eine bewusste Lenkung des Interesses der Bevölkerung, der ortsansässigen Firmen und der Stadtplanungs-Institutionen auf die Umweltbelästigungen. Die Gerüche werden in der reduzierten Konnotation als Belästigung zum Signum dessen, was es in der zukünftigen Planung zu vermeiden gilt. Bestrebungen, die Gerüche entsprechend aus der städtischen Lebensumgebung zu verbannen, verwundern daher nicht. In den modernen westlichen Industrienationen schreitet die olfaktorische Reinigung des öffentlichen Stadtraumes und des privaten Arbeits- und Wohnraumes ebenso wie die „Reodorierung“³⁰⁴ dieser Räume mit *anderen* Gerüchen voran.

303 Schön, M. 1996: 9.

304 Jütte, R. 2000: 284.

2.5 Desodorierung und Reodorierung des Stadtraums

Eine wesentliche Strategie im Umgang mit Gerüchen besteht in den vielfältigen Praktiken ihrer Umlenkung und Umleitung. Insofern die Schornsteine die Geruchsbelästigungen und Schadstoffimmissionen einfach nur aus dem Umfeld der Stadt beförderten, wird mit der These von der Desodorierung der Stadt ein neues Kapitel im Umgang mit belästigenden Gerüchen eröffnet. Die Desodorierung findet sowohl im öffentlichen als auch im privaten städtischen Raum statt und differenziert das olfaktorische Erscheinungsbild der Stadt auch in räumlicher Dimension. Die Desodorierung der Stadt wird von Crunelle als ein Tilgen und Unterbinden von Gerüchen angesehen, die noch zur Zeit der Frühindustrialisierung durch Pferdeäpfelgeruch und Fabrikabgase alltäglich erfahrbar waren.³⁰⁵ Doch diese Desodorierung schreitet weiter voran, da in den modernen Städten viele Gerüche durch ein striktes Reglement, wie ein Grillverbot in öffentlichen Anlagen, unterbunden werden. Auf den städtischen Gesamtraum bezogen, wird mit der Umstellung der industriellen Produktion auf Ölfeuerung (1920er-Jahre) und der Massenmotorisierung in den 1960er-Jahren der Stadtraum invasiv reodoriert. Die Gerüche des Straßenverkehrs schließen sich mit denen der Hausfeuerungen und industriellen Produktion zu einem intensiven olfaktorischen Hintergrund des Städtischen zusammen. Der Einsatz von Brennstoffen auf Mineralölbasis stellt eine erste Form der *Reodorierung* der Stadt dar. Umweltpolitische Maßnahmen wie die Durchsetzung von Filteranlagen (Rußfilter, Katalysatoren etc.), aber auch der heutzutage seltener gewordene Smogalarm und das Fahrverbot³⁰⁶ unterstützen den Wunsch nach Desodorierung der Großstädte bei gleichzeitiger Schonung der Gesundheit der Bevölkerung. Doch der moderne Stadtraum verliert nicht nur seine Gerüche, sondern wird gleichzeitig reodoriert. Diese Reodorierung ist meines Erachtens auf einen veränderten Umgang mit Gerüchen sowohl im häuslichen als auch privatwirtschaftlichen Bereich zurückzuführen. Der öffentliche und private Raum sind über das Fluidum der Luft unmittelbar miteinander verbunden, so dass beide stets aufeinander bezogen bleiben. Die Klage Payers, „daß mit der gründlichen Desodorisierung nicht nur die stinkenden Dünste aus der Stadt verschwan-

305 Vgl. Crunelle, M. 1995: 174.

306 Am 18. Januar 1984 wurde zum ersten Mal für das Ruhrgebiet eine Smogalarm der Stufe 3 ausgerufen, der auch weitreichende Fahrverbote beinhaltete.

den, sondern auch die angenehmen Düfte³⁰⁷, ist berechtigt, weil beispielsweise die angenehmen Naturgerüche aus den städtischen Gärten und noch unverbauten Freiflächen stetig abnehmen und sich nur noch kleine städtische Geruchsinselfen bilden.³⁰⁸ Diese Beobachtung deckt sich mit Detlev Ipsens These, dass bestimmte Formen der Wahrnehmung weniger verlernt, sondern aus dem öffentlichen Bereich verdrängt und auf für sie eigens geschaffene Orte konzentriert werden.³⁰⁹ Andererseits scheint die Klage auch unberechtigt, denn mit der Veränderung der städtischen Geruchslandschaft treten *andere* Orte in Erscheinung, an denen mit Düften und Gerüchen zu rechnen ist. Anhand der Gerüche der Abluftschächte, der olfaktorischen Gestaltung der Arbeits- und Warenwelt und der Odorierung des Straßenraums durch (inszenierte) Körpergerüche (Parfüm, Pflege- und Reinigungsprodukte), soll diese ortsbezogene Reodorierung weiter erläutert werden.

2.5.1 Von der Umleitung und Umlenkung der städtischen Gerüche

Visuell markante Zeichen einer Reodorierung des Stadtraums sind die allorts anzutreffenden Abluftöffnungen, Klimaanlage und Entlüftungsanlagen. Mittlerweile hat sich durch diese innovativen, technischen Neuerungen eine regelrechte Geruchstechnologie etabliert, die sich mit dem „Geruchlosmachen“ bestimmter räumlicher Zonen, zumeist Innenräume, beschäftigt. Diese Abluft- und Entlüftungsöffnungen werden wiederum in ein vielfältiges Zeichenspiel der Architektur integriert, wie das *Centre Pompidou* in Paris von Renzo Piano und Richard Rogers aus dem Jahre 1977 eindrucksvoll unter Beweis stellt.³¹⁰ Da Gerüche immateriell sind, werden sie durch die Abluftöffnung visuell und materiell gefasst. Doch was bedeuten eigentlich diese mehr oder minder auffällig gestalteten Öffnungen in Boden und Wänden? Ein gedanklicher Exkurs zum städtischen Müll soll ihren Bedeutungscharakter näher bestimmen.

Städtische Gerüche sind bislang als Belästigung thematisiert worden und insofern als etwas, was es im städtischen Lebenszusammenhang zu vermei-

307 Payer, P. 1997: 13.

308 Vgl. <http://univie.ac.at/Wirtschaftsgeschichte/VGS/b012in1.html> (18.04.2002): Payer, P. Stadt-Gerüche.

309 Vgl. Ipsen, D. 1992: 7.

310 Vgl. zur Ästhetik und architektonischen Ästhetisierung von Abluftanlagen auch Kähler, G. 1995.

den gilt. Gerüche sind in dieser Denktradition Überbleibsel eines Produktionsprozesses; etwas, was dann abfällt und übrig bleibt, wenn etwas anderes produziert wurde. Ob es sich um die Produktion von Bratwürsten oder Grundstoffen für die Arzneimittelproduktion handelt, Gerüche bleiben übrig und werden als Gestank zum Müll deklariert.³¹¹

„Abfall oder Müll geworden zu sein, heißt den zentralen Aktivitäten unserer heutigen Gesellschaft entgegengesetzt sein, der Verwertung, dem Nutzen und Brauchen, Produzieren und Konsumieren. Der Ausschluß aus diesen Aktivitäten heißt, so der Umkehrschluß: Müll oder Abfall sein.“³¹²

Gerüche verweisen nicht nur wie in der Stadt des 18. und 19. Jahrhunderts auf Müll und Abfall, sie *sind* in der modernen Stadt bereits selbst zum Müll geworden. Was für den materiellen Müll und Abfall der städtischen Gesellschaft gilt, gilt auch für die belästigenden städtischen Gerüche. In der Stadt wird der Müll dematerialisiert, indem er verdrängt und ausgelagert wird. Die städtische Müllabfuhr³¹³ sorgt für diese Strategie des „Unauffälligmachens“, indem sie den gesammelten Müll abtransportiert, „ent-sorgt“. Abwässer werden über die Kanalisation und der Müll durch die Müllabfuhr abgeleitet. Allerdings muss der Müll an den Orten, an denen er bewusst gesehen wird, wie Müllsammelplätzen, in seiner visuellen Erscheinung verändert werden. Der materielle Müll wird in farbig gestalteten „Wertstofftonnen“, der belästigende Geruch in blank polierten oder ebenso farbigen Abluftrohren gesammelt.

Gerüche als Bedrohung, Gesundheitsgefährdung und Belästigung stehen in einer sich fortsetzenden Tradition, die auch durch die Massenmedien weiter

311 Während vom Abfall nicht nur durch die zahllosen Sprachspiele der „Entsorgungsbranche“ der Eindruck besteht, er könnte als Abfall wiederverwertet werden, ist der Müll völlig unbrauchbar. Abfälle werden verwertet, wiederverwertet, der Müll hingegen weggeschmissen und weggeleitet. Da die belästigenden städtischen Gerüche bislang nicht „wiederverwertet“ werden, ziehe ich es vor, in ihrem Zusammenhang von Müll zu sprechen. Gestank ist Müll!

312 Hauser, S. 2001: 23.

313 Die Verwendung des Wortes *Abfallentsorgung* deutet bereits auf Sprachspiele hin, die eine Transformation des Mülls in wiederverwertbaren Abfall diskursiv flankieren möchte. Die Müllabfuhr Frankfurts firmiert mittlerweile unter der Bezeichnung Frankfurter Entsorgungs Service GmbH.

fortgeschrieben wird.³¹⁴ Wegen seines belästigenden Charakters wird der Geruch in der Architektur meines Erachtens verstärkt visuell in Szene gesetzt und zu einer Chiffre seiner selbst.

Gerüche allgemein und der Gestank im Besonderen drängen sich durch jede Öffnung und Spalt und erfüllen einen Raum mit Gestank, von dem zuweilen nicht gesagt werden kann, *woher* er kommt noch *wovon* er herrührt. Der Geruch ist häufig über einen gesamten Raum verbreitet, das heißt es ist für den Wahrnehmenden unklar, an welchem Ort er dem Geruch nicht mehr ausgesetzt wäre, wohin er vor dem belästigenden Geruch flüchten könnte. Die Abluftöffnung wirkt der Verunsicherung des Wahrnehmenden entgegen, denn sie ist in Verbindung mit Klimaanlage und Luftabsauganlagen ein Mittel, den Gerüchen einen Ort sowie eine Richtung zu geben. Derart kontrollierte Gerüche entströmen dem konkreten Ort Abluftöffnung und entweichen in einer vorbestimmten Richtung. Die vorherrschende Richtung der so kontrollierten Gerüche ist dabei vom Innen- in den Außenraum, oder besser gesagt, vom privaten in den öffentlichen Raum. Die Architektur gebietet dem Gestank mittels der Abluftröhre Einhalt. Die Technologien der Kontrolle und der Lenkung, wie die Röhren von Klima- und Abluftanlagen, werden visuell eindrucksvoll auf die Außenseite der Fassade verlegt. Die Materialhaftigkeit der Abluftöffnung, sei sie nun aus unzerstörbar wirkendem Nirosta oder farbig lackiertem Stahl, vermittelt den Eindruck als seien die Gerüche durch Technologie gebändigt und aller belästigenden Wirkung enthoben (Abb. 1). Die Mülltonne oder die Abluftöffnung sind so gesehen Kodierungen von Kontrolle, Sauberkeit und Hygiene im städtischen Raum. Der Müll „wartet“ in den für ihn vorgesehenen Behältnissen auf seinen Abtransport oder seine *Wegleitung*. Doch materieller Müll und immaterieller „Geruchs“-Müll sind aufeinander bezogen, denn wenn ersterer bereits abtransportiert wurde, kündigt der Geruch noch immer vom physisch-stofflichen Müll der Stadtgesellschaft.

„Die visuelle Eliminierung von Schmutz aus dem öffentlichen wie dem privaten Raum symbolisiert [...] eine konkrete Form der Distan-

314 „Fäkaldüfte aus der Energiefabrik“ (Odenwald, M. 2004: 70); „Altkleider stinken zum Himmel“ (Angelstein, M. 2003: 30); „Kläranlage wird umgebaut. Geruchsbelästigung in Sindlingen soll nachlassen.“ (Frankfurter Rundschau vom 10. Juli 2003: 29); „Abfall im Müllbunker wird etwas stinken“ (Frankfurter Rundschau vom 20. August 2004: 40).

*zierung des menschlichen Daseins von seinen natürlichen und physisch-stofflichen Daseinsvoraussetzungen und -bedingungen.*³¹⁵

Der Gestank verhält sich im Vergleich zum materiellen, visuellen Müll zuweilen unbändig. Einerseits kann er zwar visuell gebunden und kontrolliert sein, andererseits bleibt er auch noch dann „Überbleibsel“ materiellen Mülls, wenn dieser schon längst aus dem Sichtfeld verschwunden ist. Gestank ist also nicht nur Müll, sondern er kündigt auch dann noch vom Müll, wenn dessen physisch-stoffliche Präsenz bereits visuell „ausgemerzt“ worden ist.

Die Verbindung des öffentlichen und privaten Raums über die Luft wird nirgendwo sinnfälliger als in einer Gastronomiezone. Inspiriert von der Geographin Lucille Gressillon beziehe ich mich auf das Beispiel des Pariser Universitätsviertel rund um die Sorbonne.³¹⁶ Restaurants, Schnell-Imbisse, Bäckereien und sonstige Lebensmittelhändler haben dort den Verkauf ihrer Waren auf den Straßenraum ausgedehnt. Man bietet *Bœuf rôti* (gegrillter Ochsenspießbraten) vor einzelnen Lokalitäten an. Die belästigenden Gerüche, die durch die Produktion und Entsorgung dabei entstehen, leiten komplizierte Rohrsysteme und Absauganlagen vom Ort der Zubereitung und des genussvollen Verzehrs in abgelegene Zonen um. Die materiellen Überbleibsel der zubereiteten Lebensmittel (Verpackung, Fleischreste, Innereien etc.) werden in städtischen Hinterhöfen bis zum baldigen Abtransport in Mülltonnen zwischen- beziehungsweise ausgelagert. Der olfaktorische Raum der Stadt ist hier in zweifacher Weise präsent: Einerseits werden die Genuss versprechenden Gerüche unmittelbar in der Verkaufszone belassen, der Wind auf der Straße und die Absauganlagen der Lokalitäten bereiten sie so auf, dass sie nicht zur Belästigung werden, sondern einen möglichen kulinarischen Genuss anpreisen. Andererseits werden alle Produktionsgerüche als Müll über die Absauganlagen verfrachtet. Es treten also drei unterschiedliche Geruchstypen auf:

„- die erwünschten, weil gewinnversprechenden Geruchsnuancen („Bratenduft läßt einem das Wasser im Munde zusammenlaufen“)

- die gerade noch mit den Mitteln der Desodorierung vertretbaren Gerüche in den Restauranträumen (z. B. leichter Fritiergeruch gepaart mit sauer zitronigem Desinfektionsgeruch)

315 Hasse, J. 2000: 38.

316 Vgl. Gressillon, L. 1998.

*- und die von der Geruchsquelle über Entsorgungssysteme abgekoppelten Miasmen (z. B. penetranter Gestank von abgestandenem Bratfett und sich zersetzender Tierkadaver).*³¹⁷

Die Abluftanlage pumpt den Gestank vom privaten Innen- in den öffentlichen Außenraum und komplettiert damit unsere Vorstellung vom Gestank als Müll, denn

*„Ziel der Maßnahme ist, Müll und Abfall verschwinden zu lassen, und wenn das nicht geht, sie wenigstens irgendwohin zu verbringen, wo sie die Grenzen des saubereren Innenraumes nicht verletzen.“*³¹⁸

Zunächst wird der Innenraum der Gebäude gereinigt, um dann wiederum in eine allgemeine Reinigung der Stadt – die dann zum Innen wird – überzugehen und den Müll nach außen, außerhalb der Stadt zu lagern oder dort weiterzuverarbeiten. Die Gerüche verweisen also in ihren qualitativen Nuancierungen auf jeweils unterschiedliche Absichten im Umgang mit ihnen, weshalb sie auch in unterschiedlichen Zonen des städtischen Raums zutage treten. Der Verkaufsraum unterscheidet sich somit nicht nur visuell, sondern auch olfaktorisch vom Straßenraum; so imprägnieren die Gerüche unterschiedliche Zonen wie den Hinterhof und die kundenorientierte Verkaufszone, indem sie den Ort entweder durch den Gestank oder den appetitlichen Duft charakterisieren. Der Hinterhof wird als Schattenseite des Städtischen auch immer zum Ort des Gestanks (meistens sind auch hier die Mülltonnen aufgestellt), die Straßenseite hingegen zum Ort der Desodorierung oder des Dufts. Die sich in dieser polarisierenden „Politik des Riechens“³¹⁹ bemerkbar machende Apparatetechnologie der Absaug-, Umlenk-, Entlüftungs- und Klimaanlageanlagen verlagert die Frage der Geruchsbelästigung auf die der Leistungsfähigkeit solcher Technologien. Vielleicht ist auch deshalb gegenüber der Einschätzung Le Guériers Skepsis geboten, dass Gerüche heute vielmehr belästigen, als dass sie uns Angst machen.³²⁰ Vielleicht besteht die Angst heute viel eher darin, dass unsere Technologien zur Kontrolle der Gerüche versagen könnten.

317 Bischoff, W. 2002: 56.

318 Hauser, S. 2001: 27.

319 Jütte, R. 2000: 248.

320 Vgl. Le Guérier, A. 1992: 256.

2.6 Inszenierungen der Luft

Eine weitere Sphäre der Reodorierung des städtischen Raums entsteht durch die Hygienisierung des häuslichen Bereichs aufgrund zahlreicher Lufterfrischerprodukte, Reinigungs- und Putzmittel und gehobene Hygieneprodukte wie Parfüm und duftende Pflegesubstanzen. Reinigungsmittel sind in erheblichem Maße ein Mittel zur Desodorierung und Reodorierung, weil sie den „Müll“-Geruch beseitigen helfen und einen neuen, Sauberkeit versprechenden Geruch verströmen. Wenn auch im Zuge der Tertiarisierung der Gesellschaft die körperbetonten Arbeiten immer mehr zurückgedrängt werden, lassen sich gerade in Bezug auf Reinlichkeit vielfältige Praktiken der olfaktorischen Inszenierung von Lebensstil- und Körperkultur (Parfümbenutzung, Tabakkonsum etc.) feststellen. Das Deodorant und das Parfüm sind dabei besondere Formen des Geruchseinsatzes, denn sie dienen entweder im Sinne des Deodorants dazu, den Körpergeruch vergessen zu lassen, oder im Sinne des Parfüm der besonderen Inszenierung.

„Unter den vielfältigen Geruchsarten nehmen die Parfums eine Sonderstellung ein. Sie werden vom Menschen gezielt geschaffen und verwendet. Sie sind unter den Gerüchen, was die Musik unter den Geräuschen ist.“³²¹

Die Benutzung von Parfüm „adelt“ seinen Träger nicht grundsätzlich, sondern nur bezogen auf ein kulturell-ökonomisches Umfeld, das beispielsweise von Modetrends und Geruchsvorlieben bestimmt ist. Wird der Beduftete in einem gesellschaftlichen Kontext einmal als „versnobt“ gerochen, so könnte er mit dem gleichen Duft an anderem Ort als „stillos-uniform“ oder „aufdringlich“ riechend stigmatisiert werden. Die Benutzung eines konfektionierten Duftprodukts stellt für den Benutzer und den Wahrnehmenden eine soziale Manifestation dar. Das Deodorant, das die Körperausdünstungen überdeckt und einen geruchsfreien Körper schafft, markiert über seinen Produktduft den fließenden Übergang zum Parfüm.

„Diese verborgene, desodorierte Körperlichkeit bleibt jedoch nicht in ihrer scheinbaren Neutralität erhalten, vielmehr tritt nun ein gleichsam maskierter Körperduft hervor, der wiederum als Geruchssignal wirkt. Die Duftnoten der einzelnen Fabrikate oder Marken, sie wären dann gleichsam der wohlriechende Nachklang des ökonomischen Interesses, das diese Verwandlung des olfaktorischen Ausdrucks der

321 Jellinek, J. S. 1995: 121.

Leiblichkeit bewirkt: Rekultivierung der zum Verstummen gebrachten Natur. „³²²

Dass in den USA Parfümbenutzung bereits als Form der Geruchsbelästigung diskutiert wird, verdeutlicht deren Relevanz in der Wahrnehmung des öffentlichen Raums.

Ein in den letzten Jahren überaus kontrovers diskutiertes Thema ist auch die Verkaufs- und Arbeitsplatzbeduftung. Die Möglichkeiten, hier an verlässliche Informationen zu gelangen, ist überaus begrenzt, weil hinter Raumbeduftungspraktiken häufig, so wie in Japan, von Verbraucherschützern unzulässige Manipulationen gewittert werden³²³ und keine Firma gerne zugibt, derartige Praktiken anzuwenden.

Olfaktorische Gestaltung der Waren- und Arbeitswelt

Während für den häuslichen und kommerziellen Bereich die Bedeutung von Wohlgerüchen zur Gestaltung von Innenräumen nicht zuletzt durch die Diskussion um das *Sick-Building-Syndrome*³²⁴ längst anerkannt ist, hat sich für die Freiraumplanung lediglich der defizitäre und zuweilen pathologisierende Blick auf die städtische Geruchslandschaft etabliert.

„Das 'Sick-building-Syndrom', generelle Rauchverbote in öffentlichen Gebäuden oder parfümfreie Zonen indizieren ein gewachsenes Bewußtsein der Gesellschaft, hinsichtlich Verunreinigung der Luft. „³²⁵

Mit Verkaufsraum-³²⁶, Büro- und Produktionsstättenbeduftung wird das olfaktorische Klima von Innenräumen verstärkt zum strategischen Gestal-

322 Busch, B. 1995: 21.

323 Vgl. Jütte, R. 2000: 296.

324 Der Begriff *Sick-Building-Syndrom* weist darauf hin, dass durch die moderne Wohn- und Bürobebauung eine Vielzahl neuer körperlicher Belastungen auf den Menschen wirken. Rodenstein nennt in Zusammenhang mit der Hochhausbebauung vor allem auftretende Beschwerden im Umgang mit Klimaanlagen, Platzangst, Höhengschwindel und Schwindel allgemein (vgl. Rodenstein; M. 2000: 63).

325 Storp, F. 1997: 127.

326 Vgl. Stöhr, A. 1998; vgl. Knoblich, H. 2003; vgl. <http://www.gierlinger.de/raumbeduftung.htm> (12.11.2003); vgl. http://www.gesundheitmed.com/r_beduftung.htm (12.11.2003).

tungsbereich von Duftdesignern, die eine „olfaktorische Behaglichkeit“³²⁷ etablieren wollen, die ein unbestimmtes Gefühl hervorruft, sich an einem Ort wohlfühlen und dort auch verweilen zu wollen. Es kommen dabei Wirkstoffe zum Einsatz, die entspannend, aktivierend und stresslösend zu einer olfaktorischen Behaglichkeit führen sollen.³²⁸ In Deutschland wurden zwei neue Maßeinheiten geschaffen, um die geruchsspezifische Qualität eines Raums zu beschreiben: Die Einheiten *Olf* und *Decipol* sind „auch in die seit etwa einem Jahr verabschiedete neubearbeitete *Din 1946 Teil 2, Raumlufttechnik, Gesundheitstechnische Anforderungen* in Deutschland aufgenommen worden und stellen damit verbindliche Normen für die Raumlufttechnik dar.“³²⁹ Mit Hilfe dieser neuen Maßeinheiten kann der geruchliche Zustand einer Geruchsquelle technisch präzise vermessen und versprachlicht werden.

*„1 Olf ist die Luftverunreinigungslast, die von einer erwachsenen Person in sitzender Position mit einem Hygiene-Zustand von durchschnittlich 0,7 Bädern pro Tag verursacht wird.“*³³⁰

Die Einheit *Decipol* beschreibt hingegen die empfundene Luftqualität, wenn zehn Liter reine Luft pro Stunde mit einem *Olf* verunreinigt sind.³³¹ Das olfaktorische Raumluftklima wird durch die Maßeinheiten *Olf* und *Decipol* von der Belästigung aus definiert, aber durch Maßnahmen der Belüftung und Duftklimatisierung als grundsätzlich regulierbar begriffen. Der Designer Peter Luckner warnt jedoch davor, aus der Konzentration eines Geruchsgemischs auf den Grad der Unzufriedenheit des Wahrnehmenden zu schließen, da sich die Unzufriedenheit als Mischung aus Geruchsintensität, Frische der Luft, Art der Luftverunreinigung, Irritationen und aktuellem Grad des Behaglichkeitsniveaus darstellt.³³² Die Versuche der Beduftungsbranche, die Umgebungsluft mittels bestimmter Maßeinheiten zu versachlichen, laufen vor allem deshalb ins Leere, weil der Geruch im Verbund mit den anderen Sinnen eine vielfältige Wahrnehmung vermittelt, die nicht einzelsinnlich

327 Kempfski, D. von 1995: 142.

328 Vgl. ebd.: 147.

329 Ebd.: 143 (Herv. i. Orig.).

330 Jütte, R. 2000: 294. Ein ähnlicher Wortlaut auch bei Kempfski, D. von 1995: 144.

331 Vgl. Kempfski, D. von 1993: 1675. Widersprüchlich hierzu ist die Angabe von Luckner, der ein *Decipol* negativ empfundene Luftqualität dann als gegeben beschreibt, wenn zehn Liter reine Luft pro Sekunde mit einem *Olf* verunreinigt sind (vgl. Luckner, P. 2002: 305).

332 Vgl. Luckner, P. 2002: 305

zuzuordnen ist (vgl. Kap. 3.2 und 4). So ist die Frische der Luft ebenso ein Temperaturphänomen und beeinflusst entsprechend den Wahrnehmungseindruck, der üblicherweise der olfaktorischen Wahrnehmung zugesprochen wird.

Ein anderes, bizarr anmutendes Beispiel einer Produktionsstättenbeduftung schildert Sophie Behr:

„KOHDO heißt das Ritual, aus dem sich beim japanischen Kosmetikkongiganten Shiseido eine Art Mit-Düften-durch-den-Tag entwickelt hat. Frühmorgens zwischen acht und zehn Uhr werden die Arbeiter und Arbeiterinnen mit zitronellen Muntermachern zur Arbeit aktiviert. Sind sie erst hellwach, dann sorgt leichter Blumenduft für andauernde Konzentration. Nachmittags Holzduft, dann wieder Zitrus, Blüten und kurz vor Toresschluß abermals ein Zitronenflash – gleich darauf preßt man sich energisch in die U-Bahnen.“³³³

Die Innenraumbeduftung von Büros, Produktionsstätten und Geschäften erfolgt sicherlich aus sehr unterschiedlichen Motiven.³³⁴ Viele Maßnahmen intendieren aber wohl eindeutig die Produktivitätssteigerung, die Aufmerksamkeitssteigerung der Kunden für ein Produkt, die Transformation einer Dufteigenschaft auf Produkteigenschaften oder die Schaffung einer behaglichen „Shopping-“ oder Arbeitsatmosphäre, um Impulskäufe zu begünstigen. Dass sich Verbraucherschutzverbände zunehmend über diese Formen der Reodorierung des städtischen Raums beklagen, erscheint angesichts einer auf Gewinnsteigerung bedachten Beduftung nachvollziehbar. Inwiefern Manipulation hier gezielt betrieben werden kann, bleibt fraglich³³⁵, doch allein die Tatsache, dass der kommerzielle Versuch unternommen wird, über den Geruch eine raumbezogene Atmosphäre zu erzeugen, legitimiert meine Suche nach olfaktorischen Atmosphären des Städtischen nachhaltig.

Die Abluftöffnung sowie die Duftklimatisierung sind Formen der Desodorierung beziehungsweise je nach technischem Stand auch der Reodorierung, die eine Differenzierung der städtischen Räume auch olfaktorisch sinnfällig unterstreichen. Die unterschiedlichen be-/entlüfteten und duftklimatisierten

333 Behr, S. 1993: 1670.

334 Einen Überblick über Beduftungsanlagen und Einsatzbereiche gibt Röder, G. 2002.

335 Vgl. Storp, F. 1997: 127.

Räume treten in Konkurrenz zur öffentlichen Sphäre, da olfaktorisch „unauffällige“ Orte ihre Geruchsentsorgung oder Inszenierung immer auf Kosten des öffentlichen Raums betreiben. In den öffentlichen Raum münden Entlüftungsanlagen, welche die Abgase und den Gestank der privaten Räume nach außen kehren und ihn somit mit „Geruchsmüll“ belegen und überziehen. Folglich „stülpt“ sich der private Raum in den öffentlichen. Innenräume und Außenräume sind somit olfaktorisch aufeinander bezogen, wobei der öffentliche Raum zum „Umkehrraum“ der duftklimatisierten privaten Räume wird, weil sich in ihm die Verhältnisse umkehren. Das, was im Innenraum nicht mehr tolerabel ist, wird in den öffentlichen Raum *um*-gelenkt; der Innenraum *kehrt* seine negative Seite der Abluft nach außen. Dieser öffentliche „Umkehrraum“ wird so zum Zerrbild einer Gesellschaft, die sich immer weiter von den als negativ empfundenen Gerüchen in ihren Innenräumen distanzieren möchte, welche sie selbst durch ihre Arbeits- und Produktionsweise erzeugt.

3 Wahrnehmung als leibliches Spüren

Abseits der visuellen Gestalt gibt es eine städtische Dimension, die mit den anderen Sinnen wahrgenommen wird und einer raumwissenschaftlichen Theoriebildung zugänglich gemacht werden kann. Einen Raumbegriff einseitig aus der Präferenz für das Sichtbare abzuleiten, provoziert einen statischen Raumbegriff und trägt der kulturhistorischen Herausbildung von Wahrnehmungspräferenzen keine Rechnung. Wahrnehmungspräferenzen verweisen immer auf ein hinter Theorien liegendes Verständnis vom Menschen, von seiner Geschichte und seinen Anschauungen über die Beschaffenheit der objektiven Welt.³³⁶

Die Wahrnehmung ist nicht als angeborene Fähigkeit aufzufassen, denn sie ist nicht schlicht die biologisch-physikalische *Möglichkeit* des Wahrnehmens. Wir sind einerseits als Kleinkind physiologisch in der Lage, mit Wahrnehmungsorganen Informationen zu gewinnen, andererseits lernen wir, diese Informationen zu selektieren, strukturieren, kategorisieren und zu versprachlichen, also für uns bedeutsam zu machen. *Was* und *wie* wahrgenommen wird, hängt von der kultur- und individuellen lebensgeschichtlichen Entwicklung ab. So legen beispielsweise eine spezielle Gesellschaftsformation, die Art der frühkindlichen Sozialisation oder die Geschlechtsrollenidentität fest, was überhaupt wahrnehmbar ist.³³⁷ Die grundsätzliche Frage, wie denn der Begriff der Wahrnehmung zu definieren sei, lässt sich daher nicht definitorisch, sondern stets nur kontextuell klären.³³⁸

Der Geruchssinn erschließt ebenso wie der Gesichtssinn einen Raum, nur ist dieser Raum in seiner Beschaffenheit anders zu charakterisieren, denn die olfaktorische Dimension repräsentiert andere Raumqualitäten als die visuelle Wahrnehmung.

336 Vgl. Sonntag, G. 1990: 1208.

337 Vgl. Böhme, G. 2001: 33.

338 „Eine Definition kann für die Philosophie immer nur ein Definitionsvorschlag sein, der an einem Detail die Geltung einer ganzen Philosophie behauptet. Deshalb muß an die Stelle der abgeschlossenen Definition die offene Reflexion als eine Art Notlösung treten.“ (Wiesing, L. 2002: 11).

„Der Geruch von Pflanzen, frisch gestrichenen Wänden oder Autoabgasen prägt die Wahrnehmung und damit die Konstitution von Raum, ohne daß die sozialen Güter sichtbar sein müssen.“³³⁹

Raumwahrnehmung ist nicht nur auf die dinglich-materielle Wahrnehmung ausgerichtet, sondern mit der Verschiebung des Fokus auf nicht-visuelle Phänomene des Städtischen erlangt das Spüren der Umgebung, in der man sich befindet, erhebliche Bedeutung. Die olfaktorische Wahrnehmung ist ein Stiefkind des raumwissenschaftlichen Forschens, denn sie wird nicht zuletzt durch das Visualitätsparadigma zu einem „verschütteten Sinn“ (vgl. Kap. 1.1). Ein kurzer Blick auf die naturwissenschaftlich orientierte Geruchsforschung verstärkt den Eindruck, dass der Geruch und die Geruchswahrnehmung unzureichend erforscht sind.³⁴⁰

3.1 Wahrnehmungsschleusen und Eindrücke

In Abgrenzung zu naturwissenschaftlich orientierten Wahrnehmungstheorien ist die phänomenologische Wahrnehmungstheorie entstanden, welche die situative Bedeutsamkeit von Wahrnehmungsvorgängen und Eindrücken alltagsnah in das Zentrum des Interesses der Wahrnehmenden rückt. Hier wird nicht ein komplexes System mit theoretischen Vorannahmen und Gesetzmäßigkeiten (z. B. Ausbreitungsgesetze von Luftmolekülen) herangezogen, um eine Situation zu erläutern, sondern man versucht Phänomene der trivialen Lebenserfahrung zum Ausgangspunkt des Philosophierens zu machen.³⁴¹

339 Löw, M. 2001: 195.

340 Erst im Jahre 2004 wird der Nobelpreis für Physiologie und Medizin an Richard Axel und Linda Buck für ihre Forschungen über die Geruchsrezeptoren und den Geruchssinn vergeben (vgl. Frankfurter Rundschau vom 5. Oktober 2004: 1 u. 14).

341 Vgl. Schmitz, H. 1997: 20.

„Ein *Phänomen* ist für jemand zu einer Zeit ein Sachverhalt, dem der Betreffende dann den Glauben, daß es sich um eine Tatsache handelt, nicht im Ernst verweigern kann. Ein Phänomen ist also doppelt relativ, auf einen Menschen und für eine Frist. Man kann auch bei Überzeugungen von allgemeiner Tragweite, für deren Inhalt keine Kenntnis von bloß lokalen Umständen erforderlich ist, nicht sicher sein, ob alle Menschen das Selbe wie ich gelten lassen müssen. Man kann sogar nie mit abschließender Sicherheit wissen, ob man ein Phänomen gefunden hat. Vielleicht war man nur zu borniert, um zu bemerken, daß auch das noch glaubhaft umgedacht werden könnte, woran man glaubt festhalten zu müssen. Allerdings kann die Evidenz im Augenblick so überwältigend sein, daß sie alle Bedenken niederschlägt. Die Voraussetzung, daß man sich mit den anderen Menschen über die Phänomene wird einigen können, hat aber nur heuristischen Sinn, ist als heuristisches Prinzip dem Phänomenologen freilich auch unentbehrlich. Ohne sie verlöre er den Antrieb,

Es ist weit verbreitet zu glauben, dass nur „solche Eigenschaften 'objektive Realität' besitzen, die in physikalischen Kategorien fassbar seien, d. h. vollständig unabhängig vom 'Aussehen' für einen Beobachter beschreibbar und messbar sowie physikalischen (Kausal-) Gesetzen unterworfen“³⁴² sind. Diese vom Beobachter unabhängige Sphäre wird vielfach als Außenwelt bezeichnet, die sich über die Wahrnehmungsorgane als physikalische Reize vermittelt. Von den Wahrnehmungsorganen (Ohren, Augen, Nase, Mund, Haut) wandern elektrische, chemische oder physikalische Signale in das Nervensystem und bilden als Reizprofile einen Informationsinput im Gehirn.³⁴³ Die Geruchswahrnehmung fungiert aus dieser Perspektive als eine Wahrnehmungsschleuse mit Torwächterfunktion, weil es gelte, „Dinge zu entdecken, die nachteilig für den Körper sind und daher zurückgewiesen werden müssen.“³⁴⁴ Im Gehirn formiert sich, basierend auf diesem Input, ein Abdruck des Außen mit den jeweils personal gebundenen, subjektiven Färbungen und Empfindungen (als psychisch-mentale Innenwelt verstanden).

Diese Vorstellung eines Wahrnehmungsvorgangs impliziert, dass jeder Schleuse ein Sinneskanal zugeordnet und Wahrnehmung durch Sinneskanäle konstituiert sei. Schmitz kritisiert diese Vorstellung als eine Verkennung, die auf dem Missverständnis fußt, dass die Sinnesorgane und die physiologisch übergeordneten Nerven als Vermittler, Schleusen oder Werkzeuge der Wahrnehmung begriffen werden. Er begreift die Sinnesorgane und Nerven vielmehr als „Stätten einer sich mit dieser [*der Wahrnehmung*] regelmäßig verbindenden 'Begleitmusik', die sich in keinem ernstlichen und nüchtern belegbaren Sinn je 'zwischen' das Wahrnehmen und das Wahrgenommene zu

aus dem Schneckenhaus seiner eigensinnigen Sichtweise herauszugehen, und damit die Kompetenz für den Umdenkversuch.“ (Schmitz, H. 2002: 21 – Herv. i. Orig.).

342 Rehbock, T. 1998: 602.

343 Schmitz kritisiert – sicherlich polemisch – dieses Modell am Beispiel eines Autounfalls. Entsprechend des Input-Modells würden im Gehirn die vor einem unmittelbar möglichen Autounfall erfassbaren und unterschiedlich gearteten Informationen der Verarbeitung zugeführt. Diese Verarbeitung mündet über die Abschätzung der Lage und Geschwindigkeit der Gegenstände, die Abschätzung der Gefahr in einen strategischen Plan zur Rettung, „dieser Plan springt dann ins Gehirn zurück und wandert darin und durch periphere Nerven in Gestalt elektrischer und chemischer Reize zu den Muskeln, wo diese Reize Zuckungen auslösen, die sich auf das Steuer und die Pedale so übertragen, daß bei erfolgreicher Ausführung des Plans der drohende Zusammenstoß vermieden wird.“ (Schmitz, H. 1998a: 28).

344 Goldstein, E. B. 1997:469f.

schieben vermag.³⁴⁵ Die auf einzelne Sinneskanäle rekurrierende physiologische Forschungslogik hat zwar insofern ihre Berechtigung, als dass wir niemals *ohne* unsere Wahrnehmungsorgane wahrnehmen, doch die Behauptung, dass nun einmal mit den Augen, Ohren, Nasen etc. gesehen, gehört und gerochen würde, ist eine grobe Verkürzung. Ein Geruch erscheint und steht zum leiblich Gespürten (vgl. Kap. 3.3) in chaotischem Verhältnis. Auf der Seite des Subjekts ist der spürbare Leib, auf der objektiven Seite der Geruch. Das Chaotische hierin zeigt sich dadurch, dass beide Seiten im schlichten Riechen nicht derart auseinander laufen, dass feststünde, wo sie identisch oder verschieden sind. Der schlichte Akt des Riechens ist vom Erscheinen des Geruchs nicht unterscheidbar.³⁴⁶ Wahrnehmung ist vielmehr das Erleben von Eindrucksqualitäten; das Gesehene, Gehörte, Gerochene und Getastete ist ein Eindruck:

*„Der Eindruck ist vielsagend, aber man kann nicht genau, schon gar nicht vollständig, sagen, was er sagt. Man weiß aber mehr davon als man sagen kann. Das wird an dem Eindruck klar, den man von einem etwas undurchsichtigen Menschen hat, mit dem man umgeht. Man lernt, ihn zu 'nehmen', während noch ganz dürftig ist, was man von ihm zu sagen weiß.“*³⁴⁷

In der Wahrnehmungssituation ist der Eindruck zunächst diffus, weil man im Moment des Erlebens nicht sagen kann, ob er aus dem Gesehenen oder Gerrochenen resultiert. Die Situation ist als „Eindrucks-Ganzheit“³⁴⁸ zumeist vielsagend, da sie reich an Bedeutungen, Eigenschaften und Unterscheidungen ist, ohne dass unmittelbar gesagt werden könnte, welche dies eben sind.³⁴⁹ Das hermetisch in einzelne Wahrnehmungsschleusen untergliederte Wahrnehmungsmodell wird gekippt, wenn Schmitz den Blick aus dem

345 Schmitz, H. 1989: 4.

346 Vgl. Schmitz, H. 1968: 46f.

347 Schmitz, H. 1985: 73 (Herv. i. Orig.).

348 Linck, G. 2001: 250.

349 Ein gutes Beispiel hierfür gibt Schmitz, der die eigene Persönlichkeit als Situation beschreibt: „Die eigene Persönlichkeit des Menschen ist eine Situation, in die unabsehbar viele Situationen (zum Beispiel Kristallisationskerne der Erinnerung, Standpunkte, Gesinnung, Lebenstechniken, Wunsch-, Leit- und Schreck'bilder', die keine Bilder, sondern Situationen sind) eingeschlossen sind und die ihrerseits durch die chaotisch-mannigfaltige Schmiegsamkeit ihres Hofes der Bedeutsamkeit zur Einbettung in gemeinsame Situationen (zum Beispiel die Muttersprache) befähigt wird.“ (Schmitz, H. 1998c: 177f.).

Fenster in einer trüben Morgensituation beschreibt. Ehe man durchnässte Flächen und regnerisch glänzende Formen gegenständlich in den Blickpunkt genommen hat, bemerkt man, „was los ist“. Man hat den Eindruck, dass es regnet³⁵⁰, ohne sich auf einzelsinnlich wahrgenommene Informationen, wie sichtbare Regentropfen oder taktil spürbare Nässe, bezogen zu haben. Ebenso kann der Wahrnehmende beim Betreten einer Wohnung oder einer italienischen Piazza, noch bevor er einzelne Aspekte des Orts inspiziert hat, sagen, ob es ein behaglicher, verwinkelter oder kahler Ort ist.

Wenn folglich Wahrnehmung immer an Eindrücke gebunden ist, die in ihrer Polyphonie keinen Rückschluss auf ein Sinnesorgan zulassen, dann wird das Sprechen über olfaktorische Wahrnehmung prekär. Wenn ich hier von olfaktorischer Wahrnehmung spreche, wird damit nicht an eine Theorie angeknüpft, welche die Wahrnehmung unterschiedlichen Sinneskanälen zuordnet. Vielmehr führt der in jeder Situation des Lebens anklingende, empfindsame Leib im Moment der Wahrnehmung die (analytisch) getrennt voneinander gedachten Sinneskanäle im leiblichen Befinden zusammen.³⁵¹ Das Dilemma des Umgangs mit Wahrnehmungsphänomenen macht sich bereits im Sprechen über Wahrnehmungsereignisse bemerkbar. Das Sprechen über Geruchswahrnehmung ist nicht eine Versprachlichung einer „Eindrucks-Ganzheit“, sondern eine Versachlichung, die Ausdruck einer gesellschaftlich und kommunikativ vorherrschenden Thematisierungsweise von Wahrnehmungsereignissen ist. Erlernte Bedeutungen über die Hierarchie und Funktionalität der Sinne prägen die Vorstellung einer organspezifischen und funktionalen Einteilung des Wahrnehmungsereignisses entsprechend bestimmter Sinneskanäle. Der Wahrnehmende ordnet im Moment des Sprechens über seinen Eindruck diesen in einem analytischen Rückgriff auf erlernte Umgangsweisen mit Wahrnehmungsphänomenen bestimmten Sinneskanälen zu. Andererseits bezeugen die alltäglich gebräuchlichen Beschreibungsparameter der Luft z. B. warm/kalt, frisch/ verbraucht, stechend oder süßlich eine Nähe des Geruchs zum leiblichen Befinden (vgl. Kap. 3.3), so dass angenommen werden kann, dass die „Lüfte“ bzw. Gerüche im leiblichen Befinden ihren Ausdruck haben. In der vorliegenden Arbeit wird aber vom *Geruch* und seiner Eigenart gesprochen, wenn eine Wahrnehmung geschieht, die einem alltäg-

350 Schmitz, H. 1985: 72.

351 Schmitz spricht von der Wahrnehmung *synästhetischer Charaktere* (vgl. Kap. 3.2).

lichen und vertrauten Verständnis von *Geruchs*-Wahrnehmung entspricht. Die Verkürzung, dass lediglich mit den fünf Sinnesorganen wahrgenommen wird, ist allerdings nicht nur eine sprachlich problematische Umgangsweise, welche den „Ganzheits-Eindruck“ des Wahrnehmungserlebens herunterspielt. Darüber hinaus würdigt diese Vorstellung eines durch Sinneskanäle strukturierten Wahrnehmungsprozesses zu wenig, dass neben Farben, Schall, Flächen, Molekülschwärmen und Bewegungen auch andere Wahrnehmungsphänomene zu bedeutsamen Wahrnehmungssituationen führen. Gerade Eindrücke wie Stille, Dunkelheit, reine Luft und Schwerelosigkeit können für unser alltägliches Erleben von eminenter Bedeutung sein.³⁵²

3.2 Synästhesien und synästhetische Charaktere

Im Alltag begegnen uns zahlreiche Phänomene, die nicht eindeutig einer Sinnesmodalität zugesprochen werden können. Die glatten und verspiegelten Fassaden der Hochhäuser der Tertiär-Ökonomie haben beispielsweise vielfältige Qualitäten, so kann die *Glätte* der Glasflächen ebenso taktil wie visuell wahrgenommen werden. Es stellt sich damit die Frage, mit welcher Berechtigung die Glätte als eine dem Tast-Sinneskanal zugeordnete Qualität bezeichnet werden kann.³⁵³ Anstatt die Wahrnehmungsleistungen und –qualitäten organspezifisch zuzuordnen, bietet Schmitz zur Lösung dieses Problems den Begriff des *synästhetischen Charakters*³⁵⁴ an. Mit Synästhesien sind in den traditionellen Wahrnehmungstheorien Erscheinungen der *Mitempfindung*³⁵⁵ gemeint.

„Unter *Synästhesie* versteht man, daß es bei *Stimulation* einer *Sinnesqualität*, beispielsweise des *Hörens* oder *Riechens*, in einer *anderen Sinnesqualität* wie zum Beispiel dem *Sehen* von *Farben* oder von *geometrischen Figuren* zu einer *Sinneswahrnehmung* kommt.“³⁵⁶

Bei Erregung eines Sinnesorgans kommt es zu einer zusätzlichen Empfindung eines weiteren Organs, welches objektiv nicht gereizt wurde, aber dennoch angesprochen ist. Dies ist im Alltag als „Farbenhören“ oder als „Farb-

352 Vgl. Schmitz, H. 1985: 72f.

353 Vgl. Schmitz, H. 1989: 12.

354 Vgl. Schmitz, H. 1989: 47ff.

355 Vgl. Borg-Laufs, M./Duda, L. 1991: 33.

356 Emrich, H. M. 1998: 128.

temperatur“ in der Aussage „Türkis ist die kälteste Farbe“ bekannt. Auch das populärwissenschaftliche Nachschlagewerk für die Parfümindustrie von Haarmann & Reimer lanciert bestimmte Farben im Verbund mit Geruchstypen (in dieser Klassifikation als Geruchsfamilien wie *grün*, *Holz*, *Leder* etc. verstanden).³⁵⁷ Über die Farbe wird beispielsweise der Duft eines Parfüms vermarktet, insofern eine für den Kunden eindeutige visuelle Korrespondenz nachvollziehbar wird. Diese Vermarktungsweise bestätigt, dass gerade im Zusammenhang mit Geruchswahrnehmung Synästhesien alltäglich nachvollziehbar auftreten und von der Industrie zur Vereindeutigung von Geruchswirkungen eingesetzt werden. Das Phänomen der Synästhesie reicht aber noch weiter, wie der durch die Verwandtschaft von Schmecken und Riechen provozierte Temperaturgeschmack zeigt. Dabei taucht eine verwirrende Facette der Synästhesie auf, denn bei Erwärmung der Zungenspitze wird ein süßer, bei Abkühlung der Zunge hingegen ein saurer oder salziger Geschmack geschmeckt.³⁵⁸ Wenn die Synästhesie als *Mitempfindung* verstanden wird, kann nur etwas *mitempfund* werden, was zuvor getrennt war beziehungsweise getrennt gedacht wurde. Der Begriff der synästhetischen Charaktere weist über die beschriebenen Vorstellungen zur Synästhesie hinaus, denn er rekurriert nicht auf die Differenzierung des Eindrucks in organspezifische einzelsinnliche Wahrnehmungen.

Die Kälte eines Materials kann durch eine glatte, glasige Oberfläche oder durch blaue Farbe erzeugt werden; Wärme dagegen durch rote Farbe oder durch Holzcharakter des Materials.³⁵⁹ Als synästhetische Charaktere werden solche Eigenschaften verstanden, die umgangssprachlich zur Beschreibung von Atmosphären und Stimmungen genannt werden und „vor allem in einer Modifikation der leiblichen Befindlichkeit gespürt werden.“³⁶⁰ Atmosphären sowie Personen können *still*, *kühl* und *ruhig* erscheinen, ohne dass damit metaphorisch³⁶¹ gesprochen würde, denn synästhetische Charaktere spiegeln ein leibliches Befinden (vgl. Kap. 3.3) der Wahrnehmenden wider, „indem

357 Vgl. Haarmann & Reimer 1984: 14f.

358 Vgl. Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 15. März 2000: N1.

359 Vgl. Böhme, G. 1995: 55.

360 Böhme, G. 1998a: 155.

361 „Viele Menschen betrachten diese Redeweise als metaphorisch, nämlich in dem Sinne, daß etwa der Ausdruck *rau* aus dem Tastbereich, in dem er ursprünglich zu Hause sei, in den Bereich des Klanglichen übertragen werde.“ (Böhme, G. 1995: 54 – Herv. i. Orig.)

nämlich Kategorien der Leiblichkeit – also etwa Enge und Weite oder Spannung und Schwellung – in die sinnlichen Qualitäten *investiert* werden.³⁶² Dieses Investieren leiblicher Kategorien ist nicht ein gegenständliches (gnostisches) Konstatieren von *Etwas*, beispielsweise dass der zugefrorene, spiegelglatte See vereist ist, sondern es ist ein leibliches Mitgehen, ein zuständliches³⁶³ (pathisches) Spüren. Man spürt das Eisige des Sees, ohne dass sich eine organspezifische einzelsinnliche Wahrnehmung einstellt.

„In jeder Wahrnehmung spüren wir etwas mit, was über die pure Qualität des Wahrgenommenen hinausgeht: das Rote oder Grüne, das Scharfe oder Bittere, der helle oder dumpfe Klang, das Weiche oder Harte – alle diese Modalitäten präsentieren nicht nur sich selbst, sondern sie lassen in uns etwas mitschwingen, das nicht denotativ zu bezeichnen, um so mehr aber konnotativ, als Färbung oder Anmutung zu spüren ist. In der pathischen Wahrnehmung werden Gegenstände empfunden, wird ihre Wirkung 'am eigenen Leib' erlebt.“³⁶⁴

Die synästhetischen Charaktere bilden eine Brücke zwischen dem Wahrnehmenden und dem pathisch wahrgenommenen Raum, aber nicht insofern sie eine Mitempfindung unterschiedlicher Sinne ermöglichen, sondern indem sie eine Beziehung zwischen beiden stiften. Die synästhetischen Charaktere beziehen den Umgebungsraum als fühlbare Dimension unmittelbar auf den Wahrnehmenden. Diese Dimension äußert sich als leibliches Befinden in der *Leiblichen Dynamik* von Enge und Weite, Spannung und Schwellung. Böhme gliedert das pathische Moment der synästhetischen Charaktere in seine Überlegungen zum Raum ein und kommt zu dem Schluss, dass der „Raum nicht etwa im kantischen Sinne die reine Anschauung des Außer- und Nebeneinander [...], sondern die affektiv getönte Enge oder Weite, in die man hineintritt“³⁶⁵, ist.

362 Böhme, G. 1996: 40. Böhme bezieht sich hier auf: Schmitz, H. 1981: 155-157 (Literaturangabe nach Böhme).

363 Vgl. Waldenfels, B. 2000: 102. Waldenfels bezieht sich hier auf: Straus, E. 1956: 390-403 (Literaturangabe nach Waldenfels). Fuchs erläutert in Anlehnung an Straus das *Gnostische* als „erkennendes“ und das *Pathische* als „erleidendes“ Moment, wobei das eine das *Was* und das andere das *Wie* des Gegebenen hervorhebt (vgl. Fuchs, T. 2000: 59. Fuchs bezieht sich hier auf: Straus, E. 1960: 151 – Literaturangabe nach Fuchs).

364 Fuchs, T. 2000: 167.

365 Böhme, G. 1995: 95.

3.3 Das Spüren in leiblicher Dynamik

Als Wahrnehmender ist man in seiner Begegnung mit der Welt körperlich, leiblich und atmosphärisch angesprochen. Körper und Leib stehen in einem sich bedingenden Verhältnis, treten aber grundsätzlich in unterschiedlichen Weisen des Spürens zutage.

„Den Körper kann man sehen, betasten, hören, riechen und schmecken, er ist ein Gegenstand für die äußeren Sinne, der Leib dagegen wird nicht gesehen, gehört usw., er wird vielmehr gespürt, von ihm gibt es ein inneres Bewußtsein. Bei Ausschaltung aller äußeren Sinne bleibt also der gespürte Leib übrig.“³⁶⁶

Der Körper wird an der Hautoberfläche als begrenzt gespürt und ist damit abstrakt gesprochen, ein dreidimensionales Gebilde mit Flächen und Begrenzungen.³⁶⁷ Ein „gezielter Umgang“ mit dem Leib fällt uns hingegen schwer, denn in vielen Fällen ist uns unser Leib so unmittelbar präsent, dass er gar nicht erst auffällt oder nur beiläufig von Bedeutung wird.

„Es zieht mal in einem Gelenk oder mal in einem Muskel, und die Stimmungen wechseln tageweise, ohne dass es stören würde. Der Leib ist uns darin zu nah, eben: eigen, um bemerkt werden zu müssen.“³⁶⁸

Der Leib wird nicht zum Problem, sondern zur Nebensächlichkeit wie eben eine Stimmung, die verfliegt, oder die Heiterkeit, welche uns bei einer beobachteten lustigen Begebenheit ergreift. Der Leib wird aber auch eindringlich gespürt. Das Spüren des Leibs kann man sich gut am dunklen oder hohen Schall oder an einem Geruch verdeutlichen, der mal als bleierne Schwere, dann wieder in unterschiedlicher Dichte oder als leichter Hauch auftritt. Der Leib entfaltet sich hierbei als gespürtes Volumen, das sich in der Gegend des Körpers lokalisiert. Somit bleiben Körper und Leib unmittelbar aufeinander bezogen und ineinander verschränkt. Der Körper kann gegenständig betastet werden, das Spüren des Leibs bleibt hingegen diffus und

366 Thomas, P. 1996: 189 (Herv. i. Orig.). Thomas knüpft hier an den Schmitz'schen Leibbegriff an.

367 Vgl. Schmitz, H. 1990: 117.

368 Krüger, H.-P. 2000: 293 (Krügers Ausführungen basieren nicht auf dem Schmitz'schen Leibbegriff).

*prädimensional*³⁶⁹. Das leiblich Gespürte wird als ein nicht messbar dimensioniertes Volumen räumlich als etwas *an sich*, aber nicht *von sich* Gefühltes empfunden.³⁷⁰ Der Leib zeigt sich als räumliche, volumenreiche Empfindung in einer Form des Betroffenseins, „sei es als situiertes 'Sich-Fühlen' oder als sich aufdrängende Affekte, die sich mit Macht zeigen und denen durch keine Sublimation auszuweichen ist.“³⁷¹ Formen des eigenleiblichen Spürens sind Hunger, Durst, Wollust, Müdigkeit, Behagen etc. (von Schmitz als leibliche Regungen bezeichnet³⁷²). Gerade die Hungerempfindung lässt sich nicht schlüssig als Organempfindung, d. h. als Körperempfindung beschreiben, denn der Hunger ist weniger ein leerer Zustand im Körperorgan *Magen* als ein ausstrahlendes Empfinden, welches auf unterschiedliche Weise – nagend oder aushöhlend – vom Hungernden „Besitz“ ergreift. Während der Körper in seiner Materialität dreidimensional (als Ding) erfassbar ist, äußert sich der Leib als Zustand des leiblichen Befindens.³⁷³

*„Als ein Grundphänomen ist der Leib selbst an der Konstitution aller Phänomene mitbeteiligt –als ein gemeinsamer Stil, als ihre Färbung oder ihr Hintergrund. [...] Leiblichkeit ist die grundlegende Weise des menschlichen Erlebens – insofern der Leib nicht als Körperding, sondern als Zentrum räumlichen Existierens aufgefaßt wird, von dem gerichtete Felder von Wahrnehmung, Bewegung, Verhalten und Beziehung zur Mitwelt ausgehen.“*³⁷⁴

Der Leib erscheint als Konstrukt für einen Zustand, weil er einzig als leibliches Befinden spürbar wird und nur in diesem gespürten Zustand existiert. Um die gespürte Existenzweise des Leibs sprachlich zu verdeutlichen, schlägt Schmitz ein „Alphabet der Leiblichkeit“³⁷⁵ vor. Die Begriffe *Enge* und *Weite*, *Richtung* (synästhetische Charaktere und Bewegungssuggestionen), *Spannung* und *Schwellung*,

369 Vgl. Schmitz, H. 1998b: 190.

370 Vgl. Hasse, J. 1999b: 72.

371 Breuer, I./Leusch, P./Mersch, D. 1996: 197.

372 Vgl. Schmitz, H. 1998a: 53.

373 Soentgen, J. 1998: 14 (Herv. i. Orig.).

374 Fuchs, T. 2000: 15 (Herv. i. Orig.).

375 Vgl. Schmitz, H. 1997: 94.

protopathische und epikritische Tendenz

sollen helfen, das leibliche Befinden zu verdeutlichen. Die antagonistischen Differenzen von Enge und Weite sind zugleich aufhaltende und anregende Tendenzen und bilden den spürbaren Kern der Dynamik des Leibs.

„Man kann sich das wieder am Einatmen klar machen, das spürbar zugleich engt und weitet, ebenso wie die muskuläre Kraftanstrengung beim Ziehen und Heben.“³⁷⁶

Im rhythmischen Ein- und Ausatmen besteht ein vorherrschendes Gleichgewicht zwischen beiden Polen. Der Übergang von Enge zu Weite charakterisiert das leibliche Befinden, wenn der Wahrnehmende beispielsweise aus einem überheizten, schwülen und verrauchten Gasthaus auf die Straße tritt. Engung und Weitung greifen in ihrem antagonistischen Spiel ineinander und bilden als vitaler Antrieb „den Dampf, unter dem ein Mensch wie ein Kessel steht.“³⁷⁷ Kurz bevor der Wahrnehmende den überheizten und verrauchten Gaststättenraum verlässt und bereits im Begriff ist, die befreiende Luft der Straße aufzunehmen, fesselt ihn eine Spannung, die sich draußen dann im Aufatmen löst und in eine durch die „frische Luft“ beflügelnde Schwellung übergeht.³⁷⁸ Zudem ist der Leib in einer leiblichen Dynamik von *epikritischer* und *protopathischer Tendenz* spürbar.³⁷⁹

Das hier kurz umrissene „Alphabet der Leiblichkeit“ versprachlicht leibliches Befinden und bezeichnet eine Dynamik, die als vitaler Antrieb für die Verbindung des Leibs mit den Gegenständen und Räumen relevant ist.³⁸⁰

376 Ebd.

377 Schmitz, H. 1998a: 17.

378 Schmitz bezeichnet daher die Engung auch als Spannung und die Weitung als Schwellung (vgl. ebd.).

379 Wengleich ich in diesem Zusammenhang nicht näher auf beide Tendenzen eingehe, seien sie hier kurz in den Worten von Schmitz dargelegt:
 „Protopathisch ist die Tendenz zum diffusen, unscharf verschwimmenden Ausstrahlen, z. B. die vom sanften Streicheln und Kosen der Haut durch eine Hand oder Frühlingsluft geweckte Wollust, epikritisch die spitze, schärfende Tendenz, z. B. das feine wollüstige Rieseln und Stechen im Rücken bei angenehmem Gruseln.“ (Schmitz, H. 1997: 96).

380 Vgl. ebd.: 98.

3.4 Gesellschaftliche Charaktere

Die städtischen Räume des Menschen zeichnen sich durch Objekte (Straßen, Häuser, etc.) aus, deren Materialität bereits im pathischen Wahrnehmen einer Atmosphäre mit synästhetischen Charakteren gebunden ist und als hart, weich, rau, warm, kalt, feucht, trocken, hell, dunkel etc. gespürt wird. Die Objekte sind Böhme zufolge durch Atmosphären, die sich über die synästhetischen Charaktere vermitteln, in ihrer Materialität (rau, hell, dunkel etc.) wahrnehmbar konstituiert. Erst im Nachdenken über das Wahrgenommene bildet sich aus dem diffusen Bedeutungshof des Eindrucks eine Gegenstandswahrnehmung heraus. Objekte und Gegebenheiten können dann einzelsinnlich inspiziert werden.³⁸¹ Die Wahrnehmung setzt sich nicht vorrangig aus einzelnen Sinnesqualitäten zusammen, sondern ist grundsätzlich Wahrnehmung einer Atmosphäre, die vielsagend mit synästhetischen Charakteren ausgebildet ist. Das Wahrnehmen bleibt jedoch nicht auf das synästhetisch-leibliche Mitgehen, das pathische Spüren beschränkt. Jedes Spüren findet in einem Raum statt und konfrontiert den Wahrnehmenden mit den zeichenhaften, symbolischen Bedeutungen und Deutungen des materiellen Umgebungsraums, die durch andere Menschen, deren Handlungen und deren materiellen Artefakte in den Raum „hineingezeichnet“ sind. Wahrnehmung ist einerseits leibliches Befinden, andererseits bereits ein deutendes Bedenken der Situation. Diese Überlegungen stellen die Gerüche der Stadt in zweifacher Hinsicht in ein neues Licht.

Die städtischen Gerüche unterliegen sowohl einer historischen und zugleich einer aktuellen Umgangs- und Deutungsweise (vgl. Kap. 2), die die heutige Erscheinung der olfaktorischen Stadt beeinflussen. Zudem wird unsere persönliche Wahrnehmung der olfaktorischen Stadt durch diese Umgangsweisen mit spezifischen Deutungs- und Bedeutungsdimensionen strukturiert. Die in den heutigen Städten auftretenden Gerüche sind im objekthaften Sinne diejenigen, die aufgrund einer sich historisch ausgebildeten Umgangsweise und technologischen Entwicklung etablieren konnten beziehungsweise „geduldet“ werden (vgl. Kap. 2.4–2.6). Auf der Subjektseite hingegen haben diese Etablierung und Umgangsweise mit Gerüchen unsere persönlichen Deutungen von olfaktorischen Eindrücken geprägt.

381 Böhme spricht davon, dass einzelsinnliche Daten wie Farben, Töne, Gerüche durch eine analytische und versachlichende Wahrnehmungsweise aus dem Chaotisch-Mannigfaltigen herausgesucht werden (vgl. Böhme, G. 2001: 101).

Über die Arbeiten zu den synästhetischen Charakteren hinausgehend, greift Böhme dieses Moment der Bewertung und Deutung einer gefühlten Situation in Bezug auf das Wahrnehmen auf, wenn er für das Raumempfinden eine weitere Brücke aufdeckt, die zwischen dem Wahrgenommenen und Wahrnehmenden vermittelt. Er nennt *gesellschaftliche Charaktere* solche, „in die gesellschaftliche Konventionen eingehen. Beispiele [...] sind 'elegant', 'kleinbürgerlich', 'ärmlich'.“³⁸² An anderer Stelle weist Böhme darauf hin, dass die gesellschaftlichen Charakteren besonders durch Insignien und Symbole vermittelt seien, die im Bereich der Architektur, Werbung, Mode, Kosmetik, Innenarchitektur etc. eingesetzt werden und in ihrer atmosphärischen Wirkung von Konventionen abhängig seien:

*„[...] so signalisiert gegenwärtig ein mattes Grau Eleganz. Es können aber auch Dinge sein: so symbolisierte traditionell die Lilie Reinheit und Keuschheit. Im Bühnenbild weiß man, wie man durch Einsatz bestimmter Formen, Gegenstände und Materialien die Atmosphäre bestimmter Gesellschaftsschichten bzw. Zeitalter inszeniert.“*³⁸³

Sind die synästhetischen Charaktere noch an das unmittelbar leibliche Erleben gebunden, markieren die gesellschaftlichen Charaktere eine Übergangsform. Hinter gesellschaftlichen Charakteren verbergen sich erlernte Beschreibungs- und Bewertungskategorien, die einer über die synästhetischen Charaktere zudringlichen Atmosphäre eine gesellschaftlich konnotierte Bewertung unterlegen.

*„Materialien haben gesellschaftliche Charaktere, insofern sie eine Atmosphäre ausstrahlen, die zu einer bestimmten Lebensform gehört. Glanz, im Sinne von Pracht, kann ein solcher Charakter sein. Reichtum ist mit Sicherheit ein solcher gesellschaftlicher Charakter, ebenso Gediegenheit.“*³⁸⁴

Die Kenntnis der synästhetischen Praktiken zur Schaffung von bestimmten Verkaufsraum-Atmosphären in Supermärkten und Shopping-Malls optimiert die ästhetische Praxis von Marketing- und Verkaufsstrategen, von Innenarchitekten, Licht- und Illuminationstechnikern sowie Bühnenbildnern und Stadtplanern. Das Interieur des gestalteten Raums wird als Stimmungsquali-

382 Böhme, G. 1998a: 155.

383 Böhme, G. 2001: 102.

384 Böhme, G. 1995: 55.

tät (oder Atmosphäre) wahrgenommen. Mit dieser atmosphärischen Wirkung wird ein Konsumentenverhalten intendiert, da gesellschaftliche Charaktere in den Raum eingeschrieben werden, die eine erstrebenswerte Lebensform oder Handlungsoption zitieren oder anklingen lassen.

So ist der Ausdruck eines „gehobenen Ambientes“ eines Restaurants nicht nur eine metaphorische Redensart, sondern der Leib der Besucher geht mit, indem das gehobene Ambiente zu einem *erhebenden* Gefühl (z. B. eine „geschwellte“ Brust“) führt. Das Ambiente ist aber auch über gesellschaftliche Charaktere beschreibbar, es kann gerade durch die Inszenierung von Glanz und Gediegenheit erzeugt werden. Der Glanz unterstreicht dann die Festlichkeit des Anlasses, quasi das Besondere, das aus dem Alltag Herausgehobene des Restaurantbesuchs. Die Gediegenheit wiederum verdeutlicht die Zuverlässigkeit und Sicherheit, auch im für den besonderen Moment angepassten Rahmen bedient zu werden und speisen zu können.

Hasse spricht davon, dass die Bedeutung des physischen Raums durch Betroffenenheitszustände generiert wird.

„Es ist die leiblich gebundene Gefühlsebene, auf der sich über Betroffenheit subjektive Bedeutungen generieren und assoziativ mit einem (situativ erinnerten) Objekt verbinden. So wird der leiblich gelebte Raum symbolisch aufgeladen. Symbole fungieren deshalb in der Lebenspraxis wie ein gefühlsgeladenes evaluatives Leitsystem. Sie ordnen und strukturieren das Leben aus gelebten Situationen heraus und im Hinblick auf (antizipierte) zukünftige Situationen“³⁸⁵

Die strukturierende Verbindung von synästhetischen und gesellschaftlichen Charakteren illustriert er an der Rüdesheimer Drosselgasse. Der synästhetische Charakter der leiblichen Enge wird durch die räumlichen Merkmale der Gasse wie die bauliche Enge, nämlich die vielen unmittelbar aneinander grenzenden Lokale und Souvenirläden provoziert. Die auf das Engeerlebnis bezogenen Gefühle der Geborgenheit, Sicherheit und Gemütlichkeit zeigen, dass „das leibliche Befinden (hier der Enge) mit einer gesellschaftlich gelernten Bedeutung zusammenfällt, die situativ und assoziativ mit dem Wahrgenommenen verschmilzt.“³⁸⁶ Demgegenüber könnte die Enge eines Fahr-

385 Hasse, J. 2000: 53.

386 Hasse, J. 2002: 88.

stuhls in einer Großwohnsiedlung aus den 1970er-Jahren als unangenehm und keineswegs als gemütlich empfunden werden.

3.5 Leibliche Kommunikation und Bewegungssuggestionen

Neben den synästhetischen und gesellschaftlichen Charakteren stiften *Bewegungssuggestionen*³⁸⁷ eine Beziehung zwischen dem Wahrnehmenden und dem Wahrgenommenen. Synästhetische Charaktere und Bewegungssuggestionen sind Formen der *leiblichen Kommunikation*³⁸⁸, welche als nonverbale Kommunikation zwischen einem Akteur und seiner räumlichen Umgebung stattfindet, „bei der die Art und Weise des eigenleiblichen Spürens von dem oder den anderen geprägt wird.“³⁸⁹

Im Raumerleben ist der in Enge und Weite gespürte Leib auf das *Außer-mir* bezogen. So ist beispielsweise der Blick den meisten eine vertraute *Richtung*³⁹⁰, welche aus dem Leib in den Umgebungsraum hinausführt. Der Blick kann mal gespannt, mal bohrend sein. Dabei erlangt er häufig den Ausdruck einer Geste, wie der durchbohrende Blick, der eine attraktive Person mit musterndem Begehren abzutasten scheint, bis sich zuweilen die betrachtete Person durch diese Musterung geradezu „ausgezogen“ fühlt.

*„Der Blick dringt freilich nicht in unsere Gedanken und Gefühle, wohl aber in unseren Leib ein, wo er ein spürbares Zentriertsein, eine Bannung der Richtungen auf das Gegenüber hervorruft. Ich hänge förmlich an dem mich fixierenden Blick des anderen und muß ihm entweder mit der Anstrengung des eigenen Blickens standhalten oder mich von ihm losreißen.“*³⁹¹

387 Schmitz, H. 1997: 102ff.

388 Schmitz hat den Begriff der leiblichen Kommunikation ausschließlich im Hinblick auf die synästhetischen Charaktere und Bewegungssuggestionen konzipiert (vgl. Schmitz, H. 1997: 77ff.).

389 Gugutzer, R. 2002: 106.

390 „Die *Richtung* ist das, was aus der Enge in die Weite führt. An vielen leiblichen Regungen läßt sich etwas wie eine Richtung wahrnehmen – man kann sie oft spüren, nicht immer ist es erforderlich, sie auch zu sehen. Man schließe die Augen und atme aus: Der Atem verfolgt eine Richtung, er entfernt sich von mir und verschwindet in der Weite. Spürbare Richtungen haften ebenfalls den Blicken an, und zwar auch dann, wenn es kein Ziel gibt, das man ansieht.“ (Soentgen, J. 1998: 22 – Herv. i. Orig.)

391 Fuchs, T. 2000: 78.

Ähnlich verhält es sich mit dem ansteckenden Lachen einer Passantin auf der Straße oder einer angedeuteten Drohung mit dem erhobenen Zeigefinger³⁹². Die Geste oder das Lachen sind als Bewegungssuggestionen für das leibliche Befinden der Umstehenden wirksam, weil sie an deren eigenem Leib in „Als-ob-Bewegungen von Sinken, Schwellen, Erhebung, Schweben“³⁹³ gespürt werden. Die gespürten Bewegungssuggestionen sind an Gegenständen und in Räumen leiblich wirksam:

*„[...] etwa eine steil aufragende Wand, ein sanft fallender Hügel, oder auch das Schweben, Steigen, Fallen der Musik. Rhythmus in jeder Form [...] ist überhaupt nur wahrnehmbar als eine Bewegungsanmutung für den Leib.“*³⁹⁴

Diese Richtungen lassen sich gut an der Frankfurter „Bankenklamm“³⁹⁵ konkretisieren: Sie zerschneidet als *Neue Mainzer Landstraße* das Bankenviertel, welches mit seinen bis zu 200 Meter hohen Wolkenkratzern die typische Frankfurter Stadtsilhouette bildet.

392 „Ein kurzer Stoß des gereckten Zeigefingers kann als gespürte Gebärdefigur den Raum durchbohren – weshalb es als peinliches Attentat gilt, auf Andere mit dem Finger zu zeigen –, eine Geste der Umarmung ihn umschließen.“ (Schmitz, H. 1990: 125f.).

393 Schmitz, H. 1997: 102.

394 Fuchs, T. 2000: 77 (Herv. i. Orig.).

395 Bartetzko, D. 1999: 54. Der Begriff „Bankenklamm“ ist nicht erst der Hochhausbebauung der Nachkriegszeit geschuldet, sondern bereits 1913 wurde das durch fünf- und sechsgeschossige Neubauten geprägte Erscheinungsbild der *Neue Mainzer Straße* beklagt (vgl. Bartetzko, D. 2000: 50).



Abb. 2 Raum der Enge – die Frankfurter „Bankenklamm“³⁹⁶

Im Straßenraum herrscht besonders durch die randständige Bebauung und größtenteils zusammenhängende Fassadenstruktur der Gebäude ein gleichförmiger und massiver Eindruck der Bebauung vor. Die Bürotürme ragen derart in die Höhe, dass im Blick durch die *Neue Mainzer Landstraße* in Richtung Main die Straße als eine tief eingeschnittene Klamm erscheint. Der Straßenraum ist fast ganztägig verschattet, aufgrund der besonderen Bauform weht ständig ein zugig schneidender Wind. Die realräumliche Situation kann als beengt beschrieben werden, wobei mit dem Eindruck der Klamm auch ein leibliches Befinden der Enge einhergeht. Die Bewegungssuggestion an diesem Ort macht sich nicht nur wegen der Unwirtlichkeit des Orts, als ein Gefühl, dass man nicht hier sein möchte, bemerkbar. Dadurch, dass der gesamte Bereich selbst bei strahlendem Sonnenschein in ein Halbdunkel getaucht ist, wird er als sehr kontrastreich erlebt. Das Licht „gleitet“ als

396 Fotografie W. B. Blick durch die *Neue Mainzer Straße* von Norden nach Süden.

schmaler Streifen am Ende der Häuserkette durch die Straßenschlucht und nimmt damit die gleiche Richtung wie der zuweilen schneidende Wind. Die Bewegungssuggestion der Bankenkamm ist dergestalt ein leiblich fundiertes Moment eines gesellschaftlichen Charakters, der sich als *Unwirtlichkeit* und *Ungemütlichkeit* des Orts über den gesamten Raum der *Neuen Mainzer Straße* breitet. Verlassen wir die unwirtliche „Bankenkamm“ und wenden uns erneut den Bewegungssuggestionen zu.

Die Wirksamkeit der Bewegungssuggestionen wird von Schmitz als *Einleibung*³⁹⁷ verstanden, die man beispielsweise auf dicht bevölkerten Straßen und Plätzen am Verhalten der Passanten beobachten kann.

*„[...] jeder Passant [muss], um den Entgegenkommenden nicht in die Arme zu laufen, den bevorstehenden Kurs nicht nur des zunächst Entgegenkommenden, sondern auch der Nachfolgenden berücksichtigen [...], was für eine mathematische Lösung wohl eine zu schwierige Aufgabe wäre, die aber durch flüchtige Einleibung mittels achtloser Blicke anstandslos erledigt wird.“*³⁹⁸

In solchen alltäglichen Begegnungen sind bereits unterschwellig Handlungen vorgezeichnet. Sie transportieren entsprechend einen Ausdruck und eine Bewegungs- und Verhaltenserwartung des anderen, und eine Kollision kann verhindert werden, weil die Beteiligten über die Einleibung miteinander kommunizieren. Die leibliche Kommunikation findet *Richtungen* folgend statt, wobei im Beispiel der Fußgänger zwei Leiblichkeiten in eine übergreifende Situation eintreten, die durch die Bewegungssuggestionen des Aufeinanderzugehens und -ausweichens konkretisiert wird. Die Einleibung ist eine Form der nonverbalen Kommunikation, bei welcher der beschriebene Antagonismus von Spannung und Schwellung (vitaler Antrieb/vgl. Kap. 3.3) das Orientierungsmaß der sich einspielenden Leiber ist. Der Ausdruck von Gegenständen und anderen Menschen, der auf das Befinden übergreift, manifestiert sich anhand rhythmisierender Phänomene wie dem Klatschen einer großen Menschenmenge. Ebenfalls treten sie im öffentlichen Raum zutage, wenn z. B. im Zuge von Großveranstaltungen der städtische Raum durch Karnevalsumzüge, Musikveranstaltungen, öffentliche Feste etc. zum sozialen Ort der Gemeinsamkeit wird. Auch im Zusammenhang mit olfaktorischer Wahrnehmung sind Bewegungssuggestionen feststellbar. Dies lässt sich gut

397 Vgl. Schmitz, H. 1989: 95ff.

398 Schmitz, H. 1997: 53.

an Tellenbachs Beispiel eines Ekel erregenden Geruchs verdeutlicht. Der Geruch forciert in diesem Fall eine Bewegung des Wahrnehmenden „durch Koagieren der Glieder ohne merkliche Reaktionszeit“³⁹⁹, was eine Bewegungssuggestion nach Schmitz auszeichnet.

*„Der Mensch, der sich ekelt, prallt zurück, wirft den Kopf in den Nacken, rümpft die Nase, stößt den Atem aus, hält die Nase zu, wendet sich ab, erbricht. Der Mensch, der ein Gas riecht, vereint nach einem kurzen prüfenden Wittern alle seine Bewertungen zu der einzigen Gebärde des Fliehens.“*⁴⁰⁰

Gerüche fordern zuweilen im Moment ihres Auftretens eine heftige Ausweichbewegung des Betroffenen. Diese Bewegungssuggestion erfolgt, obgleich wissentlich dem olfaktorisch vermittelten Ekel durch das Rümpfen der Nase oder das abrupte Wegdrehen des Kopfes nicht zu entgehen ist. Trotz des Wissens, dass ekelhafte Eindrücke nicht durch Luftanhalten zu verhindern sind, werden solche „Entlastungsbewegungen“ unternommen. Weil der Wahrnehmende in seinem leiblichen Befinden derart betroffen ist, er nicht teilnahmslos bleiben kann, gipfelt das durch den ihm entgegenschießende Geruch ausgelöste Ekelempfinden in einer heftigen Ausweichbewegung, mit der er sich aus dem „Dunstkreis“ wegzubewegen trachtet.

3.6 Intentionale Wahrnehmung und nicht-objektbezogenes Spüren

Eine naturwissenschaftlich motivierte Erklärungslogik, die den Duft einer Blume als chemischen Molekülschwarm begreift, muss sich die Frage gefallen lassen, wie hilfreich – abseits naturwissenschaftlichen Beschreibens – der Hinweis auf die chemischen Bauteile unserer Umwelt ist.

*„Was lerne ich, wenn ich lerne, wie frisch geernteter Hopfen riecht? Sicher lerne ich damit nicht etwas über die chemische Zusammensetzung der vom Hopfen an die Umgebungsluft abgegebenen Molekülschwärme.“*⁴⁰¹

An dieser modellhaften Vorstellung eines Molekülschwarms lässt sich nach Peter Lanz die Wahrnehmungssituation aufschlussreich erläutern. Zunächst wäre zu fragen, *wo* sich im messbar-realräumlichen Sinne der vom Subjekt

399 Schmitz, H. 1998a: 21.

400 Tellenbach, H. 1968: 36.

401 Lanz, P. 1996: 206.

wahrgenommene Geruch einer beispielsweise reifen Melone befindet. Kann zweifelsfrei ausgesagt werden, dass sich der Geruch *vor* oder *jenseits* des Riechorgans befindet?

„Wenn der Geruch in seiner sinnlichen Ausprägung vor dem Riechorgan sein soll, dann muß er entweder mit der Disposition eines Gegenstandes oder mit dem Molekülschwarm identifiziert werden. Ist eines von beidem plausibel? Betrachten wir die Disposition einer reifen Melone, süß zu riechen. Das ist eine Eigenschaft der Melone. Die Melone besitzt diese Eigenschaft auch dann, wenn keiner riecht. Aber die Disposition selbst ist nicht der Geruch. Die Manifestation der Disposition im entsprechend ausgestatteten Erfahrungssubjekt ist erst der Geruch.“⁴⁰²

Der Geruch ist allerdings auch nicht identisch mit der Molekülwolke, denn man könnte behaupten, die Ursache der Geruchsempfindung liege *vor* dem Riechorgan (eben die Melone), der Geruch trete aber gerade *nicht vor* dem Riechorgan auf. Lanz schlussfolgert, dass wir uns der Disposition eines Geruchsstoffes, *so* oder *anders* zu riechen, durch die Manifestation dieser Disposition bewusst werden. Ein Geruch wird gerochen, weil er *so* riecht, wenn man eine Probe von ihm erfasst. Die Geruchswirkung ist dabei eine *so* riechende Erfahrung, die sich nicht *vor* dem Geruchsorgan befindet, sondern:

„Das olfaktorische Bewußtsein ist demnach Bewußtsein der Wirkung eines Stoffs; [...]. Es ist die Wirkung von, was auch immer vor dem Riechorgan kausal verantwortlich für das Eintreten dieser bestimmten Erfahrung ist.“⁴⁰³

Lanz begreift das Moment der Geruchswahrnehmung als Bewusstsein der Wirkung eines Stoffs, der kausal außerhalb des eigenen Selbst wirksam ist. Im Riechen allein kann er aber keineswegs als diesem oder jenem Gegenstand der Umgebung zugehörig thematisiert werden. Die Frage nach dem Wahrnehmungsobjekt ist also in Bezug auf die olfaktorische Wahrnehmungssituation nicht eindeutig zu klären:

„Wahrnehmung umfaßt mehr als nur Akte der Vergegenständlichung, die uns gestatten, die Welt als eine Menge von vereinzelt, wiedererkennbaren Dingen aufzufassen.“⁴⁰⁴

402 Ebd.: 207 (Herv. i. Orig.).

403 Ebd.: 208.

404 Thibaud, J.-P. 2003: 292.

Im Wahrnehmungsprozess ist der Wahrnehmende nicht lediglich Empfänger von Reizen, die von der außerhalb seiner Selbst liegenden Welt künden. So stellt Erwin Straus fest, dass im Sehen nicht nur das Sichtbare erfahren wird, sondern der Wahrnehmende sich als vom Sehen Betroffener empfindet.

„Im blendenden Licht empfinde ich mein Sehen gestört, erfahre ich die Augen als Organe meines Sehens betroffen.“⁴⁰⁵

Während des Sehens wird zugleich die eigene Empfindung als eine weitere Dimension erfahren. Wenngleich in vielen Wahrnehmungstheorien die Empfindung als bloße Reaktion auf einen physikalisch-chemisch definierbaren Außenreiz charakterisiert wird, mahnt Straus an:

„Die Überzeugung, daß das sinnliche Erleben in Analogie zur Reizung verstanden werde, daß eine Empfindung eine Erregung begleiten und dem corticalen Geschehen entsprechen müsse, drängt zu einer verstümmelnden Deutung des Gehaltes der Erlebnisse. Das Empfinden wird nicht mehr als Taten und Leiden eines erlebenden Wesens verstanden, das sich auf die Welt richtet und, in verschiedener Weise betroffen, die Welt und sich in seiner leiblichen Existenz erfährt.“⁴⁰⁶

Der Mensch ist nicht dem äußerlichen Reiz reaktiv ausgeliefert, vielmehr aktiv in Erwartung auf die Welt gerichtet.⁴⁰⁷ Darüber hinaus ist das wahrnehmende Subjekt leiblich gestimmt und vergegenwärtigt sich seinen Bezug auf die Welt. Die Welt als der vom Menschen wahrgenommene Umgebungsraum ist nicht eine bloße Anordnung von neutralen Gegenständen, „sondern das, womit wir es zu *tun* haben; zu tun wiederum haben wir es mit dem, was die Sinne uns zeigen, und in der Weise, wie sie es uns zeigen.“⁴⁰⁸ Die Welt ist über das leibliche Spüren hinaus als etwas zu begreifen, auf das man sich riechend, schmeckend und tastend richtet. Auch Susanne Langer definiert den Wahrnehmungsprozess als aktive Weise des Gerichtetseins.

405 Straus, E. 1956: 393.

406 Ebd.: 392.

407 Fuchs erläutert das Gerichtetsein mit dem Husserl'schen Begriff der Intentionalität: „Mit diesem zentralen Begriff Husserls ist die Aktivität des bewußten Erlebens angesprochen, in der wir auf das jeweils Erlebte *gerichtet* sind; nur indem wir etwas 'vermeinen', also zu ihm in Beziehung treten, kommt es uns zur Gegebenheit und zur Erkenntnis.“ (Fuchs, T. 2000: 27 – Herv. i. Orig.).

408 Meyer-Abich, K. M. 1979: 16 (Herv. i. Orig.).

„Ein Objekt ist kein Sinnesdatum, sondern eine durch das sensitive und intelligente Organ gedeutete Form, die gleichzeitig ein erlebtes Einzelding und ein Symbol für dessen Begriff, für diese Art von Ding ist.“⁴⁰⁹

So ist der Sachverhalt, einen Baum zu sehen, nicht gleichbedeutend mit der Abstraktion, den Prozess des Sehens als *Auftreffen von Lichtwellen auf das Sehorgan* aufzuschlüsseln. Indem der Mensch etwas wahrnimmt, was ihm etwas bedeutet, drückt sich ihm einerseits die fühlbare Anwesenheit eines Baums, aber auch eine Art des Gerichtetseins auf die Welt aus, indem er ein geformtes *Etwas* als Baum wahrnehmen möchte. Verlässt er gedanklich die gegenstandsbezogene Sinnstruktur *etwas* zu *unterscheiden* und zu *identifizieren*, widerfährt ihm seine Wahrnehmung als Begegnung mit einem un-gegenständlichen „Außer-mir“⁴¹⁰.

„Dann richtet sich der Blick [...] nicht 'auf etwas' vielmehr wird die Anschauung durch Anderes berührt oder angegangen, und zwar so, daß es sich nicht um eine Referenz handelt, die noch der Intentionalität meiner Ansicht untersteht, sondern um die Zumutungen eines Geschehnisses, das mir vor aller Spekulation und Bezeichnung widerfährt.“⁴¹¹

In einer durch diffuse Eindrücke geprägten Situation (vgl. Kap. 3.1) *erlebt* das Subjekt Wahrnehmung als synästhetisches Empfinden und nicht als intentionales Wahrnehmen. Noch bevor ich die Glätte einer Glasflächen auf einen Gegenstand bezogen (kausal) benennen und bezeichnen kann, äußert sich die Glätte einer verglasten Hausfassade im synästhetischen Spüren der Glätte (vgl. Kap. 3.2).

409 Langer zitiert nach Lindemann, G. 1995: 85. Lindemann bezieht sich hier auf: Langer, S. 1984: 95 (Literaturangabe nach Lindemann).

410 Mersch, D. 2002: 27.

411 Ebd.: 27f. (Herv. i. Orig.).

4 Dimensionen des Olfaktorischen

Gefühle, Gedanken und die meisten sinnlichen Erlebnisse wie das Riechen und Hören sind dadurch gekennzeichnet, dass man sie nicht sehen kann: Erst das Orchester macht die Musik und der Abluftschacht den Geruch *auch* „sichtbar“ (vgl. Kap. 2.5.1). Georg Picht betont, dass diese Ereignisse und Erlebnisse deshalb trotzdem nicht weniger wirklich sind. Bezogen auf den Klangraum formuliert er die wesentliche Einsicht, welche auch für den Geruchsraum gilt:

„In der Sphäre des Unsichtbaren können wir zwischen innen und außen nicht unterscheiden, denn diese Unterscheidung ist der statischen Ordnung entnommen, in der uns das Sichtbare begegnet. Die unsichtbare Welt, in der wir leben, erfahren wir als ein Spannungsfeld, in das wir versetzt sind und das uns ganz und gar durchdringt. Es gibt in der Welt kein Spannungsvakuum. Aber Spannungen sind unsichtbar. Was Spannung erzeugt und sich als Spannung manifestiert, bezeichnen wir als Energie. Deswegen hat alles, was uns im Raum des Unsichtbaren begegnet, nicht die sichtbare Form der Gestalt, sondern die unsichtbare Form der Kraft oder der Macht.“⁴¹²

Die Beschäftigung mit der olfaktorischen Wahrnehmung ist als Versuch zu werten, „das Unsichtbare“ in seiner Bedeutung für das alltägliche Erleben zu betonen und eine Sprache für diese Erlebnisse mit dem „Unsichtbaren“ zu erhalten.

In einer kurzen anthropologischen Abhandlung fasst Gert Mattenklott die zivilisationsgeschichtliche Perspektive auf die Nase unter drei Funktionen zusammen. Demnach hat die Nase Bedeutung für das Aufspüren der Nahrung, die Witterung einer Gefahr und die Suche nach Sexualpartnern, wobei er diese funktionale Bedeutung in Abhängigkeit zur Hegemonie des Sehsinns schwinden sieht.⁴¹³ Weiter schlussfolgert er, dass die Überbewertung des Sehsinns aber nicht zu einer Verkümmernng des Hörens, Tastens, Fühlens und Riechens führe, sondern zu einem Überwiegen von Unlustgefühlen beim

412 Picht, G. 1986: 468.

413 Vgl. Mattenklott, G. 1997: 464.

Gebrauch dieser Sinne, was dann in einer übertriebenen Geräuschanfälligkeit, in Peinlichkeit und Scham bei unangenehm und aufdringlich empfundener Körpernähe mit den typischen, damit einhergehenden Gerüchen gipfele.⁴¹⁴ Dieser eigenwilligen These Mattenklotts ist entgegenzuhalten, dass er damit Gerüche nur in ihrer negativen Konnotation als Gestank berücksichtigt und dass Hören und Riechen zwar zunehmend aus dem öffentlichen Raum verdrängt werden, aber nicht, um sie dem Verschwinden zu überlassen. Vielmehr ranken sich um das Hören und Riechen mittlerweile besondere Inszenierungspraktiken in privaten und öffentlichen Räumen. In Diskotheken wird das Geräusch zum Spektakel, in Parfümerien sowie im heimischen Sanitärbereich hingegen wird der Geruch inszeniert beziehungsweise der Körper Schauplatz lustvoller, olfaktorischer Inszenierungen. Mit Ausnahme der olfaktorischen Inszenierung besonderer öffentlicher Orte, wie Weihnachts- und Jahrmärkte, wird das Riechen in den privaten Raum abgedrängt, wie dies mit einigen städtischen Gerüchen, beispielsweise den Fäkal- und Abfallgerüchen, seit Einführung der stadthygienischen Maßnahmen bereits geschehen ist.

4.1 Gerüche zwischen Materialität und Immaterialität

Gerüche werden im Alltag als immateriell klassifiziert, allerdings offenbart sich bei kritischer Reflektion dieses Status, dass sie eine prekäre Form der Immaterialität besitzen. Ausgangspunkt meiner Überlegung ist zunächst eine banale Feststellung: Gegenstände zeichnen sich im alltäglichen Umgang dadurch aus, dass sie unterschiedliche, zusammenhängende Seiten haben. Die jeweilige Vorderseite verdeckt immer die Hinterseite des Gegenstands.⁴¹⁵ Die unterschiedlichen Seiten eines Gegenstands kann der Betrachter durch Drehen oder seine Eigenbewegung um den Gegenstand erfahren. In solchen Situationen ist der Gegenstand nie ganz gegeben, da die Vorderseite mindestens die Hinterseite verdeckt. Ein materieller Gegenstand gibt im gleichen Moment etwas von sich preis, wie er auch etwas verdeckt. Dieses Verdecken muss also in der Betrachtung eines Gegenstandes immer mitberücksichtigt werden. Die Erscheinung eines Dinges in seinen Seiten verdeutlicht bereits, dass eben *noch mehr von diesem Ding* da ist als das, was in

414 Vgl. ebd.

415 Dieses Verdecken ist ein kausales Verdecken, denn die Vorderseite verbirgt die Rückseite gerade deshalb, weil sie an dieser konkreten Stelle der Betrachtung ist.

einer Betrachtung gegeben scheint. Ferner scheinen in das materielle Ding bereits Hinweise eingeschrieben zu sein, wie man dieses „Mehr“ entdecken kann.⁴¹⁶ Damit ist eine wesentliche Eigenschaft der materiellen Dinge angesprochen, denn ihnen gegenüber kann der wahrnehmende Mensch immer produktiv Initiative ergreifen, indem er versucht, dieses „Mehr“ durch Drehen oder Herumbewegen zu entdecken. In dieser initiativen Form kann der Wahrnehmende sich gegenüber dem Wetter oder einer Krankheit nicht verhalten.⁴¹⁷ Umgangssprachlich kann sich das Wetter zwar von unterschiedlichen „Seiten zeigen“ – mal zeigt es sich regnerisch, neblig oder von seiner „besten Seite“. Dabei hat es allerdings nicht gleichzeitig zusammenhängende Seiten, denn auch durch Drehen oder Herumbewegen kann ich es nicht näher untersuchen. Ein weiterer Unterschied von materiellen und immateriellen Gegenständen besteht in deren Beständigkeit.

„Das Erscheinen von Geräuschen, Tönen, Lichtstrahlen oder Regenbogen, Schatten und anderem ist gewöhnlich ein sehr ephemeres Geschehen, solche Gegenstände tauchen auf und verschwinden bald wieder. Ein Stein am Boden dagegen bleibt.“⁴¹⁸

Der Geruch ist so gesehen auch immateriell, denn er wandelt seine Erscheinung je nach Temperatur, Ort usw.; mal ist er da, mal ist er nicht mehr da. Die Frage, wo er währenddessen geblieben ist, macht keinen Sinn. Der Geruch schleift sich auch nicht wie materielle Dinge ab, die z. B. verwittern können und ein wiederum materielles Verwitterungsprodukt zurücklassen. Gerüche treten zwar auf und verschwinden, aber wenn sie nicht mehr gerochen werden, kann kein aus dieser Wirkung zurückbleibendes Produkt bestimmt werden. Schmitz verwendet für solche wahrnehmbaren Phänomene den Begriff des „Halbdings“.

„Halbdinge unterscheiden sich von Dingen auf zwei Weisen: erstens dadurch, daß sie verschwinden und wiederkommen, ohne daß es Sinn hat zu fragen, wo sie in der Zwischenzeit gewesen sind; zweitens dadurch, daß sie spürbar wirken und betroffen machen, ohne als Ursache hinter dem Einfluß, den sie ausüben, zu stehen, vielmehr als der Einfluß selbst“⁴¹⁹.

416 Vgl. Soentgen, J. 1997: 46.

417 Vgl. ebd.: 50.

418 Ebd.: 112.

419 Schmitz, H. 1997: 121 (Herv. i. Orig.).

Der prekäre Status der Gerüche zwischen Immaterialität und Materialität verdeutlicht sich in deren alltäglicher Erscheinungsweise. Gerüche sind zuweilen in materiellen Gegenständen gebunden, was man nach einem Aufenthalt in verrauchten Räumen gut nachvollziehen kann: Während einer Bahnreise in einem Raucherabteil hat der Zigarettergeruch sich wie ein Dunst ausgebreitet und erlangt quasi materielle „Objekthaftigkeit“, wenn er noch nach Stunden in den Haaren, auf der Haut und in der Kleidung wahrnehmbar ist. Olfaktorische Eindrücke breiten sich in Räumen aus und sind über diese ausgebreitet, ohne dass sie andere Gerüche oder immaterielle Eigenschaften durch ihr Auftreten und Erscheinen verdrängen, wie dies materielle Gegenstände zuweilen provozieren. Gerüche treten somit in Gebäuden und an konkreten Gegenständen auf, machen sich jedoch dem Wahrnehmenden gegenüber als etwas bemerkbar, was selber nicht materiell ist. Dies ist selbst dann so, wenn sie sich in materiellen Gegenständen konzentrieren, wie der Zigarettenrauch des Raucherabteils in der Kleidung des Reisenden.

4.2 Riechen in Nähe und Distanz

Zahlreiche Abhandlungen zur Sinneswahrnehmung operieren zumeist mit einem Klassifikationssystem, welches die einzelnen Sinnesorgane einerseits entsprechend ihrer Lage, ihrer zivilisationsgeschichtlichen Bedeutung und andererseits in ihrer Funktion und Wirkungsrichtung innerhalb eines metrisch gedachten Wahrnehmungsraums zu bewerten versucht. Solch einem Klassifikationssystem liegt der Gedanke zugrunde, der die Wahrnehmungsfähigkeit des Menschen zumeist als Informationsaufnahme durch die Schleusen der einzelnen Rezeptorensysteme betrachtet. Ein Einführungswerk in die Psychologie der Wahrnehmung nennt als eine der ältesten Einteilung der Sinnesorgane die Klassifikation nach der Lage und Wirkungsrichtung ihrer Rezeptoren und spricht von *Interozeptoren* (Organempfindungen), *Propriozeptoren* (Stellungssinn, Spannungssinn, Lage- und Bewegungssinn, Drehbewegungssinn – auch *Körpersinn* oder *kinästhetischer Sinn*) und *Exterozeptoren*, welche sich an der Hautoberfläche befinden und wiederum in *Kontaktrezeptoren* (Tastsinn, Geschmackssinn, Druck- und Berührungssinn, Temperatursinn, Schmerzsinnsinn – auch *Nahsinn*) und *Distanzrezeptoren*

(Gesichtssinn, Hör- und Geruchssinn – auch *Fernsinn*) unterschieden sind.⁴²⁰

Die verbreitete Vorstellung einer Sinneshierarchie leitet ihre Berechtigung argumentativ aus einer unterstellten physiologischen Komplexität und der Bedeutsamkeit für den Zivilisationsprozess ab. Diese Sinneshierarchie begreift den Gesichts-, Hör-, Tast-, Lage- und Bewegungssinn als *höhere Sinne*, während alle anderen zu den *niederen Sinnen* gezählt werden. Diese Klassifikation zeigt vor allem, dass die einzelnen Sinnesorgane grundsätzlich in ihrer Bedeutsamkeit für die Erkenntnisfähigkeit des Menschen nicht als gleichwertig begriffen werden. Meines Erachtens lässt sich allerdings angesichts solcher Einteilungen weniger etwas über die Spezifik der einzelnen Sinneseindrücke aussagen, als vielmehr darüber, welche Beziehungsannahme zwischen wahrnehmendem Subjekt und umgebendem Raum kulturell in einer Gesellschaftsformation vorherrschend ist und inwiefern bestimmte Sphären des Menschseins diskreditiert sind.

„Die stillschweigende Übereinkunft, daß der Wert eines Sinnes von seinem Substantialisierungspotential bestimmt werde, ist eben eine Sichtweise der Welt, ein Ansehen ihrer.“⁴²¹

Der Geruchssinn wird als niederer Sinn bezeichnet, weil der Gesichtssinn maßgeblich bei einer *Gegenstandswahrnehmung* dominant ist und Gegenstände nur schlecht durch den Geruchssinn repräsentiert werden können.

Edward T. Hall beschreibt die Ausgangssituation allgemeiner Wahrnehmungsforschung anhand einer weit verbreiteten Klassifikation der einzelnen Sinnessysteme:

„Um den Menschen zu verstehen, muß man etwas über die Natur seiner rezeptorischen Systeme wissen und wie die von diesen Rezeptoren empfangene Information durch die Kultur modifiziert wird. Der Sinnesapparat des Menschen zerfällt in zwei Kategorien, die grob klassifiziert werden können als:

- 1. Distanzrezeptoren – jene, die für die Prüfung entfernter Objekte zuständig sind – Augen, Ohren und Nase.*

420 Vgl. Stadler, M./Seeger, F./Raeithel, A. 1975: 79ff.

421 Hauskeller, M. 1995: 89 (Herv. i. Orig.).

2. *Rezeptoren der Nähe – jene, mit denen man die unmittelbare Welt prüft, die Welt des Tastsinns, die Empfindungen, die wir von der Haut, den Membranen und Muskeln her erhalten.*⁴²²

Die Begriffe der Nähe und der Distanz werden dergestalt innerhalb eines naturwissenschaftlich messbaren Bezugssystems definiert, welches zudem den Wahrnehmungsvorgang immer als Gegenstandswahrnehmung (vgl. Kap. 4.3) begreift. Verharren wir kurz bei der Vorstellung eines Raums als metrisch messbarem Bezugssystem, so fällt auf, dass der Geruch in Form einer diffus ausgedehnten Gaswolke als „im Raum“ beschrieben werden kann. Der so geartete olfaktorische Raum verfügt jedoch nicht über unterschiedliche Seiten und ist deshalb kein figürlicher, klar zu begrenzender gegenständlicher Raum.⁴²³ Flächen und Grenzen sind dem olfaktorischen Raum im Gegensatz zum Realraum fremd. Insofern die „Objekthaftigkeit“ der Geruchswolke nicht metrisch messbar zu erfassen ist, wäre es sinnlos, innerhalb eines metrischen Raummodells von Nähe oder Distanz zu sprechen. Die Rede von den Nah- und Distanzsinnen beinhaltet aber vielmehr eine doppeldeutige Unterscheidung: Vergewenwärtigen wir uns zunächst das Beispiel eines duftenden Kaffeehauses auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Wir *sehen* das Kaffeehaus, d. h. mit dem Gesichtssinn ist das Gesehene *gegenüber* beziehungsweise kann es unmittelbar vor den Augen oder in weiter Ferne, also in Abständen gegeben sein. Im Riechen hingegen ist das Geruchene, etwa der Kaffeehausduft nicht drüben, gegenüber oder in Abständen gegeben, ein Duft ist immer bereits in der Nase und zugleich als leibliches Befinden „in“ unserem Leib.

*„Es gibt kein Hier und Dort. Ohne Grenzen wirkt der Duft auf uns ein; anders gesagt: wir tauchen in ihn ein.“*⁴²⁴

Diese Beschreibung eines Kaffeehausdufts unterlegt den Distanzbegriff mit einer erweiterten Bedeutung. Natürlich kann in einem gegenständlichen Sinne gesagt werden, dass der Duft des Kaffees von dem gegenüberliegenden Kaffeehaus herrührt. Allerdings ist damit nicht das phänomenale Auftreten des Dufts beschrieben, denn im Riechen ist er bereits beim Wahrneh-

422 Hall, E. T. 1976: 53.

423 Vgl. Tellenbach, H. 1968: 28f.

424 Ebd.: 27.

menden und nicht in einer messbaren Distanz zu ihm, sondern als leibliches Befinden (vgl. Kap. 3.1–3.3) wahrnehmbar.

4.3 Von Gegebenheits- und Gegenstandsgerüchen

Wir sind dem Geruchseindruck ausgeliefert, wir erleiden ihn, wenn wir uns ihm nicht entziehen. Dabei umhüllt er uns, dringt in uns ein und bleibt räumlich, insofern der Riechende ihn auf einen Raum bezogen wahrnimmt und er ihm in Realräumen begegnet. Im Gegensatz zum Gesehenen bleibt der Geruch diffus, gibt er doch keine Kontur oder Form seiner selbst beziehungsweise einer Geruchsquelle zu erkennen. Wir können

*„mit dem Auge stets Distanz zu den Dingen wahren, während Töne und Gerüche uns vollständig einhüllen. Und es ist äußerst schwierig, etwas darzustellen, das uns umgibt, uns umhüllt, ein Medium, das uns miteinbezieht.“*⁴²⁵

Unstrittig ist, dass Gegenstände gerochen werden, doch der Geruch allein kann keine Gegenständlichkeit konstituieren. Erst wenn ein Gegenstand durch andere Sinne bereits gegeben ist, wird der Geruch zur Eigenschaft des bereits durch andere Sinne Gegebenen.⁴²⁶ Diese Eigentümlichkeit hat natürlich Auswirkungen auf die Benennung eines Geruchs: Meistens wird er entsprechend seiner vermeintlichen Quelle bezeichnet. Doch wie soll ein Gegenstand als Quelle anerkannt werden, wenn durch den Geruch selbst keine Gegenständlichkeit konstituiert wird?

*„Das visuelle Wahrnehmungsbild [...] konzentriert sich im Gegenstand, zieht sich aus dem Raum in ihn zurück, und wird damit selbst zum Gegenstand, welcher nun auch als Quelle eines Geruchs an einem bestimmten Ort verwiesen werden kann.“*⁴²⁷

Erst im abgleichenden Zusammenspiel mit dem visuellen Wahrnehmungsbild bildet sich aus dem Wahrnehmungseindruck eine Geruchsquelle heraus, zu der sich der Mensch in einer *gesehenen* metrischen Distanz befinden kann. Ist die Quelle allerdings unbekannt, weil sich eben nichts einem anderen Sinn als mögliche Quelle des Geruchs anbietet, bleibt der oralsinnliche

425 Crunelle, M. 1995: 172.

426 Vgl. Hauskeller, M. 1995: 90.

427 Ebd.: 91 (Herv. i. Orig.).

Eindruck dem distanzlosen Wahrnehmen verhaftet. Der Geruch ist dann sozusagen ausschließlich beim Individuum, ohne dass es sagen könnte, dass der Geruch sich in diesem oder jenem Gegenstand konzentriert, auch wenn seine Intensität in eine bestimmte Richtung zunimmt. Die Differenz zwischen einem klar einer Geruchsquelle zuzuordnenden Geruch (Gegenstandsgeruch⁴²⁸) und einem eben in seiner Gegebenheit von aller ursächlichen Gegenständlichkeit enthobenem Geruch, der sich diffus im ganzen Raum ausbreitet (Gegebenheitsgeruch), ist ein heuristischer Wert. Dabei fungiert die Idee des Gegenstandsgeruchs als Benennungsstrategie. Gerüche sind, selbst wenn sie im Zusammenspiel mit anderen Sinnen einem Gegenstand als zugehörig erkannt werden, gleichzeitig noch Gegebenheitsgerüche wie Hauskeller in Abgrenzung zu Hennings idealtypischer Unterscheidung bemerkt.⁴²⁹

„[...] der Geruch selbst wird nicht gegenständlich, sondern zentriert sich nur im Gegenstand, ohne darum aufzuhören, den ganzen Raum zu füllen. (Das Orten einer Geruchsquelle ähnelt daher mehr der Suche nach der Lichtquelle in einem hell erleuchteten Raum: das Licht ist nicht in der Lampe.)“⁴³⁰

Der analytische Umgang mit Gerüchen kann sich daher auch nicht ausschließlich auf die Gegenstandsgerüche konzentrieren, sondern muss, an ihren raumerfüllenden Charakter anknüpfend, ihren Einfluss berücksichtigen. Weil in Gerüchen im Sinne eines Halbdings Einfluss und Ursache nicht unterscheidbar zusammenfallen, muss der Hinweis von Schmitz berücksichtigt werden, dass Gerüche „mehr durch ihre lockende oder widerwärtige

428 Die Differenz Gegenstands-/Gegebenheitsgeruch greift Hauskeller mit Hinweis auf den Psychologen Hans Henning auf (vgl. Henning, H. 1916: 29ff.). Hauskeller betont aber den raumerfüllenden Charakter von Gerüchen stärker als Henning, dadurch kommt er zu der Erkenntnis dass Gegenstandsgerüche auch immer schon Gegebenheitsgerüche sind. Mir erscheint aber bei Hauskeller der Gegebenheitsgeruch zu einseitig in seinem spürbaren Einfluss betont und nicht so sehr in seiner Bedeutung als Benennungsstrategie. Der typische „Zahnarztgeruch“ ist zweifelsohne ein raumerfüllender Gegebenheitsgeruch, der einen spürbaren Einfluss ausübt, allerdings stellt die Verwendung dieses Begriffes zugleich einen Versuch der Benennung, also einer kognitiven (Re-)Konstruktion einer Gegebenheit, dar.

429 Henning behauptet, dass im Alltag zumeist Gerüche nach der Art von Gegenstandsgerüchen auftreten, weil das visuelle Wahrnehmungsbild und die Geruchsempfindung miteinander verschmelzen und sich dadurch eine vergegenständlichende Lokalisation des Geruchs einstellt (vgl. ebd.: 30).

430 Hauskeller, M. 1995: 91 (Herv. i. Orig.).

Eigenart als durch Hinweis auf die Geruchsquelle interessieren.“⁴³¹ Der Geruch einer Bergwiese wird einerseits dadurch zum Gegenstandsgeruch, als dass man ihn im Zusammenhang mit der gesehenen Bergwiese riecht. Andererseits kann auf den Geruch der Bergwiese nicht mit dem Finger gezeigt werden: *Da ist er, der Geruch!* Dieser diffuse, nicht im Gegenstand zu verortende Gegebenheitsgeruch kann sogar in beträchtlicher Entfernung der Bergwiese noch als Duft gerochen beziehungsweise als Einfluss (etwa als beflügelnder Duft) gespürt werden.

4.4 Der Geruchssinn als leibnaher Sinn

Der Philosoph Martin Seel präzisiert die im phänomenalen Sinne distanzlose Wahrnehmung im oralsinnlichen Erlebnis, welche bereits mit dem Beispiel des Kaffeehausdufts (vgl. Kap. 4.2) angedeutet wurde.

*„Das Schmecken ist weder neutral gegenüber dem, was es schmeckt, noch hat es ihm gegenüber Distanz. Es ist ein unmittelbar wertender Sinn, dem es versagt ist, alles Gekostete gleichermaßen auszukosten. Das Schmecken hat keinen Spielraum gegenüber dem, was es schmeckt; ihm ist alles zugleich präsent, es kann nur in schwachem Maß den Aspekt seiner Wahrnehmung wechseln. Ähnlich das Riechen. Es hat zwar eine größere Reichweite, wegen seiner Passivität, aber kaum eine größere Distanz und sicher keine größere Neutralität; es ist ebenfalls ein gebundener Sinn.“*⁴³²

Es kann über den Duft nicht gesagt werden, dass er vom Riechenden deutlich abgehoben nunmehr *hier* oder *dort* sei, vielmehr umhüllt und durchdringt er ihn. Wegen des bedrängenden und durchdringenden Charakters eines Geruchs wird der Geruchssinn häufig wie bereits erwähnt in seiner Nähe zum Instinkthaften als „niederer“ oder eben „leibnaher“ Sinn⁴³³ beschrieben. Die Geruchsforscherin Diane Ackermann hat wohl unbewusst die Leibnähe des olfaktorischen Eindrucks in ihrem populären Buch *Die schöne Macht der Sinne*⁴³⁴ im Fokus gehabt, denn sie schreibt:

431 Schmitz, H. 1989: 214.

432 Seel, M. 1996: 48.

433 Vgl. Fuchs, T. 2000: 392.

434 Ackermann, D. 1991.

*„Im Gegensatz zu den anderen Sinnen muß der Geruch nicht übersetzt werden. Die Wirkung ist unmittelbar und unbelastet von Sprache, Gedanken oder Übersetzung. Ein Duft kann überwältigend nostalgisch wirken, weil er starke Bilder und Gefühle hervorruft, bevor wir diese formen können.“*⁴³⁵

Die überwältigende und emotionsbeladen nostalgisch stimmende Geruchswirkung wird in der belletristischen Literatur zuweilen eindringlicher beschrieben als dies eine wissenschaftliche Darstellung vermag. Peter Stamm legt beispielsweise in seiner Kurzgeschichte *Passion* den zwei Protagonisten (Sabine und Stefan) genau jene Weisen der Ergriffenheit von Gerüchen „in den Mund“, die Straus als Differenz von *gnostischer* und *pathischer* Wahrnehmung beschreibt.⁴³⁶

*„Ich liebe diesen Sommergeruch‘, sagte sie [Sabine] einmal, ‘ich weiß gar nicht, was es ist. Es ist eher ein Gefühl als ein Geruch. Man riecht es mit der Haut, mit dem ganzen Körper.’ ‘Früher habe ich mehr gerochen‘, sagte Stefan. ‘Ist das nicht seltsam? Sogar die Luft habe ich gerochen, den Regen und die Hitze. Jetzt rieche ich nichts mehr. Das muß die Luftverschmutzung sein. Ich rieche nichts mehr.’“*⁴³⁷

Während sie in pathischer Weise einen Sommergeruch gleichsam einem Gefühl mit dem ganzen Körper riecht, richtet er seine gnostische Aufmerksamkeit besonders auf die Veränderung seiner olfaktorischen Umgebung. Früher konnte er Luft, Regen und Hitze riechen, heute dagegen nichts mehr, da die Luftverschmutzung dominiere. In dieser literarischen Beschreibung eines mit dem ganzen Körper gerochenen Geruchs, klingt der leibnahe Charakter des Riechens durch, denn die weibliche Hauptperson wird von dem Geruch „mit der Haut, mit dem ganzen Körper“ ergriffen. Sie riecht den Sommer nicht als ein Riechen *von Etwas*, das gegenständlich zugeordnet und

435 Ebd.: 24.

436 „Freilich, so wie wir schmecken können wie etwas schmeckt, nicht nur wie es mir schmeckt, riechen wie es riecht, wie die 'niedereren' Sinne der gnostischen Haltung nicht ganz entzogen sind, so fehlt den höheren Sinnen nie ein pathisches Moment. Immer bin ich in einer gewissen Weise betroffen. Beim Übergang von einer Modalität zur anderen wird innerhalb der ich-Welt-Beziehung der Akzent verschoben vom Gewahren des Gegenstandes auf die Erfahrung des eigenen Leibes. Selbst innerhalb der Grenzen einer Modalität gibt es Übergänge vom Sich-richten-auf zum Getroffen-Sein-durch.“ (Straus, E. 1956: 394).

437 Stamm, P. 2001: 66.

distanziert wahrgenommen werden könnte, sondern der Sommergeruch ist ihr leibliches Befinden („Zuständlichkeit“).

Exkurs: Das Ein- und Ausatmen

In einer Welt toxischer Gase und überall in Lebensmitteln lauender Gefahren⁴³⁸ ist der Geruchssinn zwar hilfreich, konfrontiert den Wahrnehmenden aber zugleich mit einer existentiellen Bedrohung. Infolge einer zunehmenden Umweltverschmutzung gelangen immer mehr Schadstoffe auf *unsichtbarem* Wege durch die Luft und über unsere Atemwege *in* uns hinein. Dass wir täglich rund 23.040 Mal atmen und dabei rund zwölfteinhalb Kubikmeter Luft bewegen,⁴³⁹ kann bedrohlich wirken.

„Gerüche umgeben uns, hüllen uns ein, dringen in unseren Körper ein, gehen von uns aus. Wir leben in einem ständigen Austausch.“⁴⁴⁰

Gerade durch diesen Austausch entsteht die Vorstellung einer Bedrohung, denn durch die permanente Thematisierung des Schädlichen und Abweichenden, beispielsweise des vermeintlichen Geruchs „sozialer Randgruppen“ oder unhygienischer Lebensbedingungen wird der Geruch als eine die eigene Körpergrenze überschreitende Einflussnahme empfunden, die sich machtvoll im Menschen „breit macht“ (etwa als Ekelempfindung). Das Gefühl der Selbstbestimmung geht angesichts der Schutzlosigkeit gegenüber unserer Umwelt, der wir wegen unserer lebensnotwendigen Atmung ausgeliefert sind, verloren.

Grundsätzlich findet das Riechen parallel zum Atmen statt, somit ist das Individuum zu jedem Zeitpunkt olfaktorisch in seine Umgebung eingebunden, denn wir ziehen

„mit jedem Atemzug riechend Welt in uns hinein: das atmende Riechen ist eine Grundform des In-der-Welt-Seins: ‘Indem wir etwas riechen, ziehen wir diesen Eindruck oder dieses ausstrahlende Objekt so tief in uns ein, in unser Zentrum, assimilieren es sozusagen durch den vitalen Prozeß des Atmens so eng mit uns, wie es durch keinen ande-

438 Diesen Eindruck erweckt zumeist die tägliche Berichterstattung über Geruchsbelästigung und verunreinigte Lebensmittel.

439 Vgl. Ackermann, D. 1991: 19.

440 Ebd.

ren Sinn einem Objekt gegenüber möglich ist – es sei denn, daß wir es essen. „⁴⁴¹

Für Tellenbach steht der Oralsinn als leibnaher Sinn an exponierter Stelle im Verhältnis des Menschen zu seiner Umwelt. Im Atmen müssen wir riechen und ermöglichen zugleich unsere Existenz, „weil dieses Tätigsein *unausweichlich* auf die Qualität der Luft und der Nahrung bezogen ist, weil der Sinn von diesen Qualitäten in Anspruch genommen wird.“⁴⁴² Aus sinnesphysiologischer Sicht stellt die Atmung eine Beziehungnahme zwischen dem Wahrnehmenden und seinem physischem Umgebungsraum dar, insofern sich in der Atmung der existentiell notwendige Austausch zwischen Individuum und Umwelt in sinnfälliger Weise konkretisiert. Physisch beschrieben findet ein Gasaustausch zwischen Sauerstoff (Inspiration) und Kohlendioxid (Expiration) durch die Nase und den Mund statt. Über die Atmung nehmen wir an der Welt teil, die sich auch als leibliche Partizipation und Korrespondenz mit dem umgebenden Raum äußert.

*„Im Einatmen steigt die Schwellung im Brustraum gegen eine ebenso zunehmende Spannung an; auf dem Höhepunkt geht sie über in die befreiende Lösung des Ausatmens, des Sich-Verströmens in die Weite.“*⁴⁴³

Das Ausatmen stellt eine ausgreifende Richtung aus der Enge des Leibs in die Weite des grenzenlosen Umgebungsraums dar. Der frische Luftzug lässt uns im Einatmen *aufatmen*, während die drückend schwüle Luft vor einem herannahenden Sommergewitter den Atmenden bedrückt, ein befreiendes Gefühl, ein Aufatmen sich nicht recht einstellen mag.

„Es sind vor allem die Gerüche, durch die wir am unmittelbarsten an unserer Umgebung teilnehmen, wörtlich: teilnehmen, weil wir ja diese Umgebung atmend in uns aufnehmen. Gerüche mögen uns faszinieren, wir möchten ihnen nachgehen, vielleicht ganz in ihnen aufgehen, sie können uns aber auch bedrängen, abstoßen, anwidern – und doch dringen sie in uns ein. So kann in der Atmung die glückse-

441 Hauskeller, M. 1995: 94. Hauskeller zitiert hier: Simmel, G. 1908: 549 (Literaturangabe nach Hauskeller).

442 Tellenbach, H. 1968: 24 (Herv. i. Orig.); vgl. auch Corbin, A. 1984: 16.

443 Fuchs, T. 2000: 118. Fuchs bezieht sich hier auf: Schilder, P. 1924; Schneider, K. 1932: 351; Kleist, K. 1934; Thomae, H. 1944; Lersch, P. 1964; Klages, W. 1967 (Literaturangaben nach Fuchs).

ligste Teilnahme und das Aufgehen in der Welt geschehen, [aber] auch die schrecklichste Bedrängnis“⁴⁴⁴.

Je intensiver der Geruch ergreift – schlussfolgert Tellenbach – ist der Wahrnehmende nicht mehr teilnahmslos, sondern wird vom Geruch vielmehr gestimmt.

„[...] so sehr ein Wohlgeruch uns mit der Welt eint, so tief kann freilich der Übelgeruch uns in den Abgrund des Ekels hinabstürzen. Sind wir im köstlichen Aroma ganz eins mit dem wohlgeratenen, so werden wir uns im Ekel heftig von der Zumutung des Unrates ab. [...] Es kann uns freiheitlich stimmen, d. h. uns mit dem Welthaften einen; es kann uns unfreiheitlich stimmen, d. h. uns mit der Welt entzweien.“⁴⁴⁵

Der olfaktorische Eindruck drängt das Individuum zur Beurteilung innerhalb der basalen Kategorien *Zustimmung* oder *Ablehnung*. Diese Beurteilung ist dann eine den Wahrnehmenden ergreifende, häufig kognitiven Erwägungen vorausgehende Gestimmtheit⁴⁴⁶, die insofern fundamental bedeutsam ist, als sie das alltägliche Erleben ergreift und die Wahrnehmung einer Situation unmittelbar prägt.

4.5 Die Erinnerung als olfaktorische Dimension?

„Da steht er [ein sensibler Reisender] an einem See in Finnland, atmet den Geruch der durchsonnten hölzernen Anlegestege ein und den von frischem Fisch und sieht sich wie in einer Zeitreise zurückversetzt in den Urlaub damals, am Chiemsee, als er schwimmen lernte.“⁴⁴⁷

Ein Geruch erinnert häufig an einen Ort, wobei die Erinnerung dann entsprechend der Lebensgeschichte des Wahrnehmenden eine emotionale Reaktion hervorruft. Der Reisende am See in Finnland ist in der Wahrnehmungssituation für einen Moment „gefangen“ und steht in einem erinnerten Raum am

444 Böhme, G. 2003a: 281f.

445 Tellenbach, H. 1968: S. 26.

446 Vgl. ebd.: 24f.

447 Baur, E. G. 2003: 90.

Chiemsee. Gugutzer geht davon aus, dass sich die erinnerten Erfahrungen dadurch auszeichnen, dass sie einerseits der erinnernden Person in der *damaligen* Situation spürbar nahe gegangen sind, andererseits knüpft er an die Idee einer leibbezogenen Erinnerung an, da das *unmittelbare* Erinnern in der Jetzt-Zeit dem Erinnernden spürbar nahe geht.

*„Die in der Erinnerung aktualisierten vergangenen Erfahrungen und Erlebnisse dürften dabei um so wichtiger für die Identität sein bzw. werden, je stärker das Individuum von diesen Erlebnissen wie auch von der Erinnerung an sie leiblich-affektiv betroffen (gewesen) ist.“*⁴⁴⁸

So wird auch in diesem Beispiel das Moment des Erinnerns als nicht rein kognitives Geschehen, sondern als ein um so heftigeres leibliches Betroffen-sein im Aktuellen gespürt und zwar je intensiver und bedeutsamer das erinnerte damalige Ereignis⁴⁴⁹, das Schwimmenlernen am Chiemsee, war. Indem der Reisende an diesem realräumlichen mit einem *erinnerten Ort* konfrontiert wird, illustriert das Beispiel des duftenden Anlegestegs allerdings nicht nur eine bloße Erinnerung an eine Urlaubssituation, sondern initiiert zudem eine impressive Auseinandersetzung mit dem gegenwärtigen Raum.

*„Aufgrund der Einheit von Leib und Raum in der gelebten Situation ist das Leibgedächtnis ebenso ein Raumgedächtnis: Vertraute Orte sind gleichsam aufgeladen mit Erinnerungen.“*⁴⁵⁰

Der Geruch des durchsonnten, hölzernen Anlegestegs wird nicht in seiner Gegenständlichkeit als verschiedenartig duftendes Holz erlebt, es ist vielmehr eine olfaktorische Initialisierung eines Erlebnisses *mit* und *in* einem bestimmten Raum. Es ist eben der Chiemsee, an dem der Protagonist schwimmen lernte und der die Stimmung des *Damals* im *Jetzt* zum Tragen bringt. Der gegenwärtige Ort initialisiert mit dem olfaktorischen Eindruck eine Erinnerung an einen Ort der vergangenen Zeit und wird gleichzeitig von den Emotionen, die mit diesem erinnerten Ort verbunden sind, für den Wahrnehmenden aktuell spürbar. Durch den Geruch erinnerte Orte sind so mit den gegenwärtigen realräumlichen Orten unmittelbar verwoben. Gemäß Hauskeller kann die Erinnerung noch weitreichender gefasst werden, denn sie formiert eine Beurteilungsmatrix von Vertrautheit und Fremdheit:

448 Gugutzer, R. 2002: 104 (Herv. i. Orig.).

449 Vgl. ebd.: 104f.

450 Fuchs, T. 2000: 323.

„So entwickelt sich der einzelne Mensch, indem er in eine Welt dergestalt hineinwächst, daß sich ihre geruchliche Eigenheiten für ihn zur Aura der Heimat verdichten. Als solches bildet diese Aura dann wieder den Hintergrund, vor dem der Charakter der Fremde erneut in auratischer Abhebung erfahrbar werden kann. Indem eine bestimmte Aura (d. h. als ein Geruchskomplex) ihm fortan eine bestimmte Welt als die seine kennzeichnet, empfindet der in sie Hineingewachsene nun alles, was diese Aura nicht hat und stattdessen eine andere, zunächst einmal als nicht dazugehörig und (als Fremdwelt in der Eigenwelt) somit als Eindringling.“⁴⁵¹

Aktuelle Eindrücke stehen per Geruch in einem unmittelbaren Verhältnis zur Erinnerung. Der Geruch konfrontiert den Wahrnehmenden mit eigenen Erfahrungen und innigen Erlebnissen, die er in der Vergangenheit mit Orten gesammelt hat, an denen er gewohnt oder die er besucht hat.⁴⁵² Der Geruch stellt demzufolge eine lebendige Bezugnahme des Individuums zu *seinem* Raum her, da er den Gedanken an Heimat und das Eigene aufkommen lässt. In der Begegnung des humanistischen Geographen Yi Fu Tuan⁴⁵³ mit der Stadt seiner Kindheit, Sydney, wird diese leibliche Bezugnahme deutlich. Nachdem Tuan Sydney als Kind verlassen hatte, kehrte er 23 Jahre später mitsamt der Erwartung von Nostalgie dorthin zurück. Diese Nostalgie stellt sich allerdings zunächst nicht ein, denn Sydney hat sich in den Jahren seiner Abwesenheit rein äußerlich-visuell verändert, viele ehemalige Bezugspunkte fehlen, während neue Gebäude hinzugekommen sind.

„My old home was still there, next to a beach, bordered by a promenade. The beach, the promenade, and a little playground with its row of swings remained much the same. Still, the past eludes me. I could not project myself back into childhood except as an intellectual exercise. Although the physical place has not altered, my perception of it had. I saw the beach one way as a child; as an adult, I saw it in quite another way, with different focuses and values. My eyes failed me in my quest. But my nose did not, for just as I was about to conclude that I could not go home again, a strong whiff of seaweed assaulted my

451 Hauskeller, M. 1995: 95. Als Aura versteht Hauskeller hier „atmosphärische Untertöne (Erscheinungscharaktere), die wir solcherart wahrnehmen und die unser Verhältnis zu unserer Umgebung bestimmen (und die uns darin stimmen)“ (Ebd.: 94).

452 Vgl. Claval, P. 1998: 71.

453 Vgl. Tuan, Y. F. 1995: 57.

*nostrils, and I was thrown back to childhood. For a fleeting instant I stood on the beach, a twelve-year-old again.*⁴⁵⁴

Tuan schildert hier eine durchaus alltägliche, dennoch wichtige Begebenheit: Er kehrt an einen vertrauten Ort zurück, dessen visuelle Erscheinung sich verändert hat. Er erlebt die Bedeutsamkeit des Raums, weil er im Raum spürend anwesend ist und gleichwohl aufgrund des an diesem Ort verbrachten Lebens, das durch den Geruch in seiner Bedeutsamkeit als *Heimat*⁴⁵⁵ reaktiviert wird.

Übertragen wiederum auf die Situation des Reisenden am finnischen See wird die Tatsache bedeutsam, dass dieser am Chiemsee das Schwimmen gelernt hat. Nun steht er auf dem Holzsteg, blickt auf den See und ist sich gewiss, schwimmen zu können, was ein spürbares Vertrauen auslöst. Der Geruch beschwört aus der Erinnerung den Gedanken an das erste Schwimmen herauf. Diese Erinnerung ist für die Identitätsbildung insofern relevant, als dass sie zu einem Empfinden beiträgt, mit sich selbst über die Dauer der eigenen, bereits erlebten Lebenszeit identisch zu sein. Auf dieser Grundlage vergegenwärtigt der Geruch dem Reisenden die Sicherheit, schwimmen zu können, und ist damit identitätsbildend. Der Reisende ist in die Fertigkeit des Schwimmens sozusagen „hineingewachsen“, sie gehört zu ihm. Zwar steht er vielleicht zum ersten Mal auf diesem finnischen Bootssteg und nimmt diese Gerüche wahr, weil er aber diese neuartige Situation durch den wiedererkannten Geruch mit einer früheren persönlichen Situation in Zusammenhang bringen kann, vermittelt sich ihm ein Moment der Vertrautheit. Erinnerungen als Erlebnisse von Fremdheit und Gewohnheit, welche auf Spaziergängen häufig durch Gerüche initialisiert werden, stellen imaginäre Bezugspunkte der eigenen Lebensgeschichte mit dem aktuell durchlaufenen Ort dar.

4.6 Der atmosphärische Geruch und der Raum

Der Geruch ist in seiner Bedeutsamkeit an der Nahtstelle von Leib und Umwelt beschrieben worden, dabei war ein zentrales Argument, dass der Geruch den Leib als Befindlichkeit in unmittelbarer Nähe ergreift. Zwingend zu

454 Ebd.: 57.

455 Heimat möchte ich hier nicht im Sinne eines Geburtsorts verstanden wissen, sondern als einen Ort, der Vertrautheit bedeutet hat bzw. aktuell noch bedeuten kann.

berücksichtigen ist dennoch, dass ungeachtet der hier vorgestellten Bedeutung von Gerüchen die

„Vernachlässigung von Geruch und Geschmack auch Ausdruck einer wachsenden Disziplinierung oder Verdrängung des Leibes [ist].“⁴⁵⁶

Leib und Gefühl scheinen im gleichen Zug wie Gerüche aus dem wissenschaftlichen Diskurs abgedrängt zu sein, obgleich diese vermögen, zu räumlichen Arrangements wie Kathedralen, zentralen Stadtplätzen und Shopping Malls eine fühlbare, symbolisch bedeutsame Beziehung aufzubauen.

„So wie sich zum Beispiel 'Landschaft' als eine Gestalt der Beziehung zwischen Natur und Kultur des Menschen auf der einen Seite und einer äußeren Natur der 'Dinge im Raum' auf der anderen Seite entscheidend über Gefühle vermittelt, werden auch Fußgängerzonen, Kathedralen und Kaufhäuser über angedockte Gefühlsdispositionen mit politischen und vor allem ökonomischen Programmen verknüpft.“⁴⁵⁷

Die Gerüche stehen aufgrund ihrer Leibnähe in einem engen Verhältnis zum Gefühl. Diese Gefühle münden dann zuweilen über die Inszenierung eines Dufts in eine absichtsvolle Ausgestaltung und Ensemblewirkung eines besonderen Orts. So machen wehrauchgeschwängerte Sakralatmosphären von Kirchen seit Jahrhunderten die Bedeutung und Funktion von Gerüchen für die Ausstattung von heiligen Orten manifest erlebbar, wobei eigentlich jeder

„Raum, ob Innen- oder Außenraum, [...] einen spezifischen Geruch [hat]. Wir nehmen ihn wahr und haben spontan eine angenehme oder unangenehme Assoziation dazu. Friseursalon, Krankenhaus, Parfümerie, Weihnachtsmarkt, Wald – mit jedem dieser Orte verbinden wir eine Geruchsvorstellung.“⁴⁵⁸

456 Mayer, M. 1999: 197.

457 Hasse, J. 1999a: 62 (Herv. i. Orig.).

458 Jacob, W. 1995: 8.

Gerüche gehören auch gerade deshalb zur Realität eines Raums wie „der Duft der Pinienwälder am Mittelmeer“⁴⁵⁹, weil sie über ihre emotionale Bedeutsamkeit kausal wirksam sein können, wie der vertraute Geruch der eigenen Wohnung eine Geborgenheit oder zumindest das Gefühl, „zu Hause zu sein“, vermittelt.

459 Wöbse, H. H. 2002: 170.

5 Wahrnehmung von Atmosphären

„Das weiße Sonnenlicht brannte auf die Stadt, und der kahle Beton sah noch kahler aus. Die unbewegte Luft stank nach Abgasen, Müll und Hundescheiße. Unter den wenigen Bäumen dämmerten Rentner dem Abend entgegen. Kinder lutschten Eis und tollten über den Bürgersteig.“⁴⁶⁰

Die modernen Städte der westlichen Welt werden als Reiseziele offeriert, die mit einer einzigartigen Vielfalt an Sehenswürdigkeiten aufwarten können. Wenn die Stadt sehenswert ist, hält sie denn auch „Sensationen“ für die anderen Sinne bereit?

Der eingangs angeführte Ausschnitt aus einem zeitgenössischen Kriminalroman legt einen *anderen* Eindruck von der Stadt dar; einen Eindruck, der von der Vorstellung von *Sehenswürdigkeiten* losgelöst ist. Da erscheint der Beton zwar kahl und das Sonnenlicht weiß „im Auge“, dennoch reduziert der Blick die Stadt nicht auf das Visuelle. Denn nicht nur, dass *fühlbares* Brennen des Sonnenlichts, unbewegte Luft, der Geruch von allerlei Unrat als „Sensationen“ für die übrigen Sinne beschrieben werden, zudem erscheint die Stadt trotz herumtollender Kinder in einen eigentümlichen Schleier bleierner Trägheit gehüllt.

Die auf den Stadtbewohnern und Rentnern lastende bleierne Trägheit deutet eine komplexe räumliche Situation an, die nicht einfach nur durch die verschiedenen Sinneswahrnehmungen ausgelöst wird, zumal das Toben der Kinder zunächst visuell im Widerspruch zum Eindruck unbewegter Luft steht. Die gesamte Situation ist Ausdruck einer räumlichen Atmosphäre. Den sinnlich amorphen Charakter der Atmosphäre, der sich durch Widersprüchlichkeiten wie bleierne Trägheit trotz herumtollender Kinder auszeichnet, bringt der Medientheoretiker Georg Seeßlen auf den Punkt:

460 Arjouni, J. 1987: 18f.

„Atmosphäre ist zugleich nicht sichtbar und eine Voraussetzung der Sichtbarkeit. [...] Es ist das Unsichtbare, das durch das Sichtbare ausgedrückt wird.“⁴⁶¹

Das sinnlich Erscheinende verweist immer schon auf ein *Mehr*, das über das konkret Erkennbare hinausweist. Dieses *Mehr* wird in einer Situation zwar leiblich gespürt, ist jedoch zunächst nicht unbedingt begrifflich fassbar oder einzelsinnlich zuzuordnen (vgl. Kap. 3.1–3.2). In jedem Wahrnehmungsprozess schwingt implizit etwas mit, das mehr bedeutet, als unmittelbar aus der Situation einzelsinnlich rekonstruierbar ist. Dieses *Mehr* ist unsichtbar, gewinnt aber durch die Gestalt des Sichtbaren an Kontur, ohne allerdings selbst ganz erkennbar zu sein. Das Spüren der „trägen“ Atmosphäre erschließt sich sichtbar über die vor sich hindämmernden Rentner, sie wird aber darüber hinaus als eine den ganzen Raum erfassende Trägheit spürbar. Damit vergegenwärtigt sich dem Wahrnehmenden ein alltäglich vertrautes Phänomen, welches durch die lapidare Feststellung dessen, was im Raum an materiellen Gegenständen gegeben und sich in Lage- und Abstandsbeziehungen zueinander befindet, nicht zu erfassen ist. Es wäre sinnlos, nach der Größe oder Frequenz der Trägheit zu fragen. Dennoch ist diese Trägheit der sommerlichen Stadt im Raum wirkmächtig, weil sie sich auf vielerlei Situationen auswirkt, die Bewohner stimmt oder auch den gesamten Raum tönt: Es sieht kahl aus und die Luft ist unbewegt.

5.1 Annäherungen

Der Status der Gerüche als immaterielle Halbdinge (vgl. Kap. 4.1) erschwert den Umgang mit ihnen, denn sie sind einerseits prägend für einen konkreten Ort wie der Geruch von Benzin für eine Tankstelle, ohne dabei in einer materiellen Gegenständlichkeit aufzugehen. Andererseits sind sie wie der Gegebenheitsgeruch der Bergwiese flüchtig und nicht an einen metrisch abgrenzbaren Ort gebunden. Die Auseinandersetzung mit den Gerüchen im Rahmen einer geographischen Analyse des städtischen Raums lässt alltägliche und auf Gegenständlichkeit bezogene Raumvorstellungen „Kopf stehen“, denn allzu ungewohnt ist die atmosphärische Dimension der städtischen Gerüche.

461 Seeßlen, G. 1998: 120.

Der Umgang mit einem derart grundlegenden Begriff wie dem Raum verdeckt häufig, dass den verschiedensten wissenschaftlichen und alltagsweltlichen Problemstellungen implizit unterschiedliche Raumbegriffe zugrunde liegen, die keineswegs einen anderen Raumbegriff in seiner Relevanz für ein gewisses wissenschaftliches Problem überflüssig machen oder argumentativ aushebeln.⁴⁶² Dass der Umgang mit dem Atmosphärenbegriff im Rahmen eines geographischen Raumkonzepts eine gewisse Unsicherheit heraufbeschwört, resultiert auch aus der Eingrenzung unserer alltäglichen Raumvorstellung durch die klassische Physik. Dieses physikalische, dreidimensionale euklidische Raumkonzept verhält sich konträr zu allen phänomenologischen Beobachtungen hinsichtlich räumlicher Atmosphären. Im Hinblick auf das hegemoniale euklidische Raumkonzept weist der Soziologe Läßple allerdings darauf hin, dass

„dieses Raumkonzept mit seinen axiomatischen Bestimmungen (wie Homogenität und unendliche Ausdehnung) nicht in Einklang zu bringen ist mit unseren alltäglichen Raumerfahrungen.“⁴⁶³

Alltägliche Raumerfahrungen, wie die Trägheit eines städtischen Platzes, der Geruch von Müll und Hundekot, das grelle Sonnenlicht auf dem Beton, sind mit Hilfe eines euklidischen, absoluten Raumkonzepts in ihren Entstehungs- und Wirkungszusammenhängen nicht erklärbar, obwohl sie zugleich überaus präsent sind. Unterteilt man wie der Geograph Hans Heinrich Blotevogel Raumvorstellungen in ein alltagsweltliches Raumverständnis und wissenschaftliche Raumkonzepte, dann können phänomenologische Raumkonzepte auf der Nahtstelle zwischen alltagsweltlichem und wissenschaftlichem Verständnis angesiedelt werden.⁴⁶⁴

Phänomenologische Erklärungsmodelle haben den Anspruch, alltägliche Phänomene so zu erläutern, dass sich ein „Ja, so ist es auch!-Erlebnis“⁴⁶⁵ einstellt, so dass ein Leser „ganz erstaunt eine Formulierung und Interpretation von Erlebnissen und Gefühlen [*vorfindet*], die er schon immer gehabt

462 Dieter Läßple schlägt aus diesem Grund vor, nicht vom Raum als etwas selbstverständlich Gegebenes zu sprechen, sondern von Raumbegriffen und Raumkonzepten (vgl. Läßple, D. 1991: 164).

463 Ebd.

464 Vgl. Blotevogel, H. H. 1995: 733.

465 Seiffert, H. 1973: 29.

hat, ohne sie so gut in Worte fassen zu können wie der phänomenologische Wissenschaftler.⁴⁶⁶

Der Begriff der Atmosphäre entfaltet sich gemäß einer ähnlichen Logik. Einerseits verdeutlicht er treffend ein alltägliches Raumerleben, andererseits grenzt sich das zugrunde liegende phänomenologische Konzept explizit von der Vorstellung eines durch materielle Dinge konturierten, alltagsweltlichen Raums ab. Gleichzeitig rekurriert das in dieser Arbeit vorgestellte phänomenologische Atmosphärenkonzept ebenso wenig auf wissenschaftliche Raumkonzepte, welche vorrangig einen absoluten oder relationalen Raum postulieren.

1. Im *absoluten Raum* sind „dessen Wände unendlich weit nach außen verschoben gedacht [...]. Als solcher existiert der Raum unabhängig von seiner dinglichen Erfüllung und ermöglicht die Vorstellung eines 'leeren' Raumes.“⁴⁶⁷ Da aber die meisten Menschen nicht in der Lage sind, eine Unendlichkeit des Raums, einen *alles* umschließenden Raum zu denken, wird im Alltag der alles umschließende absolute Raum als „Behälter-Raum“ verdinglicht.⁴⁶⁸
2. Der *relationale Raum* ist hingegen ein Referenz- und Ordnungssystem zur Beschreibung von Lageeigenschaften von Standorten, Menschen und Gegenständen wie Gebäuden und Funktionseinrichtungen, denn in diesem Konzept existiert ein Punkt nur in seinem Lageverhältnis zu anderen Punkten.⁴⁶⁹ Im Zentrum stehen hierbei die Anordnungen von Objekten im Raum und die Frage nach deren Distanz.⁴⁷⁰

Das Erscheinen eines Geruchs im Raum ist mit beiden Raumvorstellungen wegen deren Verständnisses von „Leere“ beziehungsweise einem durch Lage- und Abstandsbeziehungen definierten Raums nicht in Einklang miteinander zu bringen, wie die in Kapitel 4 vorgestellten Erläuterungen zur genuinen Erlebnisqualität der olfaktorischen Wahrnehmung zeigen. Kon-

466 Ebd.

467 Vgl. Blotevogel, H. H. 1995: 734.

468 Vgl. Löw, M. 2001: 27.

469 Vgl. ebd.: 28.

470 Vgl. Läßle, D. 1991: 169.

kreter nachvollziehbar wird die Abkehr von diesen Raummodellen durch einen Seitenblick auf die Architektur.

In der Architektur tritt der Raum als gebauter oder umbauter Raum in Erscheinung.⁴⁷¹ Solche Räume begegnen dem modernen Stadtmenschen als offene oder geschlossene Räume, weiterhin können sie jedoch auch einladend oder ungemütlich sein. Die Vorstellung eines physisch-materiell begrenzten relationalen Raums mit Lage- und Abstandsbeziehungen seiner Gegenstände sitzt ebenso wie der Gedanke einer „ummauerten Leere“ einem Missverständnis auf, so erläutert der belgische Architekturtheoretiker Marc Crunelle:

„[...] der Raum ist nicht Leere, sondern ein wirkliches, von Mauern umschlossenes 'Lebens-Mittel', ein die Sinne stimulierendes Lebensmedium. Das sind vor allem Licht und Schatten, Proportionen und Farben, Perspektiven und Dekors, aber auch Töne, die widerhallen, Oberflächen, die wir mit unseren Füßen betreten, Texturen, die wir berühren, Temperaturen, die uns Wohlbehagen vermitteln und Düfte, die uns umhüllen und betören – alles Dinge oder 'Sensationen', die, zusammengenommen, die Wirkung zu einem von uns als homogene 'Umgebung' wahrgenommenen Ganzen verstärken.“⁴⁷²

Im Sehen konstituiert sich der Raum in der Konstellation der beinhalteten Gegenstände, womit allerdings nur ein metrischer, relationaler Realraum bezeichnet wäre. Verlagert man die Analyse des Raums zum einen auf „unsichtbare“ Eigenschaften, des weiteren auf nicht flächig oder räumlich klar begrenzbar Phänomene, gelangt man zu Raumeigenschaften, die Crunelle als „Lebens-Mittel“ bezeichnet und die weder durch das absolute noch das relative Raumkonzept erfasst werden können. Der Geruch tritt aus dem *Dazwischen* des Realraums hervor, belebt die „Zwischenräume“ der Gegenstände und hat damit maßgeblichen Anteil an der Raumkonstitution, welche sich im Spüren einer Umgebung bemerkbar macht. Weniger der dauerhafte Bestand von Gegenständen konstituiert den Raum, als vielmehr der auf eine bestimmte Weise wahrgenommene Geruch, der das Moment des Entstehens von Räumen repräsentiert. Hierzu führen Justin Winkler und Andreas

471 Vgl. Schäfers, B. 2003: 28.

472 Crunelle, M. 1995: 171f.

Bosshard am Beispiel von Klangräumen an: „Klang ist ebenso wie Raum wesentlicher vom Entstehen als vom Bestehen geprägt.“⁴⁷³

Gerüche breiten sich über Räume aus und affizieren die Wahrnehmenden auf besondere Weise. So schreibt Bianca Meinicke, die Themenparks der Automobilindustrie untersucht hat, in Bezug auf die raumkonstituierende Wirkung von Gerüchen und Emotionen:

„[...] die direkte Koppelung von Gerüchen und Emotionen (Gerüche werden direkt ins limbische System geleitet, dem Teil des Gehirns, welches für die Steuerung von Emotionen und Gefühlen zuständig ist) können bereits kleinste olfaktorische Reize den Echtheitseindruck einer künstlichen Umgebung in der Erlebniswelt verstärken und die Atmosphäre entscheidend beeinflussen: [...] (z. B. der Einsatz von Zitrusdüften zur Untermalung einer mediterranen Umgebung).“⁴⁷⁴

Auch abseits von Waren- und Konsumwelten sind Gerüche häufig zusammen mit auditiven und visuellen Sinnesreizen inszeniert, um eine Atmosphäre zu erzeugen. Eindrucksvoll und vertraut sind dabei die Atmosphären, die uns in Kirchen und Klöstern begegnen.

„Zusammen mit den auf Augen und Ohren eintreffenden Sinnesreizen (Blumen, festliche Gewänder, farbiges Licht, das durch die getönten Fensterscheiben fällt, Gemälde, Statuen und weiterer Kirchenschmuck, Orgelmusik, Litaneien und Choräle) bilden die Geruchsreize eine fast multimedial zu nennende Reizatmosphäre, die den Gläubigen umgibt und einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf ihn ausübt.“⁴⁷⁵

Die sprachlich schwer zu greifende und sinnlich überaus komplexe Bedeutungsdimension innerhalb eines Kirchenraums wird als Atmosphäre umschrieben. Gerüche kennzeichnen die unterschiedlichen Orte, indem sie eine Atmosphäre spürbar verdeutlichen beziehungsweise den Wahrnehmenden mit einer dort bereits zuvor gesammelten Erfahrung konfrontieren. Der Geruch eines Cafés, eines Gewächshauses, einer Bäckerei, aber auch der Algengeruch am Meer kennzeichnen die Atmosphäre dieser Orte.⁴⁷⁶ Eine

473 Bosshard, A./Winkler, J. 2003: 58.

474 Meinicke, B. 2003: 186f.

475 Hacke, W. 1975: 19.

476 Vgl. Boehck, J. 1990: 20.

Atmosphäre kann identifiziert werden, indem der Wahrnehmende im Zuge olfaktorischen Wahrnehmens an Erinnerungen und Assoziationen hinsichtlich bereits erlebter olfaktorischer Erlebnisse anknüpft. Daher haben Gerüche einen relevanten Anteil an der Konstitution von Räumen, nicht zuletzt, weil sie aufgrund ihrer Leibnähe (vgl. Kap. 4.4) die Gegenständlichkeit der von ihnen durchwirkten Räume emotional „getönt“ wahrnehmen lassen. Im Prozess ihrer Wahrnehmung kann das Individuum keinen Abstand zu den wahrgenommenen Objekten einnehmen, aus dem diese distanziert beschrieben werden könnten. Vielmehr sind die Objekte, ja bereits der gesamte Umgebungsraum, emotional vermittelt.

„Man spürt, wie etwas 'in der Luft' liegt, daß etwas 'faul ist', daß es 'brenzlich wird' (eigentlich 'angebrannt riecht')“⁴⁷⁷.

Doch was kann abseits der Feststellung, dass etwas „in der Luft“ zu liegen scheint, weiterführend über die nebulöse Natur von Geruchseindrücken und Atmosphären in Räumen gesagt werden?

5.2 Der gelebte Raum und die Atmosphäre

Für die Integration des Geruchs in ein wissenschaftliches Raumkonzept erweisen sich die Konzepte des absoluten und relationalen Raums als unbrauchbar. Doch mit der bisherigen Vorstellung des Geruchs als leibnahem Sinn deutet sich ein integrierendes Modell an. Wenn eine Theorie sich konzeptionell nicht einzig an den gegenständlichen Konturen und auf die „Beständigkeit“ des Raums orientiert, sondern stärker die Wahrnehmung und damit auch das flüchtige, situative und prozesshafte Entstehen des Raums in das Zentrum des Interesses rückt, können olfaktorische Momente stärker berücksichtigt werden. Diese konzeptionelle Hinwendung zum Prozess der Wahrnehmung und zur Deutung des Raums durch den Wahrnehmenden selbst findet in subjektiven Raumkonzepten⁴⁷⁸ ihren Niederschlag. Subjektive Raumkonzepte nehmen ihren Ausgang in der Kritik an absoluten und relationalen Raummodellen, weil die Gegenständlichkeit des Raums als raumkonstitutives Moment differenziert überdacht werden sollte. Ein solcherart subjektives Raumkonzept ist mit dem Begriff der Atmosphäre zu beschreiben.

477 Fuchs, T. 2000: 214.

478 Vgl. Blotevogel, H. H. 1995: 736.

Die Wahrnehmung von Atmosphären wird häufig im Kontext des *gestimmten Raums*⁴⁷⁹ thematisiert, der als eine besondere Ausprägung des *gelebten Raums*⁴⁸⁰ einzustufen ist.⁴⁸¹ Der gestimmte sowie der gelebte Raum verweisen auf ein räumliches Phänomen, das uns alltagssprachlich als Stimmung oder Atmosphäre vertraut ist. Die Psychologin Lenelies Kruse begreift die Stimmung und Gestimmtheit im Sinne Heideggers Analyse zum Dasein als Befindlichkeit.⁴⁸²

„Gestimmtheit ist also das, worin sich der Mensch schon vor aller reflexiven Hinwendung zur Welt vorfindet, ist die ursprüngliche Ergeschlossenheit von Welt. Stimmung ist nicht gerichtetes Erfassen eines seelischen Zustandes, sondern Stimmung überfällt, man ist ihr ausgeliefert. Die Begegnung mit der gestimmten Welt geschieht nicht durch 'gnostisches' Wahrnehmen und Erkennen, sondern durch 'pathisches' Gewahren oder Ergriffen- und Überwältigtwerden“⁴⁸³.

479 Der von einigen Autoren verwendete Begriff des Stimmungsraums ist wohl gleichbedeutend.

480 „Der Terminus 'gelebter Raum' versteht sich hier einerseits als Gegensatz zum objektiven mathematischen Raum, andererseits als Abhebung bzw. Ergänzung zum erlebten Raum, dem Untersuchungsobjekt der traditionellen Psychologie. [...] Leben, im allgemeinsten Sinne als Lebendigkeit, ist Vorbedingung und Grundlage jedes Erlebens.“ (Kruse, L. 1974: 35f. – Herv. i. Orig.; Kruse bezieht sich hier auf Stern, W. 1950 – Literaturangabe nach Kruse). Der Begriff des gelebten Raums gründete auf der Hinwendung der phänomenologischen Forschung in den 1930er-Jahren zu Fragen nach der Anomalie des Raumerlebens (vgl. Gosztonyi, A. 1976: 944). Mit Ausnahme der Arbeiten Graf von Dürckheims und Tellenbachs gehe ich auf diese Forschungen nicht näher ein, da hier psychopathologische Fälle im Hinblick auf das Raumerleben von Patienten untersucht wurden. Die Beschäftigung mit ihnen würde meine Überlegungen zum olfaktorischen Stadtraum zu stark in ein medizinisches Forschungsumfeld verlagern. Graf von Dürckheim bezieht sich nicht auf Anomalien des Raumerlebens und Tellenbach untersucht zwar psychopathologische Fälle, betrachtet aber Geruchs- und Geschmackswahrnehmung phänomenologisch (vgl. Dürckheim, K. Graf von 1932; vgl. Tellenbach, H. 1968).

481 Gosztonyi thematisiert den gestimmten Raum daher auch lediglich in einem Unterpunkt seines Kapitels 7 über den gelebten Raum (vgl. Gosztonyi, A. 1976: 943-971). Kruse hingegen thematisiert den gestimmten Raum als gerade denjenigen Raum, den Graf von Dürckheim mit dem Pol des „Inneseins“ (vgl. Dürckheim, K. Graf von 1932: 397) innerhalb seines Konzepts des gelebten Raums anspricht (vgl. Kruse, L. 1974: 68).

482 Vgl. Kruse, L. 1974: 59.

483 Ebd.: 60.

Gerade in der pathischen Begegnung mit der räumlichen Stimmung erkennt sie ein Moment des „unreflektierten Inneseins“⁴⁸⁴, das schon der Psychologe Karlfried Graf von Dürckheim in seinem dreigliedrigen Modell des gelebten Raums verdeutlicht hat.

Der uns im Alltag umgebende Raum wird Graf von Dürckheim folgend als der gelebte Raum begriffen, der sich entsprechend des in ihm vollziehenden Lebens der Menschen wandelt. Der gelebte Raum unterliegt der Veränderung, je nach Aktualität von Einstellungen und Gerichtetheiten, die den wahrnehmenden Menschen in den einzelnen Momenten beherrschen.⁴⁸⁵ Wie der Terminus bereits andeutet, spinnt sich im gelebten Raum eine Einheit zwischen dem physischen Raum und dem alltäglich gelebten Leben. Der gelebte Raum ist nicht ausschließlich physisch-materiell, sondern existiert zugleich durch die Bedingungen und Entfaltungsmöglichkeiten des Lebens *in* und *mit* ihm, weil er sich durch Leiblichkeit dem Menschen vermittelt. Diese Raumvorstellung begreift Raum nicht als einen leeren, noch zu füllen- den, verdinglichten „Behälter-Raum“, der sich ausschließlich durch die Konstellation von Gegenständen herausbildet. Der Mensch befindet sich körperlich immerfort in physisch-konkreten Räumen und erlebt sich dort gleichzeitig im leiblichen Befinden in Beziehung zur materiell-physischen Umgebung.

„Die Bedeutung des physischen Raumes wird durch Betroffenheitszustände generiert. Es ist die leiblich gebundene Gefühlsebene, auf der sich über Betroffenheit subjektive Bedeutungen generieren und assoziativ mit einem (situativ erinnerten) Objekt verbinden. So wird der leiblich gelebte Raum symbolisch aufgeladen. Nur was im leiblichen Sinne als Gefühl berührt, macht betroffen und hinterläßt Bedeutungen, die wir Symbole nennen. Symbole fungieren deshalb in der Lebenspraxis wie ein gefühlsgeladenes evaluatives Leitsystem. Sie ordnen und strukturieren das Leben aus gelebten Situationen heraus und im Hinblick auf (antizipierte) zukünftige Situationen.“⁴⁸⁶

Eine eingehendere Darstellung des gelebten Raums soll die unauflösbare Einheit von physischem Raum und fühlbarer leiblicher Beziehung aufzeigen.

484 Dürckheim, K. Graf von 1932: 397.

485 Vgl. ebd.: 390.

486 Hasse, J. 2000: 53 (Herv. i. Orig.).

Im Moment sitze ich an meinem Schreibtisch, blicke auf meine Arbeit, manchmal auf die Straße und dann wieder in den Himmel über der Stadt. Trotz meines schweifenden Blicks bin ich an einem *bestimmten* Ort – Ich bin *hier*. Von hier aus ergeben sich mir die unterschiedlichen Perspektiven auf den Umgebungsraum – Etwas ist *da* und *dort*. *Da* sind manche Dinge zum Greifen nah, *dort* sind andere nur über das Auge in einiger Entfernung wahrnehmbar. Innerhalb dieser Konstellation bin ich das leibliche Zentrum meiner Bezugnahme zum Raum, „von dem aus sich der Raum gliedert in die Richtungen des vorn und hinten, oben und unten, links und rechts; auf dieses Zentrum sind Gegenstände als Dinge bezogen als erreichbare oder unzugängliche, als erwünschte oder zu meidende.“⁴⁸⁷ In diesem „präreflexiv erfahrenen Ich-jetzt-hier“⁴⁸⁸ ist mir der umgebende Raum nicht immer ausschließlich gegenständlich präsent, sondern ist mir nach Graf von Dürckheim in unterschiedlicher Weise gegenwärtig. Diese Daseinsform des Raums zergliedert er modellhaft in dreifacher Hinsicht.⁴⁸⁹

1. Einerseits kann mir der Raum, mein Arbeitszimmer mit dem Schreibtisch gegenständlich gegenwärtig sein, ich kann mich konkret auf die Gegenstände und darauf, dass *ich* eben *in diesem Raum* mit *diesen Gegenständen* bin, beziehen. Dann ist mir bewusst, dass meine Teetasse neben dem Computer steht. Die Gegenstände erschließen sich mir durch ihre Distanz- und Lagerrelationen; nach der Tasse kann ich greifen, wenn ich mich herumdrehte, könnte ich auch die Bücher auf meinem Bett liegen sehen.
2. Als polaren Gegensatz zu diesem Gegenwärtighaben des Raums beschreibt Graf von Dürckheim „unreflektiertes Innesein“⁴⁹⁰. In diesem Zustand befinde ich mich zwar noch immer im Raum, jedoch erschließt er sich nicht mehr über die Lagerrelationen der Gegenstände, denn der Raum ist mir dann „nicht 'als solcher', nicht als gegenständlich von mir abgesetztes eigenes Ganzes gegenwärtig, [...] sondern er ist dann lediglich eine komplexe Bestimmtheit des augenblicklichen Erlebnisganzen

487 Kruse, L. 1974: 26f. (Herv. i. Orig.).

488 Ebd.: 27.

489 Vgl. Dürckheim, K. Graf von 1932: 397.

490 Dürckheim, K. Graf von 1932: 397.

und in diesem vor allem 'ungegenständlich' gegenwärtig.⁴⁹¹ Dieser Zustand des „unreflektierten Inneseins“ ist ein pathisches Gewahren⁴⁹² im Raum und lässt sich besonders gut an dem ergreifenden Charakter eines Geruchs beim Betreten einer Wohnung aufzeigen. Weil der Geruch leibnah ergreift, verlagert sich die Wahrnehmung vom Gegenständlichen zum atmosphärisch Gespürtem, was sich an dem bereits in der Einleitung dieser Arbeit zitierten Beispiel Simmels eindrucksvoll konkretisiert⁴⁹³ und das hier ausführlich in seinem textlichen Kontext vorgestellt wird:

„Sicher würden viele Angehörige der oberen Stände, wenn es im sittlich-sozialen Interesse gefordert wird, erhebliche Opfer an persönlichem Komfort bringen, auf vielerlei Bevorzugungen und Genüsse zugunsten der Enterbten verzichten, und daß dies jetzt noch nicht in höherem Maß geschieht, liegt sicher daran, daß die recht geschickten Formen dafür noch nicht gefunden sind. Aber alle solche Verzichte und Hingaben würde man sich tausendfach eher zumuten als die körperliche Berührung mit dem Volke, an dem 'der ehrwürdige Schweiß der Arbeit' haftet. Die soziale Frage ist nicht nur eine ethische, sondern auch eine Nasenfrage.[...] kein Anblick der Proletariemisere, noch weniger der realistischste Bericht über sie, wird uns, von allerkrassesten Fällen abgesehen, so sinnlich und unmittelbar überwältigen wie die Atmosphäre, wenn wir in eine Kellerwohnung oder in eine Kaschemme treten.“⁴⁹⁴

In diesem Beispiel zeigt sich nicht nur die bürgerliche Abneigung gegen den proletarischen Lebensstil und dessen sinnliche Entsprechung (vgl.

491 Ebd. (Herv. i. Orig.). Seel verweist mit dem Begriff der Raumkontemplation auf ein ähnliches Moment:

„Hier [bei der Raumkontemplation] richtet sich die Aufmerksamkeit nicht mehr vorrangig auf das Gewordensein eines – vom Auge – herausgegriffenen Objekts, sie öffnet sich für das Geschehen des den eigenen Leib umfassenden Raums. Hier wird der sinnfremde Augenblick der Dinge zu dem eines sinnbezugslosen Seins unter den Dingen.“ (Seel, M. 1996: 55).

492 Vgl. Kruse, L. 1990: 318.

493 Ohne auf das „unreflektierte Innesein“ einzugehen, beschreibt Michael Hauskeller ebenfalls dieses überwältigende Moment, welches Simmel mit dem Betreten der proletarischen Kellerwohnung verdeutlicht (vgl. Hauskeller, M. 1995: 92).

494 Simmel, G. 1998: 139 (Herv. i. Orig.). Mit Atmosphäre ist hier der olfaktorische Eindruck der Kellerwohnung oder Kaschemme gemeint, was meines Erachtens schon die Nähe von olfaktorischen und Raum-Wahrnehmungsprozessen unterstreicht.

Kap. 2.3). Die Proletariermisere in der Kellerwohnung ist als spürbare Atmosphäre derart präsent, dass kein „gegenständlich vom Wahrnehmungssubjekt abgesetztes eigenes Ganzes gegenwärtig“ ist. Der Wahrnehmende bleibt nicht länger betrachtend distanziert, sondern ist in einem Moment des „unreflektierten Inneseins“ ergriffen und überwältigt; es ist die Atmosphäre des Proletarischen, die ihn überwältigt. Der atmosphärisch spürbare Geruchseindruck ergreift und umhüllt ihn und drängt auf eine Reaktion, die sich ihm nahezu als Ekel vor der „körperlichen Berührung mit dem Volke“ aufdrängt. Der proletarische Geruch wird damit zum Symbol der Wohn- und Lebensbedingungen der Proletarier. Weil er leiblich ergreift, wird er zur „gefühlten Bedeutung“ und erlangt zugleich eine evaluierende Funktion für das gesellschaftlich-soziale Zusammenleben. Eine durch bürgerlichen Ekel geprägte Distinktion und Stigmatisierung scheint die Folge dieses Symbolisierungsprozesses zu sein.

3. Eine dritte Form des Gegenwärtighabens von Raum spielt sich zwischen diesen beiden beschriebenen Polen ab. Diese Form tritt dann zutage, wenn ich in meinem Arbeitszimmer sitze und während des Arbeitens zwar durchaus weiß und spüre, dass ich mich in diesem Zimmer befinde, aber es sich in seiner Ganzheit nicht als Gegenständlichkeit darbietet, denn „in einer ganz komplexen Weise färbt und steuert das 'In-diesem-Zimmer-sein' mein Gesamterleben, das in seiner Totalität anders wäre, wenn ich in einem anderen Raum, z. B. im Freien säße und arbeitete.“⁴⁹⁵

Wie schon zu Beginn erwähnt, ist der gestimmte Raum als eine besondere Form des gelebten Raums zu verstehen und wird als Atmosphäre von einem Subjekt erfahren.⁴⁹⁶

„Es ist der Raum, der je verschieden 'anmutet', als Arbeitsraum nüchtern, [...] als 'belebte' Straße an- oder aufregt, als weite Landschaft beruhigt, als Wohnung oder Heimat Schutz und Geborgenheit bedeutet [...]. Diese verschiedenartigen 'Räume', die Sachlichkeit oder Feierlichkeit, Gefahr oder Unheil 'ausstrahlen', die zum Verweilen einladen oder auch Angst und Abwehr hervorrufen, sind Räume, in denen der Mensch sich zu Hause oder fremd fühlt, in denen es ihm weit ums Herz wird oder die Brust zusammenschnürt, die er

495 Dürckheim, K. Graf von 1932: 397.

496 Vgl. Kruse, L. 1974: 59. Auf die in einigen theoretischen Ansätzen auftauchende Differenz von Stimmung und Atmosphäre gehe ich in Kapitel 5.3 ein.

als einladend oder ungestlich, als wohnlich und gemütlich oder unpersönlich und kalt empfindet.“⁴⁹⁷

Kruse zufolge erleben wir den gestimmten Raum als fühlbaren Ausdruck, Anmutung oder Atmosphäre, die ganz im Sinne der Dynamik von Enge und Weite als zusammengeschnürte Brust oder Weite ums Herz gespürt wird. Bei Wahrnehmungsprozessen handelt es sich immer um Korrespondenzphänomene, in denen einerseits der Wahrnehmende dem Raum nicht urteils-, intentions- und gefühllos und andererseits dieser Raum dem Wahrnehmenden ebenso wenig als „leer“ begegnet. Der gestimmte Raum ist

„jene 'Schicht' – jene 'Wirklichkeitssphäre' – des Raumes, die 'zwischen' der psychischen und der materiellen Wirklichkeit 'liegt', psychisch und nicht nur psychisch, 'räumlich' und doch nicht 'räumlich' zugleich, in seiner Paradoxie jedoch andeutend, daß der Raum ja dem Menschen nicht nur ein 'Gegenüber' darstellt und nicht nur den Leib 'durchdringt', sondern auch die Psyche.“⁴⁹⁸

Der gestimmte Raum, die Atmosphäre, ist ein Zwischenphänomen, er ist zugleich weder auf der Seite der psychischen noch auf der Seite der materiellen Wirklichkeit zu verorten. Der gestimmte Raum stiftet deswegen Bedeutsamkeit für den Wahrnehmenden, weil er dessen Leib „anmutet“, weil er niemals nur „leer“ sein kann, sondern stets von Anmutungen und Aufforderungscharakteren, wie den synästhetischen Charakteren und Bewegungsguggestionen (vgl. Kap. 3.5), durchwirkt ist.

„Der sonnige Weg verlockt zum Spaziergehen, das klare Quellwasser zum Trinken; das Verwesende wirkt abstoßend, eine finstere Gestalt auf nächtlicher Straße furchterregend, usw. Anmutungen können auch vom Umraum als ganzem ausgehen; dann sprechen wir von einer Stimmung oder einer Atmosphäre, die 'in der Luft liegt': etwa die 'Wärme' oder 'Kälte' eines Raumes, die 'Heiterkeit' oder 'Düsternis' einer Landschaft, das 'Bedrohliche' einer Situation. Solche Atmosphären können sich auf uns übertragen und unsere eigene Stimmung beeinflussen, umgekehrt prägt unser seelisches Befinden bis zu einem gewissen Grad den Charakter, unter dem sich die Umgebung uns präsentiert.“⁴⁹⁹

497 Ebd.

498 Gosztonyi, A. 1976: 957f.

499 Fuchs, T. 2000: 194 (Herv. i. Orig.).

Der Geruch erscheint in diesem Sinne ebenfalls als Raumqualität, er kann in der Weise eines synästhetischen Charakters leibliches Befinden widerspiegeln und so als Anmutung oder auch Aufforderungscharakter auftreten und den Raum entsprechend tönen. Da er je nach Intensität und wegen seiner Eigenschaft durch den vitalen Prozess des Atmens in uns einzudringen ein leiblichkeitsbetonendes Moment ist, erzeugt er etwas Vereinnahmendes. Wir sind vollständig von ihm umschlossen, ihm unausweichlich ausgesetzt, was das Simmel'sche Beispiel aufschlussreich belegt.

5.3 Zur Differenz von Stimmung und Atmosphäre

Fuchs betont explizit die Differenz von Stimmung und Atmosphäre, die gerade im Hinblick auf die Frage nach der Verortung der Raumqualitäten des gestimmten Raums in der Psyche oder im Umgebungsraum des Wahrnehmenden von Bedeutung ist. Die Stimmung eines Menschen kann als seine gegenwärtige Gesamtverfassung begriffen werden, die sein Erleben einfärbt, ohne dass bereits im Wahrnehmungsfeld des Menschen ein gerichteter Gegenstandsbezug vorherrscht oder sich dieser seiner Stimmung explizit bewusst wäre. Von der Grundsicht der Stimmungen heben sich dann die gerichteteren Gefühle ab.⁵⁰⁰

„Die Schwermut bringt Trauer oder Schuldgefühle hervor; diffuse Angst versucht, zur Furcht zu werden und so einen 'Angriffsort' in Raum und Zeit zu finden.“⁵⁰¹

Diese Parallelexistenz von Stimmung und darauf basierenden gerichteten Gefühlen wie Furcht oder Trauer taucht auch bei Schmitz auf, der ausschließlich die zwei reinen Stimmungen der Verzweiflung und Zufriedenheit unterscheidet. Diesen alle Gefühle grundierenden Stimmungen entsprechend, gäbe es „kein Fühlen, kaum ein Erleben des Menschen, das nicht auch der atmosphärischen Alternative 'Zufriedenheit oder Verzweiflung' unterworfen wäre.“⁵⁰² In dieser spärlichen Aussage spannen sich aber bereits Fallstricke auf, denn zunächst sind Verzweiflung und Zufriedenheit reine Stimmungen, dann werden sie wiederum zur atmosphärischen Alternative. Die Unterscheidung von Stimmungen und Atmosphären ist nicht immer einfach, da sie

500 Vgl. ebd.: 217.

501 Ebd.: 217.

502 Schmitz, H. 1998a: 65.

häufig konkordant auftreten, was Schmitz am Beispiel der Frühlingsatmosphäre erläutert.

„[...] die Atmosphäre des Frühlings [ist] selbst die lockende, weitende, aufschmelzende Macht und die des Gewitters die spannende, drohende, explosive, die den Menschen als Gefühl spürbar ergreift und auf die Weise, wie alles begegnende sich ihm zeigt, eigentümlich breit und 'bewußtseinserfüllend' abfärbt. Diese klimatischen Atmosphären sind zugleich unzweifelhaft räumlich [...]: Die Frühlingsstimmung ist in die frühlingshafte Welt, die Gewitterstimmung in die gewitterschwüle Umgebung hinein räumlich ergossen.“⁵⁰³

Der Unterschied zwischen Atmosphären und Stimmungen sollte so verstanden werden, dass Stimmungen und Gefühle eher von *innen* das Befinden erfassen, der Wahrnehmende also selbst gestimmt ist, während die Atmosphäre als *etwas Begegnendes* im Raum gespürt werden kann und wir durchaus ohne entsprechende Stimmung oder das Verspüren eines gerichteteren Gefühls an ihr partizipieren können.⁵⁰⁴

Vergegenwärtigen wir uns die Ausgangsfrage nach der Konstitution des olfaktorischen Raums, kann festgehalten werden, dass Gerüche eindeutig keine Stimmungen sind. Aber insofern der Geruch die Wahrnehmung vom Gegenständlichen ins Atmosphärische verlagert, macht sich die Empfindung der Atmosphäre eines Raums am ehesten so bemerkbar, wie eben üblicherweise die Ergriffenheit von einer Stimmung gespürt und alltagssprachlich thematisiert wird.

Bereits im Versuch der Konkretisierung des dinglichen Charakters von Gerüchen haben wir die Nähe der Gerüche zur Atmosphäre kennengelernt. Diese Nähe ist auch weiterhin dadurch gekennzeichnet, dass die Gerüche nicht nur in ihrer Wirkdimension den Atmosphären ähnlich sind, sondern man kann durch sie auch die Atmosphäre eines Raums erfassen, was das Beispiel von Gewächshäusern, Bäckereien und Ähnlichem illustriert. Daher

503 Schmitz, H. 1998b: 215.

504 Vgl. Fuchs, T. 2000: 215. In der phänomenologischen Forschung hat der Begriff der Atmosphäre allerdings eine wechselvolle Tradition, denn Begriffe wie Stimmung, Gefühl und Atmosphäre werden nicht nur in alltäglichen, sondern auch in unterschiedlichen phänomenologischen Ansätzen zum Teil synonym, aber auch radikal unterschiedlich verwendet.

sehen Böhme und Schmitz den Geruch für den Transport von Atmosphären als besonders gut geeignet an.⁵⁰⁵

Mit den Begriffen der Stimmung, des Gefühls oder der Atmosphäre lassen sich Raumqualitäten alltagsweltlich beschreiben. In den Aussagen „Er hat einen spröden Charakter“ oder „Sie ist eine kühle Norddeutsche“ oder Beschreibungen der Atmosphären eines Wohnzimmers als „kalte Pracht“⁵⁰⁶ dokumentiert sich die enge Beziehung von Räumlichkeit und Personalität. Der wahrnehmende Mensch hält sich ausschließlich im gelebten Raum auf. Dabei ist der Grad des Gegenwärtigens für die physisch-materielle Konstitution des Raums unterschiedlich ausgeprägt (vgl. Kap. 5.2), wofür die alltagsweltliche Konfrontation mit der Atmosphäre ein eindringliches Indiz ist. Die Atmosphäre ist das erste,

„was man spürt, wenn man einen Raum betritt – und dann erst nimmt man Personen, Dinge, Signale wahr –, und doch werden im Alltag die Atmosphären kaum als solche bemerkt, sie sind in der üblichen Lebensform immer schon übergangen. [...] Die Atmosphären sind etwas, das allenfalls mit wahrgenommen wird oder alles Wahrgenommene in eigentümlicher Weise tönt. Dieses Tönen ist aber in gewisser Hinsicht von entscheidender Bedeutung. Die Atmosphären sind nämlich für die Stimmungsqualität entscheidend, in der Signale, Personen und Dinge um uns wahrgenommen werden. Sie muten uns jeweils in charakteristischer Weise an und modifizieren so unsere Befindlichkeit.“⁵⁰⁷

Der Mensch ist folglich immer „gestimmt“, eine von dieser „Stimmung“ unabhängige Wahrnehmung von Räumen gibt es nicht. Es ist nur möglich, dass der Grad des Gegenwärtigens des gelebten Raums eher zum Pol der Gegenständlichkeit neigt (vgl. das dreigliederte Modell Graf von Dürck-

505 Vgl. Schmitz, H. 1994b: 39; vgl. Böhme, G. 1998a: 149-162.

506 „Mag auch die 'kalte Pracht' ihren Namen daher haben, daß diese gute Stube mit den besten Möbeln und kostbaren Nippes nur sonntags geheizt, die restliche Woche mit Schonbezügen abgedeckt und verschlossen wurde [...], doch das, was uns als Kälte oder Gemütlichkeit anmutet, geht nicht auf in Gestaltungsqualität, die ich nach Farbe, Form, Größe, ja auch Temperatur, objektiv bestimmen kann. Vielmehr ist es die 'Ganzqualität', [...] die den Charakter, die Physiognomie eines Raumes bestimmt. Einzelheiten treten zurück, sind verflochten in dem Arrangement, das in seiner Ganzheit die Anmutungsqualität, den Ausdrucksgehalt ausmacht.“ (Kruse, L. 1974: 61f.).

507 Böhme, G. 1998b: 7 (Herv. i. Orig.).

heims). Ohne diese „Gestimmtheit“ könnte der Mensch die Bedeutsamkeit seiner Umgebung nicht erkennen und sein auf Unterscheidung ausgerichtetes Wachbewusstsein auf diesen oder jenen Gegenstand/Aspekt des Raums aktiv lenken.

Die umstrittene Neuerung von Schmitz, den Stimmungs-Begriff neu zu interpretieren und Stimmungen in ihrer Räumlichkeit als Gefühle nachzuweisen, bringt Soentgen auf den Punkt.

„Normalerweise denkt man, daß Gefühle etwas sind, das der einzelne in sich trägt. Hier aber liegen Phänomene vor, die offensichtlich zwischen den Menschen auftauchen. Als 'Stimmungen' wurden diese Phänomene auch von der klassischen Phänomenologie beachtet.⁵⁰⁸ Schmitz geht aber über die bisherige phänomenologische Tradition hinaus, indem er die Räumlichkeit der Atmosphären betont und im Rahmen einer Gefühlstheorie (und nicht etwa im Rahmen einer Phänomenologie des Wetters) diskutiert.“⁵⁰⁹

Es ist also naheliegend, dass sich aufgrund des vielfältigen Gebrauchs der Begriffe Stimmung, Atmosphäre und Gefühl allerlei Begriffsverwirrung breit macht. Für das Verständnis des Atmosphärenbegriffs sei die Bemerkung vorausgeschickt, dass Schmitz die „Introjektion der Gefühle“⁵¹⁰ ablehnt und Gefühle als objektive Sachverhalte begreift. Diese merkwürdige Vorstellung von Gefühlen als *objektive Sachverhalte* läuft zunächst allen gewohnten Vorstellungen zuwider, ist allerdings bei näherer Betrachtung durchaus einleuchtend.

Ein subjektiver Sachverhalt ist beispielsweise dann gegeben, wenn ich auf einer ausgelassenen Feier sagen kann: „Ich bin fröhlich“. Ein objektiver Sachverhalt wäre hingegen, wenn die mir zuhörenden Menschen lediglich aussagen könnten: „Werner ist fröhlich“. Dann ist der objektive Sachverhalt das, was den Anderen zu sagen übrig bleibt, wenn sie sagen wollen, was ich mit den Worten „Ich bin fröhlich“ sagen kann.⁵¹¹ Indem die Anderen die Fröhlichkeit der Feier nachvollziehen, könnten zudem weitere subjektive

508 Soentgen verweist hier auf: Lipps, H. 1977: 97-104 (Literaturangabe nach Soentgen).

509 Soentgen, J. 1998: 68.

510 Vgl. Schmitz, H. 1998b: 6ff.

511 Vgl. Schmitz, H. 1994a: 59.

Tatsachen entstehen. Dann würden die Umstehenden auf einmal auch sagen: „Ich bin auch fröhlich“. Die subjektive Tatsache drückt also aus, dass mich etwas angeht und ich von irgendetwas, wie der Fröhlichkeit einer Feier, betroffen bin.⁵¹² Die Fröhlichkeit kann ich aber als Zustand der Außenwelt deutlich von mir abgrenzen, wobei ich sie gleichzeitig im eigenen Spüren wahrnehme.

Gefühle sind bei Schmitz „nicht private Zustände seelischer Innenwelten, sondern räumlich ausgedehnte Atmosphären“⁵¹³ und der Wahrnehmende kann in den Bann dieser Atmosphären hineingeraten. Dieses spürbare Hineingeraten in eine Atmosphäre ist einerseits ein wichtiges Argument für deren räumlichen Charakter, weil der Wahrnehmende in seinem Spüren eine Veränderung um ihn herum bemerkt, in die er hineingerät wie er ein Zimmer betritt. Andererseits ist die Atmosphäre etwas anderes als die Stimmung eines Menschen, denn sie kann durchaus als Kontrast zur eigenen Stimmung erlebt werden. Diese Eigentümlichkeit ist leicht nachvollziehbar, denn Atmosphären können in zweifacher Hinsicht leiblich spürbar werden. Atmosphären begegnen dem Wahrnehmenden, indem er sie entweder *registriert* oder von ihnen regelrecht *ergriffen* wird, wie die Angst einen zuweilen zu überrollen droht und ganz von einem Besitz ergreift. Man kann beispielsweise in eine Festgesellschaft hineingeraten, die eine Hochzeit mit viel Musik und zahlreichen gut gelaunten Gästen feiert. Die ausgelassene fröhliche Stimmung des Fests spürt man als Atmosphäre, die über den gesamten Raum gebreitet und diffus in ihrer Abgrenzung ist, aber dennoch räumlich bleibt. Man gerät in sie hinein, indem man ihren Ausdruck als spürbares, synästhetisch leibliches Resonanzphänomen erfasst.⁵¹⁴ Die Atmosphäre wird von Menschen an einem realräumlichen Ort erlebt, nämlich am Ort der Feier. Die Existenz dieser Atmosphäre ist als spürbare, leibliche Resonanz vermittelt; man ist hineingeraten, ohne sich allerdings von ihr ergreifen oder gar „überwältigen“ lassen zu müssen, denn es besteht

„die Möglichkeit unterschiedlicher Stellungnahmen zu Gefühlen in den Dimensionen von Hingabe und Abwehr, Sich-Öffnen und Sich-

512 Vgl. Soentgen, J. 1998: 53

513 Schmitz, H. 1994b: 33.

514 Vgl. Fuchs, T. 2000: 213.

*Verschließen; man kann sich von einem Gefühl 'übermannen lassen' oder ihm Widerstand leisten.*⁵¹⁵

Die fröhliche Festatmosphäre begegnet dem Wahrnehmenden als synästhetischer Charakter der Fröhlichkeit, auch wenn seine Stimmung an diesem Tag eine grundsätzlich andere ist. Er nimmt sie also wahr, auch wenn er von ihr nicht im Sinne einer leiblichen Regung unausweichlich ergriffen wird.

Der Wahrnehmende gerät jedoch auch in den Bann einer Atmosphäre, wenn er von ihr ergriffen ist. Diese Ergriffenheit stellt sich als ein affektives Betroffensein durch eine leibliche Regung dar. Wobei sich die leibliche Regung dadurch auszeichnet, dass sie *unausweichlich* am eigenen Leib gespürt wird und ein Gefühl zum meinigen, zu einer subjektiven Tatsache, macht. Fuchs verdeutlicht diese Differenz damit, dass der Kummer eines anderen zwar nachempfunden werden kann, er allerdings erst zu *meiner* Trauer wird, wenn er sich entsprechend als leibliche Regung spürbar bedrückend auf *meine* Brust legt. Eine Atmosphäre kann in eine leibliche Regung umschlagen, z. B. dann, wenn man von einer Sonntagsstimmung überfallen wird. Der Wahrnehmende kann folglich angesichts der hintergründigen und ambivalenten Sonntagsstimmung mal überwältigt von dieser Atmosphäre, mal ihr souverän gegenüber sein.

„Es gibt eine Stimmung des Sonntags; seine Stille, in der angehalten ist, was sonst die Straße erfüllt, ist etwas was sich lähmend auf einen legen kann⁵¹⁶.‘ [...] Engel beobachtet bei sensiblen Patienten eine 'Feiertagswelle' von Traurigkeit, die sonntags gegen 6 Uhr abends einsetzt; eine Frau gibt die resignierende Begründung: 'Scheinbar erwarte ich zu viel vom Sonntag⁵¹⁷.‘ Ebenso kann Sonntagsgefühl aber auch strahlendes Glück sein: 'Nachher fühlte ich mich selbst nicht mehr, sondern hatte nur noch diese Empfindung von Licht und Wärme. Es war ein angenehmes Gefühl. Es wurde alles hell und klar und warm und sah anders aus in dem Licht. Ich wußte, ohne daß ich darüber nachgedacht hatte, daß bei dieser Beleuchtung alle Dinge von einer anderen Seite sich zeigten. Es war etwas davon, wie man sich denkt, daß alles am Sonntag aussehen müßte. Alles hatte ein »Sonntagsgesicht« oder doch wenigstens ein Sonntagskleid. Dabei

515 Ebd.: 80. Fuchs bezieht sich hier auf: Schmitz, H. 1981: 144 (Literaturangabe nach Fuchs).

516 Schmitz zitiert hier aus: Lipps, H. 1941: 97 (Literaturangabe nach Schmitz).

517 Schmitz bezieht sich hier auf: Engel, S. W. 1957: 345. Ferner gibt er den Hinweis auf Apfelbach, H. 1927: 45 und Tardieu, E. 1903: 241-243 (Literaturangaben nach Schmitz).

*fühlte man sich unwillkürlich wohl, weil man das Empfinden hatte, da auch hineinzupassen*⁵¹⁸ „⁵¹⁹.

Dieses Beispiel stellt heraus, dass die Atmosphäre zwar aus dem Umgebungsraum auf den Wahrnehmenden einwirkt, dieser aber selbst zur Situation dazugehört. Der Raum erscheint nicht einfach als Arrangement von Dingen, sondern er affiziert durch die synästhetischen Charaktere und Bewegungssuggestionen. Der Terminus der Atmosphäre bezeichnet scheinbar etwas

*„Unbestimmtes, Diffuses, aber gerade nicht unbestimmt in bezug auf das, was es ist, seinen Charakter. Im Gegenteil verfügen wir offenbar über ein reiches Vokabular, um Atmosphären zu charakterisieren, nämlich als heiter, melancholisch, bedrückend, erhebend, achtunggebietend, einladend, erotisch usw.“*⁵²⁰

Die Schwierigkeiten im Umgang mit den Atmosphären resultieren sicherlich nicht aus mangelnder Erfahrung mit ihnen, wie die Beispiele der Festatmosphäre, der Sonntagsstimmung sowie der Frühlingsstimmung belegt haben. Vielmehr ergeben sich die Schwierigkeiten aus deren eigentümlicher Erscheinungsweise. Zum einen können sie nicht als ausschließliche Projektionen der Wahrnehmenden charakterisiert werden, weil Atmosphären ja auch leiblich spürbar, ohne Ergriffenheit durch leibliche Regungen erkannt werden, eben als Festatmosphäre, ohne dass man selbst „festlich gestimmt“ ergriffen ist. Zum anderen sind sie auch nicht in Maß und Zahl verortbar und es bleibt fraglich, inwiefern sie den Objekten im Raum oder der Umgebung, von denen sie ausgehen, zugesprochen werden können.⁵²¹ Hasse verdeutlicht am Beispiel der Empfangshalle einer Versicherungsgesellschaft, dass Atmosphären nicht nur als Festatmosphären und Sonntagsstimmungen, sondern auch an architektonischen Arrangements und städtebaulichen Ensembles auszumachen sind.⁵²² Die Halle ist ein halböffentlicher Raum, der trotz seiner architektonischen Öffnung zum städtischen Umgebungsraum, mittels einer großflächigen Verglasung und der Möglichkeit des ungehinderten

518 Schmitz bezieht sich hier auf: Girgensohn, K. 1921: 302 (Literaturangabe nach Schmitz).

519 Schmitz, H. 1998b: 99.

520 Böhme, G. 1995: 22.

521 Vgl. ebd.

522 Das folgende Beispiel stützt sich auf: Hasse, J. 2000: 153-158 und Hasse, J. 2003.

Zugangs, eine Atmosphäre der Ehrfurcht erscheinen lässt. Der Raum erstreckt sich über eine Grundfläche von 50 mal 50 Metern und wird auf einer Deckenhöhe von 20 Metern überspannt. Ungeachtet dieser realräumlich messbaren Dimensionierung empfindet der Besucher der Empfangshalle Enge und von oben drückende Kälte. Der Raum erhält seine Kontur durch glänzende, hellgraue Säulen, welche die Vertikalität ebenso betonen wie die gläsernen, mit Edelstahl kombinierten Aufzugsröhren. Weiterhin berichtet Hasse von zwei langen, betont langsam laufenden Rolltreppen, die mit gleißenden Leuchtelementen im Wechselspiel mit zahlreichen Glaselementen arrangiert sind.

„Sowohl die minimalistische Wahl der Farben, als auch die Inszenierung gleißenden Leuchtens, die betont langsame, in gewisser Weise stehende Bewegung der auf den Bändern hinauffahrenden Menschen, wie die Anordnung der Rolltreppen im sonst fast leeren Raum weckten diese Assoziationen. Aufgrund seiner Ausmaße, die mit den verschiedensten Mitteln der Gestaltung überhöht wurden, ist die Empfangshalle als Raum einer 'kleinmachenden' und erdrückenden Atmosphäre empfunden worden.“⁵²³

In der architektonisch inszenierten Unbestimmtheit des Raums fühlt man sich „geduldet“ und in klarer Differenz zu den Personen stehend, die als Beschäftigte in diesem „Arrangement der Macht“ alltäglich unterwegs sind und es als integrierenden Ausdruck der „corporate identity“ der Lebensversicherungsgesellschaft anerkennen. Das Raumarrangement, das durch synästhetische Charaktere wie Eindrücke des Gleißenden und Unbestimmten sowie durch Bewegungssuggestionen wie emporschießende Säulen und Glaskuben vermittelt ist, drückt den Besucher in seinem leiblichen Befinden nieder, ohne dass dieses Befinden als eine Stimmung, als „von sich“ seiend gespürt würde.

Über Atmosphären lässt sich schlussfolgern, dass sie räumliche Gefühle sind, die, im Gegensatz zur Stimmung, nicht aus dem „Innen“ des Menschen herrühren, sondern diffus über den Umgebungsraum gebreitet sind, so dass die Menschen beim bloßen Hineintreten durch die bereits angesprochenen

523 Hasse, J. 2000: 157.

synästhetischen Charaktere und Bewegungssuggestionen auf unterschiedliche Weise „in ihren Bann“ gezogen werden können.

6 Methodische Vorgehensweise für die Untersuchung der nicht-visuellen Dimensionen des Städtischen im Frankfurter Ostend und Westend

Ausgangspunkt der empirischen Untersuchung zum olfaktorischen Stadt- raum ist die Überlegung, dass die Gerüche einer Stadt eine fühlbare Beziehung des Individuums zu seinem unmittelbaren Umgebungsraum initiieren, d. h. Atmosphäre transportieren. Diese Beziehungnahme zum Raum basiert auf der Nähe von olfaktorischem Erleben und leiblichem Befinden (vgl. Kap. 4.2). Im Zentrum meiner Fragestellungen stehen damit einerseits das leibliche Befinden der Menschen und andererseits synästhetisch fühlbare, räumliche Atmosphären (vgl. Kap. 5.3). Im Rückgriff auf Methoden der qualitativen Sozialforschung können die fühlbaren Raumbeziehungen sprachlich gefasst und die subjektive, lebensgeschichtlich geprägte Geruchswahrnehmung des Einzelnen einer raumtheoretischen Analyse zugeführt werden.

Mit acht Probanden wurde eine schriftliche Voruntersuchung durchgeführt und im Rahmen von Stadtteilbegehungen im Frankfurter Westend und Ostend zwölf narrative Interviews zu ihrem unmittelbaren Erleben vor Ort geführt (Abb. 3).

<i>Narrative Interviews (Erhebungszeitraum Frühjahr 2001 bis Herbst 2003)</i>								
	Brigitte	Christine	Claudia	Hans	Joachim	Karin	Othmar	Stephanie
Westend I	×		•	×	•	•		
Westend II		•					•	•
Ostend I	•		•		•			
Ostend II		•		•			•	
Alle Namen der Untersuchungspersonen wurden anonymisiert • = Interview vollständig transkribiert und ausgewertet × = Interview vollständig transkribiert und teilweise ausgewertet (Hans wurde im Westend auf einer veränderten Route interviewt)								

Abb. 3 Übersicht über die geführten narrativen Interviews

In beiden Untersuchungsphasen fällt den Probanden das Sprechen über Gerüche nicht leicht, obgleich die sprachlichen Ausdrucksmöglichkeiten zur olfaktorischen Wahrnehmung in der deutschen Sprache durchaus variationsreich sind. Es existiert eine Vielzahl von Geruchsadjektiven. Darüber hinaus sind durch die Nähe von olfaktorischem Erleben und leiblichem Befinden Formulierungen durch synästhetische Charaktere (vgl. Kap. 3.2) möglich, was ein kurzer Blick auf die vom Philologen und Historiker Paul Faure gesammelte Adjektivliste zur Geruchsbeschreibung verdeutlicht:

„[...] *ätherisch, aggressiv, lang anhaltend, flüchtig, unbeständig, aufdringlich, [...], aufreizend, sich beißend, erregend, abstoßend, fein, intensiv, kontrastreich, kräftig, leicht, lieblich, mild, ölig, penetrant, pikant, samtig, sanft, süß, stark, streng, stechend, schwach, schwer, voll, weich, zart. [...] herb, bitter, sauer, scharf, ambrosisch, ekelhaft, würzig, köstlich, animalisch, verschwommen, ineinander übergehend, betäubend, ekelerregend, opiumhaltig, ranzig, tonisch.*“⁵²⁴

Wenngleich ein vielfältiges Vokabular zur Verfügung steht, ist das subjektive, leibliche Befinden ebenso wenig wie die Atmosphären im alltäglichen Sprechen mit festen Bedeutungen verbunden. Im Sprechen pendeln die untersuchten Personen zwischen den Momenten der Zuständlichkeit und Gegenständlichkeit (vgl. Kap. 4.4). Die von mir während der Westend- und Ostendbegehungen geführten Interviews präzisieren die im Alltag ansonsten ungeübte Sprechweise: Aussagen über Gerüche werden dort mittels Umschreibungen, Vergleichen, Assoziationen, Metaphern und Erinnerungssequenzen einem Verständigungsprozess zugänglich macht. Um die nicht-visuellen Dimensionen des Städtischen aus dem Interviewmaterial inhaltsanalytisch herausarbeiten zu können, bedarf es dreier Instrumente zur Datenerhebung und -aufbereitung:

1. Eine schriftliche Voruntersuchung mit drei Aufgaben.
2. Stadtteilbegehungen mit den Probanden im Westend und Ostend, denen ein *Pretest* vorausging. Während der Begehung wurden *narrative Interviews*⁵²⁵ geführt, mitgeschnitten und im Anschluss vollständig transkribiert. Im qualitativ-inhaltsanalytischen Auswertungsverfahren wurden zwölf narrative Interviews detailliert bear-

524 Faure, P. 1993: 12.

525 Vgl. Lamnek, S. 1995: 70-74; vgl. Bohnsack, R. 2000: 106-122; vgl. Flick, U./Kardorff, E. von/Keupp, H./Rosenstiel, L. von/Wolff, S. 1991: 182-185; vgl. Flick, U. 1995: 116-124.

beitet. Zusätzlich flossen Beobachtungen aus weiteren Interviews (*Pretest*) in die Analyse ein.

3. Kartierungen der während der Begehungen thematisierten olfaktorischen Eindrücke inklusive einer Nutzungskartierung.

Da Passagen der schriftlichen Voruntersuchung als auch der narrativen Interviews im Text ausführlich zitiert werden, habe ich davon abgesehen, diese dem Anhang hinzuzufügen.

6.1 Voruntersuchung

Die Untersuchungspersonen wurden einige Zeit vor den Stadtteilbegehungen gebeten, drei Aufgabenstellungen schriftlich zu bearbeiten. Mit Hilfe der verschriftlichten Angaben konnten situativ-spontane Aussagen aus dem Interview mit reflektierten Schriftsequenzen aus der Voruntersuchung⁵²⁶ in Beziehung gesetzt werden, um Bedeutungsdimensionen des Vor-Ort-Gesagten vor diesem Wissenshintergrund zu klären, zu verdichten und zu vereindeutigen. Die Voruntersuchung hat eine evaluierende Funktion, denn es kann herausgearbeitet werden, welche spontanen Eindrücke mit einer Vorerfahrung beziehungsweise Einstellung zum Untersuchungsraum oder -gegenstand korrelieren. Die erste Frage der Voruntersuchung lautet:

„Verfassen Sie bitte jeweils eine schriftliche Beschreibung des Frankfurter Westend und eine des Ostend.“

Mit dieser Frage soll bereits im Vorfeld eine gesteuerte Auseinandersetzung der Personen provoziert werden, um deren Vorerfahrungen und -erwartungen hinsichtlich der Stadtteile einschätzen zu können. Weiterhin war es interessant zu erfahren, inwiefern die Einschätzung des Stadtteils aufgrund eigenen Erlebens vor Ort oder basierend auf der Berichterstattung durch Medien, Reiseführer und kulturgeschichtliche Abhandlungen etc. entstanden ist. Das Ostend erscheint gegenüber dem Westend als vernachlässigter Stadtteil, denn es bleibt Reiseführern meist unerwähnt und wird in der Zeitungsberichterstattung überwiegend als sich wandelnder Industriestandort charakterisiert.

526 Sicherlich ist der Grad an Reflexion in schriftlichen Äußerungen zuweilen fragwürdig, dennoch erfordert der sinnvolle Aufbau eines schriftlich fixierten Textes eine ungleich höhere Aufmerksamkeit für den Argumentationsgang, als dies üblicherweise beim gesprochenen Wort der Fall ist. Im Gegensatz zum Gesprochenen ist der schriftlich fixierte Text weder spontan annotiert noch kann er durch Mimik, Gestik und Betonung, sondern nur durch kohärente Argumentation und logischen Aufbau seine Intention bekunden.

Die individuellen Perspektiven auf die untersuchten Stadtteile sind bereits in kollektive Bedeutungszusammenhänge eingebettet, womit die Aneignung der Stadtteile vor dem Hintergrund medial vermittelter Interpretations- und Deutungsweisen geschieht. Der wahrgenommene städtische Raum kann auf der Grundlage der medial vermittelten Symbolisierungen und auf der des leiblichen Befindens und der gefühlten Identifizierung mit dem Umgebungsraum rekonstruiert werden. Indem in dieser Untersuchung eine Voreinstellung der Personen gegenüber den Stadtteilen ausgelotet wird, kann das situativ vor Ort Erlebte differenziert analysiert, in seiner gesellschaftlichen Konnotation aufgedeckt und darüber hinaus in seiner gleichzeitig identitätsstiftenden individuellen Erlebnisdimension herausgearbeitet werden.

Die zweite Leitfrage der schriftlichen Voruntersuchung lautet:

„Schätzen Sie Ihr Verhältnis zum Geruchssinn ein.“

Die in dieser Aufgabe von den Untersuchungspersonen fixierten Inhalte machen punktuell bereits nachvollziehbar, wie sich die Beurteilung der Atmosphären und Gerüche in den Stadtteilen aufgrund von Voreinstellungen und vorgefassten Meinungen in den Interviewsequenzen niederschlagen.

Aufgabe drei war lediglich als sensibilisierender Geruchstest angelegt, der nicht mit der Absicht der Auswertung konzipiert war.

6.2 Facetten der medialen Aufbereitung einer Stadtteilhistorie

Die Ethnologin Barbara Lang hat in Anlehnung an diskursanalytische Theorien aufgezeigt, wie durch die mediale Repräsentation Berlin-Kreuzbergs nicht nur Vorstellungen von dem Stadtteil geprägt werden, sondern dass von diesem Diskurs gleichzeitig Einfluss auf die soziokulturelle und ökonomische Entwicklung des Berliner Stadtteils ausgeht.⁵²⁷

„Die architektonische Aufwertung und die ökonomische Umnutzung Kreuzbergs wird durch die medial gefertigten Images, Bilder und Repräsentationen weniger beschrieben als vielmehr herbeigeschrieben.“⁵²⁸

527 Vgl. Lang, B. 1998: 53.

528 Ebd.: 89.

Sie weist mit ihrer Untersuchung des sich wandelnden Bildes von Berlin-Kreuzberg nach, dass nicht die intentional handelnden Akteure, sondern Printmedien und Reiseführer die Repräsentation eines Stadtteils prägen.⁵²⁹ Wissen produziert und verbreitet sich vorrangig über konkurrierende Diskursfelder, die in eine hegemoniale Vorstellung über einen Stadtteil einmünden, denn der

„Sinn der Aussage liegt nicht im verborgenen Wesen, sondern in ihrer Dominanz gegenüber anderen denkbaren bzw. realen Formationen. Die Frage lautet: Warum diese – und keine andere Aussage? Was unterscheidet diese von anderen, möglichen Aussagen? Welches Interesse wird damit verbreitet, ohne unbedingt intendiert zu sein?“⁵³⁰

Der städtische Raum konkretisiert sich in seinen Stadtteilen materiell und sinnlich, dabei ist er ein Gegenstand, über den gesprochen wird. Die Frage, worüber gesprochen wird, orientiert sich deshalb an dem in der Kommunikationssituation formulierten Wissen sowie an sprachlich eingeschliffenen Umgangsweisen mit bestimmten Themen.

„Ein Diskurs ist eine Gruppe von Aussagen, die eine Sprechweise zur Verfügung stellen, um über etwas zu sprechen – z. B. eine Art der Repräsentation –, eine besondere Art von Wissen über einen Gegenstand. Wenn innerhalb eines besonderen Diskurses Aussagen über ein Thema getroffen werden, ermöglicht es der Diskurs, das Thema in einer bestimmten Weise zu konstruieren. Er begrenzt ebenfalls die anderen Weisen wie das Thema konstruiert werden kann.“⁵³¹

Durch den Diskurs wird eine spezifische Realität von anonymen Kommunikationsinstanzen, wie Massenmedien, Ratgeber, Gesetzestexte, wissenschaftliche Auseinandersetzungen, Printmedien etc. kommunikativ aufbereitet und verbreitet. Diskursanalytisch inspirierte Analysemodelle richten daher ihr Augenmerk weniger auf tiefer liegende Bedeutungen hinter Aussagen, sondern suchen zunächst nach den Strukturierungen einzelner Themenfelder, die in Printmedien und anderen diskursverbreitenden Instanzen lanciert werden. Die internen Gesetzmäßigkeiten und Stilregeln der Medien sind dabei von besonderem Interesse. Fragen nach der Themenwahl und Akzentuierung,

529 Vgl. ebd.: 81.

530 Ebd.: 82.

531 Hall, S. 1994: 150.

aber auch nach der Platzierung innerhalb des Kommunikationsmediums, beispielsweise als Randnotiz, finden ebenso ihre Beachtung wie sprachliche Stilmittel, Metaphern und Schlüsselbegriffe.⁵³² Die Positionen der am Diskurs Beteiligten sind sehr unterschiedlich, weil ihre Möglichkeiten der Einflussnahme und Bedeutungserzeugung grundsätzlich ungleich sind. Während in einer Tageszeitung nur das Besondere und Dramatische Eingang findet, wird in Reiseführern eher aus einer kulturhistorischen Perspektive der zu beschreibende Stadtteil in seiner „Sehenswürdigkeit“ dargestellt. Weiterhin wird die Besonderheit eines Stadtteils abgrenzend als das Atypische im Vergleich zu anderen Stadtteilen beredet aufgezeigt, so dass er selbstverständlich als reizvoll erscheint. Für das Frankfurter Ostend ist die Situation diesbezüglich eindeutig, denn in aktuellen Reiseführern ist es lediglich mit einigen wenigen Sehenswürdigkeiten abgehandelt. Das Westend hingegen soll auf Spazierroutes als Stadtteil im Gesamten erkundet werden.⁵³³ Für den Diskurs prägend wird das Ostend eher als vernachlässigtes Viertel und das Westend als repräsentativer, zunehmend gentrifizierter Stadtteil mit einer ehemaligen Hausbesetzer-Szene beschrieben.

Es war erforderlich aus zwei Perspektiven den Untersuchungsraum zu beleuchten, um die mit medial repräsentierten Diskursen, Images und Bildern verwebenen persönlichen Einstellungen zum Ostend/Westend und zum Thema städtische Gerüche erfassen zu können. Einerseits gilt es, eine hegemoniale Thematisierungsweise der beiden Stadtteile herauszuarbeiten, welche an eine Stadtteilhistorie anknüpft und von Reiseführern, kulturhistorischen Abhandlungen, Presse etc. umgesetzt wird. Bei dieser medialen Thematisierungsweise zeichnet sich eine historische Entwicklung eines spezifischen Diskurses über die Stadtteile ab.⁵³⁴ In Kapitel 7 widme ich mich der medialen Repräsentation der Stadtteile unter zweierlei Fragestellungen:

1. In welcher Form wurde innerhalb der historischen Entwicklung der Stadtteile auf deren olfaktorische Erscheinung Bezug genommen?
2. Welcher hegemonialen Thematisierung unterliegen die Stadtteile in Reiseführern, Zeitungsberichten, kulturhistorischen Darstellungen?

532 Vgl. Lang, B. 1998: 82f.

533 Vgl. Schomann, H. 2003: 253-264.

534 Meine Vorgehensweise ist keinesfalls mit einer Diskursanalyse zu vergleichen, denn die Darstellung der Stadtteile ist nur selektiv und zeigt keine Genealogie der „Stadtteil-Diskurse“ auf.

Ergänzt wird die Aufarbeitung der medialen Darstellung der Stadtteile durch eine *Textmontage*, welche die im Rahmen der Voruntersuchung verschriftlichten Vorstellungen der Probanden zum Westend/Ostend beinhaltet (vgl. Kap. 7.6–7.7). Dabei werden Aussagen zusammen-*montiert*, die von mehr als einer Untersuchungsperson gemacht werden und thematisch um einen vergleichbaren Komplex kreisen. Die Textmontage aus dem Vorwissen der Probanden ist also keine erschöpfende Wiedergabe dessen, was beim Einzelnen über die jeweiligen Stadtteilen bekannt ist, sondern lediglich eine Zusammenfassung von Gemeinsamkeiten in den schriftlichen Stadtteilbeschreibungen. Aus diesen Montagen kristallisiert sich eine typische Sprech- und Thematisierungsweise des Westends und Ostends heraus.

6.3 Kartierung

Die Daten zu den Gerüchen im Frankfurter Westend und Ostend wurden auf vier Begehungsrouten erhoben (Abb. 4 und 5 – siehe Kap. 8). Dabei schilderten die Interviewten ihre Eindrücke vom durchlaufenen Stadtraum, die ich auf einem Plan des Untersuchungsgebiets eingetragen habe. Als Kartengrundlage diente ein schematisierter Plan, basierend auf der Stadtkarte 1:5000⁵³⁵ unter Berücksichtigung der Hausnummern, Straßennamen, Nutzungen⁵³⁶ und Grünflächen. Die von den Probanden gemachten Angaben zu ihren olfaktorischen Eindrücken sind in der Karte am Ort ihrer Nennung eingetragen worden. Bei diesem Verfahren macht sich dementsprechend das Spezifikum des Mediums *Karte* deutlich bemerkbar. Zum einen ist sie ein visuelles Darstellungsmedium, das genau den realräumlich definierten Raum der visuell erfassbaren Gegenständlichkeiten abbildet,⁵³⁷ zum anderen basiert meine Kartierung auf der realräumlichen Lokalisation und Zuordnung der riechenden Orte und wird damit dem olfaktorischen Phänomen nur

535 Vgl. Stadtvermessungsamt Frankfurt am Main 1999a; vgl. Stadtvermessungsamt Frankfurt am Main 1999b; vgl. Stadtvermessungsamt Frankfurt am Main 1999c; vgl. Stadtvermessungsamt Frankfurt am Main 1999d; vgl. Stadtvermessungsamt Frankfurt am Main 1999e.

536 Die Nutzungskartierung erfasst nur das Erdgeschoss, das erste Obergeschoss und das Kellergeschoss. Diese Einschränkung ist dem Umstand geschuldet, dass einige Gerüche realräumlich eine geringe Reichweite haben. Ein Geruch aus dem ersten Geschoss eines Hauses ist in einigen Fällen noch auf der Straße zu riechen, während Gerüche in höher gelegenen Stockwerken wohl aller Wahrscheinlichkeit nach seltener gerochen werden (Alle Kartierungen sind am Ende dieser Arbeit hinzugefügt).

537 Vgl. hierzu auch die Ausführungen Rodaways (vgl. Rodaway 1994: 64f.).

annäherungsweise gerecht. Gerüche werden nicht nur mikrolokal gerochen, sie sind vielmehr über den Raum verbreitet, wie es ebenfalls für Atmosphären typisch ist. In der Karte konnten sie jedoch nur punktuell am Ort ihrer Nennung aufgenommen werden. Die angefertigte Geruchskarte soll in erster Linie einen Überblick über die Untersuchungsräume geben und gleichzeitig die Variationsbreite städtischer Gerüche visualisieren.

6.4 Vorbereitung und Durchführung der narrativen Interviews

Die vorliegende Untersuchung beleuchtet keine problematische olfaktorische Situation der Stadt, sondern nimmt ihren Ausgang am unmittelbaren, alltäglichen Geruchs- und Raumerleben. Die Begehung des Ost- und Westends ist als 40-minütiger „Spaziergang“ konzipiert, mit der Absicht an die Alltagswahrnehmung der Personen anzuknüpfen, um ein ungewöhnliche Erhebungssituation zu vermeiden, die zu verfremdeten Befunden⁵³⁸ führen könnte. Die Daten vom olfaktorischen Stadtraum wurden in Anlehnung an die Technik des narrativen Interviews erhoben.

„Erzählungen (Geschichten) sind im Alltag ein allgemein vertrautes und gängiges Mittel, um jemandem etwas, das uns selbst betrifft oder das wir erlebt haben, mitzuteilen. Erzählungen sind Ausdruck selbst erlebter Erfahrungen, d. h. wir greifen immer dann auf sie als Mitteilungsmedium zurück, wenn es darum geht, Eigenerlebtes einem anderen nahezubringen.“⁵³⁹

Die „Erzählungen“ bezogen sich zwar immer wieder auf wahrgenommene Gerüche, aber die intuitive Erzähl-Kompetenz der Probanden förderte häufig überraschende Wahrnehmungssituationen zutage. Das narrative Interview geht davon aus, dass der Befragte zu dem im Gespräch benannten Gegenstand kompetent aus eigener Erfahrung etwas zu *erzählen* hat.⁵⁴⁰ Da geruchliche Phänomene im Alltag häufig auftauchen, kann den Interviewten eine grundsätzliche Kompetenz unterstellt werden. Die Interviewten äußerten sich während der Erzählphase am realräumlich-konkreten Ort der Stadtteilbegehung zu einzelnen Gerüchen, sonstigen Eindrücken des Raums (Atmosphä-

538 Vgl. Lamnek, S. 1995: 202.

539 Schütze zitiert nach Bohnsack, R. 2000: 106, Bohnsack bezieht sich auf: Schütze, F. 1987: 77 (Literaturangabe nach Bohnsack).

540 Vgl. Lamnek, S. 1995: 70.

ren etc.) sowie zu ihren Vorstellungen und bisherigen Erfahrungen hinsichtlich olfaktorischer Phänomene. Der eine Erzählung generierende Impuls war also einerseits unmittelbar durch den umgebenden Raum vermittelt, andererseits konkretisierten sich im narrativen Sprechen biographische Momente als identitätsstiftende „Bedeutungsanker“.

Erzählungen unterliegen bereits im alltäglichen Sprechen intuitiv eingeübten, formalen Strukturmerkmalen (Gestaltschließungszwang, Relevanz- und Kondensierungszwang und Detaillierungszwang⁵⁴¹). Im Rahmen der vorliegenden Untersuchung erfolgten die narrativen Interviews größtenteils mit Hilfe von unstrukturierten und halbstrukturierten Fragen und waren, mit Ausnahme der Einleitung und Bilanzierungsphase, nicht leitfadengestützt, um die Situation des alltäglichen „Spazierens“ weitestgehend aufrechtzuerhalten. Diese Vorgehensweise begünstigte die für qualitative Interviews notwendige Offenheit⁵⁴². Durch unstrukturierte Fragen, non-direktive Gesprächsführung (Äußerung von einem „mhm“ bis zum „Echo“ des bereits Gesagten) und nonverbale Gesten habe ich meine Aufmerksamkeit signalisiert und gleichzeitig einen zurückhaltenden Impuls gegeben, das Gesagte detaillierter zu beschreiben. Registrierten die Untersuchungspersonen einen Geruch, haben sie ihn klassifiziert, erläutert und in seiner räumlichen, biographischen Bedeutsamkeit beschrieben. Nach circa 40 Minuten setzte eine Bilanzierungsphase ein. Die Probanden hatten nun die Möglichkeit einer abschließenden Strukturierung des Erlebten und ein resümierendes Urteil über den durchlaufenen Raum abzugeben. Einerseits sollten sie Auskunft darüber geben, inwiefern sich ihr Eindruck vom Stadtteil gewandelt hat und welche Gerüche markant waren. Andererseits sollten sie den Spaziergang mit einem Musikstück und seinen einzelnen Melodien vergleichen.

Diese abschließende Bilanzierungsphase ist für die spätere Datenauswertung von großer Bedeutung, denn sie zeigt, inwiefern die Probanden versuchen, die neuen, im situativen Erleben gewonnenen Eindrücke stimmig in eine resümierende Vorstellung vom Stadtteil zu integrieren.

541 Vgl. Bohnsack, R. 2000: 109.

542 Vgl. Lamnek, S. 1995: 17ff.; vgl. Mayring, P. 1993: 16.

6.5 Datenauswertung mittels qualitativer Inhaltsanalyse

Die narrativen Interviews sind für die weitere inhaltsanalytische Auswertung wörtlich transkribiert⁵⁴³ worden. Das gewonnene Interviewmaterial wurde im Sinne einer strukturierenden qualitativen Inhaltsanalyse⁵⁴⁴ ausgewertet, die auf einer typisierenden Strukturierung⁵⁴⁵ basiert. Jedes einzelne narrative Interview wurde zunächst auf Nennungen olfaktorischer Eindrücke und synästhetischer Charaktere hin untersucht.

Der für die Auswertung narrativer Interviews typische erste Analyseschritt der Trennung von narrativem und nicht-narrativem Textmaterial fördert vorwiegend in den nicht-narrativen Textanteilen eine Vielzahl an einfachen Geruchsnennungen zutage (Abb. 6), die dann in der Kartierung deskriptiv festgehalten, aber aufgrund ihres vereinzelt Auftretens nicht weiter analysiert wurden. Die narrativen Sequenzen hingegen brachten überwiegend detailliertere, semantische Bezüge hervor, die ein Verhältnis zum Raum oder ein biographisches Motiv etc. belegten. Die emotionale Ortsbezogenheit konnte dadurch, in Abhängigkeit von der olfaktorischen Erscheinung des Stadtraums, prägnant herausgearbeitet werden. Die Darstellung der empirischen Befunde orientiert sich ausschließlich an den während der Begehung (enger Text-Kontext⁵⁴⁶) und in der schriftlichen Voruntersuchung (weiter Text-Kontext) gemachten Aussagen und angesprochenen Themenkomplexen.⁵⁴⁷ Die nicht-visuellen Dimensionen der Stadtteile werden in der vorliegenden Arbeit zum einen unter dem Fokus von *Geruchskomplexen* und zum anderen durch *olfaktorisch imprägnierte Atmosphären* beschrieben:

543 Pausen und Versprecher wurden erfasst, aber später aus den Texten entfernt, um die Lesbarkeit zu verbessern. Insgesamt sind die zitierten Interviewsequenzen sprachlich „geglättet“ und im Text durch kursive Schrift und Anführungszeichen hervorgehoben.

544 Vgl. Mayring, P. 1993: 88ff.

545 „Solche 'Typen' müssen nicht immer Personen sein, es können auch typische Merkmale sein, allgemein markante Ausprägungen auf einer Typisierungsdimension.“ (Mayring, P. 1997: 90).

546 Vgl. Mayring, P. 1993: 87.

547 Der Untersuchungsraum wird ausschließlich in seiner Thematisierung durch die Probanden beschrieben.

A) Die *Geruchskomplexe* werden aufgrund der relativen Häufung vergleichbarer Nennungen der Probanden zusammenfassend gebildet.⁵⁴⁸ Der Geruchskomplex *Naturgerüche* ergibt sich beispielsweise über den engen Text-Kontext, in dem Gerüche in Zusammenhang mit Naturvorstellungen oder auch gegenständlichen Repräsentationen von Natur wie Vorgärten angesprochen werden. Den engen Text-Kontext verlassend werden Naturgerüche in einem Zusammenschritt unterschiedlicher Interviewsequenzen konturiert herausgearbeitet. Diese sich aus dem intratextuellen Vergleich des Einzelfalls erschließenden semantischen Bezüge werden dann in einem weiteren Analyseschritt auf die intertextuelle Ebene bezogen. Die Geruchskomplexe werden zum Teil unabhängig von ihrem realräumlichen Erscheinen analysiert, wodurch sich einige generalisierbare Thesen, sowohl zu den städtischen Gerüchen als auch zum olfaktorischen Stadtraum ableiten lassen. Insofern ein Vergleich zwischen Ost- und Westend angestellt wird, lassen sich konkret auf den Stadtteil bezogene Unterschiede in der Thematisierungsweise gleicher Geruchskomplexe aufdecken.

B) *Olfaktorisch imprägnierte Atmosphären* zeichnen sich dadurch aus, dass hier olfaktorische Wahrnehmungen unmittelbar hinsichtlich des konkreten Umgebungsraum thematisiert werden und eine synästhetische, leibliche Resonanz nachvollziehbar wird. Die olfaktorisch imprägnierten Atmosphären sind in den Realraum eingebettet und werden aufgrund ihres hohen narrativen Gehalts phänomenologisch als spürbare Atmosphäre erläutert. In die Auswertung habe ich jedoch wegen des umfangreichen Datenmaterials nur *olfaktorisch* imprägnierte Atmosphären aufgenommen, die von mindestens zwei Personen in vergleichbarer Weise während der Stadtteilbegehung beschrieben worden sind.

Die konkrete Hinwendung zu empirischen Befunden bezüglich des olfaktorischen Stadtraums erfolgt zunächst auf der Basis des Einzel-Interviews durch die Analyse des engen Text-Kontextes. Die Zusammenführung narrativer Textsequenzen aus allen Interviews (intertextuelle Ebene) sowie die konkrete Ausformulierung von Geruchskomplexen (Naturgerüche, Essens- und Gastronomiegerüche, Kosmetik- und Hygienegerüche etc.) ergänzt und kon-

548 Dieser methodische Rückgriff auf die Häufigkeit bestimmter Aussagen ist aufgrund des umfangreichen Datenmaterials erforderlich. Während der gesamten Arbeit hat sich gezeigt, dass der untersuchte städtische Raum die Wahrnehmenden mit zahlreichen Gerüchen und olfaktorisch imprägnierten Atmosphären konfrontiert.

ketisiert darüber hinaus die Darstellung der olfaktorisch imprägnierten Atmosphären.

7 Zur medialen Darstellung des Frankfurter Ostends und Westends

*„Im Oste Frankforts is e Gegend, So's, ach, des ganze Jahr net regent, Kaa Sonn net scheint zu kaane Zeite, –
Der Magistrat dhut des net leide. Und wann der Mond geht uff im Oste,
Verläßt er uff der Stell sein Poste Un drickt in's Westend sich verstohle, –
So hatt's der Magistrat befohle.“⁵⁴⁹*

Die Stadt Frankfurt am Main erschließt sich als facettenreicher Raum für die unterschiedlichsten Raumnutzungs- und Verweilformen den acht Probanden der vorliegenden Arbeit nicht auf dem Wege der vorurteilslosen, wertfreien und unverstellten Wahrnehmung. Vielmehr erschließt sich ihnen die Stadt auf verschiedenen Wegen, von der offiziellen Berichterstattung (Bürgerbriefe, Statistische Jahrbücher etc.) bis hin zu subkulturell verankerten Einschätzungen von Massenmedien und/oder Wohn- und Lebensstilgruppen. Im Folgenden stehen entsprechend zwei Merkmale im Zentrum der Darstellung. Zum einen habe ich die mediale Thematisierungsweisen des olfaktorischen Charakters des Frankfurter West- und Ostends fokussiert, um einen kontextuellen Hintergrund zu den Wahrnehmungserwartungen der Probanden zu evaluieren. Zum anderen habe ich für die Charakterisierung der Stadtteile auf Reiseführer, frankfurtspezifische Literatur wie die Arbeiten von Volker Rödel⁵⁵⁰, Ausstellungskataloge⁵⁵¹ und auch auf die Zeitungsberichterstattung zurückgegriffen, um entsprechend den hegemonialen Diskurs über die Stadtteile zu konturieren. Bereits hier zeigt sich eine große Diskrepanz in der Materialsituation. Das Frankfurter Ostend wird in Reiseführern häufig gar nicht beziehungsweise nur in Randbemerkungen behandelt (mit Ausnahme

549 Friedrich Stoltze zitiert nach Pülm, W. 2003: 84. Wolfgang Pülm zufolge erschien der mit „Stiefkind Ostend“ betitelte Text Stoltzes im Februar 1879 in „Frankfurter Jubiläums Krebbel- und Warme Brödercher-Zeitung“.

550 Vgl. Rödel, V. 1983; vgl. Rödel, V. 1984; vgl. Moos, G. 1998.

551 Vgl. Jüdisches Museum Frankfurt am Main 2000.

des Zoos), das Westend hingegen wird in einigen aktuellen Reiseführern als (ehemaliger) Schauplatz der Auseinandersetzung um innerstädtischen Wohnraumerhalt thematisiert. Zudem gibt es zur stadthistorischen Entwicklung des Westends eine zusammenfassende Darstellung⁵⁵², während die historische Entwicklung des Ostends eher unter dem Fokus *Judentum in Frankfurt am Main* mitthematisiert wird.⁵⁵³

7.1 Zur Auswahl und Abgrenzung der untersuchten Stadtteile

Die Geruchskulturen werden in der vorliegenden Arbeit auf der städtischen „Mesoebene“ innerhalb des Westends und Ostends entlang von vier unterschiedlichen Begehungsrouten (Abb. 4 und 5) untersucht. Die Stadtteile eignen sich aus folgenden Gründen für eine vergleichende Analyse:

1. *Historisch vergleichbare Phase der Stadterweiterung*

Beide Stadtteile entstanden etwa zeitgleich zu Beginn des 19. Jahrhunderts außerhalb der ehemaligen Frankfurter Ummauerung. Die historische Frühphase der beiden geht mit der Sensibilisierung des städtischen Bürgertums für „Geruchsfragen“, mit am Geruch orientierten städtischen Ordnungs- und Regulierungsmaßnahmen und dem Ausbau stadthygienischer Einrichtungen in Frankfurt am Main einher (vgl. Kap. 2).

2. *Starke sozio-kulturelle und ökonomische Unterschiede trotz anfänglich vergleichbaren Entwicklungshintergrunds der Stadtteile*

Obwohl sich zunächst in beiden Stadtteilen großbürgerliche Kulturen herausbildeten, traten sie schnell in sozio-kulturellen Belangen in Konkurrenz zueinander. Ausgelöst durch die einsetzende Industrialisierung geriet das Ostend ins Hintertreffen. Das Westend blieb durch eine restriktive Gewerbeansiedlungspolitik von immissionsintensiven Betrieben weitestgehend verschont und etablierte sich als Wohngebiet des Großbürgertums, während das Ostend sich zu einem Industriestandort entwickelte. Aufgrund der Industrialisierung, starker Bevölkerungszunahme und der Ausgrenzung der im Ostend angesiedelten jüdischen Bevölkerung wurde der Stadtteil stigmatisiert. Beide Stadtteile „verkörpern“ auch aktuell einen städtischen Kontrast, der sich

552 Vgl. Merten, K./Mohr, C. 1974.

553 Z. B. Otto, A. 1998.

ebenfalls in der Presseberichterstattung und in der ökonomischen und touristischen Vermarktung niederschlägt.

7.2 Frankfurter Stadterweiterung im 19. Jahrhundert

Das olfaktorische Erscheinungsbild der Stadt Frankfurt am Main war bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts auch abseits stadthygienischer Erwägungen ein stadtplanerisches Anliegen, das mit einer repräsentativen und ästhetischen Erscheinung städtischer Räume in Zusammenhang gebracht wurde. Es wurde strikt versucht, anhand des Baustatuts von 1809 (ausgearbeitet von Georg Christian Heß) auf den Geruchscharakter der nördlich, westlich und östlich der mittelalterlichen Wallanlagen Frankfurts entstehenden *Außenstadt* Einfluss zu nehmen.⁵⁵⁴ Das *Baustatut für die Stadt Frankfurt und Sachsenhausen vom 11. Juni 1809*⁵⁵⁵ verfügte vorrangig, wie die zuvor als Gärten genutzten Zonen außerhalb der Ummauerung Frankfurts zukünftig gewerblich genutzt werden durften. Wenngleich die Reglementierung durch jenes Baustatut sehr lange die Entwicklung der Frankfurter Außenstadt bestimmte, setzte 1813 mit der kompletten Niederlegung der Befestigungswerke eine Besiedelung außerhalb der Wallanlagen ein.

7.3 Das Frankfurter Ostend – ein Stadtteil im Wandel

Aktuell wird das Ostend als niedergegangener „*Blue collar*-Distrikt“, als zunehmend tertiärisierter Stadtteil für Dienstleistungseliten der IT-Branche und der „Kreativen“, als „Durchfahrtsraum“ mit invasivem Verkehr oder als Ort der „Randexistenzen“⁵⁵⁶ problematisiert. Dieser teils pathologisierende Blick auf das Ostend kann auch aus einer historischen Perspektive nachvollzogen werden. Feuilletonisten fühlen sich angesichts der Vielgestaltigkeit des Ostends zu impressiven Schilderungen veranlasst:

„*Ein Stadtteil zwischen Bordell und Rindswurst-Mekka – es fehlt nur noch ein Bankhochhaus, dann ließe sich die Gegend einem Ortsfrem-*

554 Reglementiert durch das Wallservitut (1807) und das Baustatut (1809) schritt die Stadterweiterung entlang der Ausfallstraßen *Mainzer, Bockenheimer, Eschersheimer, Eckenheimer, Friedberger* und *Hanauer Landstraße* nur langsam voran (vgl. Rödel, V. 1983: 13).

555 Vgl. Rödel, V. 1984: 594f.

556 In den Nachkriegsjahren galten als solche: Obdachlose und Tagelöhner, heute z. B. Drogenkonsumenten.

*den womöglich als mustergültiger Ausschnitt Frankfurts präsentieren. So wenig einzelne Quartiere das Wesen einer ganzen Stadt widerspiegeln mögen, so sehr ist das Ostend dann doch wieder ein nicht ganz untypisches Beispiel für die urbane Entität: Neu neben alt, schön neben hässlich, manchmal obszön, meistens bieder.*⁵⁵⁷

Ist das Ostend in seinen vielfältigen Differenzen also eine Repräsentation Frankfurts im Kleinen? Diese „augenfällige“ Einschätzung täuscht über den in vielen untersuchten Quellen herrschenden Tenor hinweg, dass es sich beim Ostend um einen im gesamtstädtischen Kontext eher vernachlässigten Stadtbereich handelt.

*„Die Beobachtung des Ungleichgewichts zwischen Ost und West in Frankfurt kann man schon im frühen Mittelalter machen, wo gerade über den Römerberg sozusagen ein 'Sozialmeridian' lief, der die großzügig geschnittenen Grundstücke der Patrizier, Kaufleute und Ministerialen im Westen von den kleinen, hoflosen Häusern der Handwerker und Kleinhändler im Osten trennte.*⁵⁵⁸

So sprach der Planungsdezernent der Stadt Frankfurt, Hans Küppers, vor Beginn der Stadterneuerungs- und Sanierungsmaßnahmen 1985 im südlichen Ostend (Bereich der Untersuchungsrouten Ostend I) gar von einem historisch und psychologisch begründbaren Phänomen, dass „der Ostteil zahlreicher Großstädte in aller Welt traditionell weniger Wohnwert besitzt als der Westen“⁵⁵⁹. Entsprechend solle dann auch das Ostend nach Beendigung der Sanierungsmaßnahmen und der *Einfachen Stadterneuerung*⁵⁶⁰ zu einer

557 Marguier, A. 2000: 71.

558 Müller-Raemisch, H.-R. 1996a: 206. Auch in den Jahren danach tauchte dieses Ungleichgewicht immer wieder auf.
 „Die Ostendler, wie sich die Bevölkerung damals nannte, fühlten sich in der Förderung des Wohnungsbaus, beim Straßenbau und der Verkehrsanbindung gegenüber anderen Stadtteilen, vor allem gegenüber dem stark geförderten Nordend und gegenüber Sachsenhausen benachteiligt.“ (Krohn, H. 2000: 18. Krohn bezieht sich mit dieser Einschätzung auf: „Jahresbericht des Ostend-Vereins für das Jahr 1911, Frankfurt 1912“ – Literaturangabe nach Krohn).

559 Frankfurter Nachrichten vom 24. Januar 1985: 9.

560 Das mit Mitteln des 1984 vom Hessischen Innenministerium eröffnete Programm zur *Einfachen Stadterneuerung* „hat zum Ziel, mit mittlerem Aufwand im öffentlichen Bereich und Anstoßwirkung im privaten Bereich die Verbesserung von Gebieten, die einzelne städtebauliche Mängel der Mißstände aufweisen, zu fördern (Maßnahmen 'mittlerer Intensität'). Als maximaler Förderzeitraum gelten 12 Jahre.“ (Magistrat der Stadt Frankfurt am Main/Dezernat Planung, Amt für kommunale Gesamtentwicklung und Stadtplanung 1994:

„Qualitätsbrücke“⁵⁶¹ werden, um sich von seiner ehemaligen Funktion als Standort des produzierenden Gewerbes zu lösen „und langfristig Büros und verwaltungsähnliche Betriebsformen zu beheimaten, die bislang vorrangig im Banken- und Bahnhofsviertel sowie im Westend angesiedelt seien.“⁵⁶²

Seit 1992 fährt eine U-Bahn den Ostbahnhof/*Danziger Platz* an, wobei die *Hanauer Landstraße* bislang lediglich von den Straßenbahnlinien 11, 14 und 12 (ab dem *Ratsweg*-Kreisel) erschlossen wird.⁵⁶³ Die von Küppers angesprochene „Qualitätsbrücke“ ist aktuell noch nicht verwirklicht, denn:

„Das gesamte Gewerbegebiet ist vom zentralen Geschäftsbezirk deutlich getrennt, sei es durch einen rapiden Intensitätsabfall baulicher Nutzung und damit auch in der Wahrnehmung. Denn schon in der östlichen Innenstadt brechen die Cityfunktionen ab [...], und bis zum Ostbahnhof erstreckt sich keine Stadtteilgeschäftsstraße. Denn dafür liegt das südliche Ostend einerseits zu zentrumsnah und hat andererseits ein zu geringes Kundenpotential. Wegen seiner Nachbarschaft zu lärmbelästigenden Gewerbebetrieben mit Erwerbsmöglichkeiten für Gelegenheitsarbeiter (Großmarkthalle, Hafen) ist das südliche Ostend ein altes Durchgangsgebiet mit geringem Wohnwert und wies im Laufe der Jahrzehnte immer wieder Konzentrationen armer, gering integrierter und sozial schwacher Gruppen auf (osteuropäische Juden, Polen als 'displaced persons', Zigeuner, Gastarbeiter, Zuwanderer aus Übersee). Das Image des Ostend hat deshalb sicher dazu beigetragen, dass sich die City nicht in dieser Richtung aus-

5). Als Missstände werden in diesem Abschlussbericht die hohe Fluktuation der Wohnbevölkerung und die wenig ausgeprägte Identifizierung der Bevölkerung mit dem Stadtteil genannt, welche durch Maßnahmen wie Sicherung und Weiterentwicklung der Wohnnutzung und Stabilisierung der sowohl sozialen als auch kleingewerblichen Situation des Quartiers durch Neuordnung und Neunutzung mindergenutzter Flächen ausgeräumt werden sollen (vgl. ebd.: 5).

„Als aufgrund der Finanzlage Ende 1994 die 'einfachen' Verfahren abgeschlossen werden mußten, waren bei diesen Verfahren [*in Bornheim und im Ostend*] – festgestellte Sanierung und einfache Stadterneuerung – bis Ende 1993 immerhin 300 Wohn- und über 20 Gewerbeeinheiten mit 9,3 Mio. DM an Zuschüssen und Darlehen der Stadt und des Landes erneuert worden.“ (Müller-Raemisch, H.-R. 1996b: 330).

561 Frankfurter Nachrichten vom 24. Januar 1985: 9.

562 Ebd.

563 Diskussionen um eine Untertunnelung der *Hanauer Landstraße* und den Bau einer nordmainischen S-Bahn-Strecke sind noch nicht abgeschlossen.

*dehnte, sodass eine Verbindung zur Hanauer Landstraße ausblieb.*⁵⁶⁴

Das Licht, welches der Reiseführer des Vista Point Verlags⁵⁶⁵ auch 14 Jahre nach der Absichtserklärung des Planungsdezernenten Küppers auf das Ostend Frankfurts wirft, ist allerdings charakteristisch für das langlebige Image des Stadtteils und stützt Bodo Freunds Beobachtung. In einem Reiseführer zu Frankfurt schreibt Hannah Glaser:

*„In das Ostend der Stadt wird es Besucher nur versehentlich verschlagen. Einzige Sehenswürdigkeit wäre allenfalls der monumentale Industriecharme der Großmarkthalle, die neben Bergen von rostigem Schredder am Osthafen hockt. Die Schmuddelatmosphäre des Viertels, das kaum eine Infrastruktur, aber viel heruntergekommene Altbauten hat, könnte sich wandeln, wenn die Stadt ihre Pläne realisiert und hinter der Großmarkthalle eine noble Wohnsiedlung baut.*⁵⁶⁶

Auf sehr wenige Aspekte reduziert ebenfalls Lilly Nielitz das Ostend, so wird in ihrem Reiseführer dem Stadtteil keine eigenständige Darstellung gewidmet. Einzig die spärliche Erwähnung unter der Rubrik *Cafés, Bars, Kneipen* besagt: „Das industrielle Ostend ist die neue Hochburg des Subkultur-Nachtlebens – hier wurde die Sperrstunde aufgehoben.“⁵⁶⁷ Im Folgenden soll nun eine eingehendere Darstellung des Ostends den vielfach beschriebenen Eindruck des peripheren Frankfurter Stadtteils in seiner historischen Genese erläutern.

7.3.1 Das Ostend – ein jüdisches Viertel?

In der östlichen *Außenstadt* (östlich der heutigen *Obermainanlage*) wurden von den 1840er- bis in die 1860er-Jahre jenseits der Wallanlagen, entlang ehemaliger Gartenwege (z. B. *Rückertstraße, Hölderlinstraße, Theobaldstraße, Ostendstraße, Umlandstraße*)⁵⁶⁸, großbürgerliche drei- bis viergeschossige Wohnhäuser mit bis zu Achtzimmerwohnungen in spätklassizisti-

564 Freund, B. 2002: 162.

565 Glaser, H. 1999.

566 Ebd.: 20 (Herv. i. Orig.).

567 Nielitz, L. G. 1998: 128.

568 Vgl. Otto, A. 1998: 35

scher Bauweise errichtet.⁵⁶⁹ Von anderen Straßen wie der *Wittelsbacherallee*, *Rhönstraße* und *Bornheimer Landwehr* wird hingegen berichtet, dass dort neben Kleinbetrieben sowie Produktionsstätten eine enge Wohnbebauung vorherrschte und teilweise sechs bis acht Personen Dreizimmerwohnungen nutzen mussten.⁵⁷⁰

Die östliche Außenstadt⁵⁷¹ markiert sowohl in ihrer Entstehungszeit als auch bis in die neuere Zeit einen gravierenden Umbruch der städtischen Daseinsverhältnisse. So begründete die mehrere Jahrhunderte nur im Ghetto tolerierte jüdische Bevölkerung einen neuen Stadtbereich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

„Zur Volkszählung am 3. Dezember 1858 sprach man wieder von Frankfurter '**Quartieren**': A bis O, aber nun auch vom Quartier JQ, dem '**Judenquartier**' (wie es auch bezeichnet wurde)“⁵⁷².

Hier wird deutlich, dass durch die Stigmatisierung „Judenquartier“ als religiös definiertes Viertelsmerkmal die östliche *Außenstadt* als besonderer Ort innerhalb des gesamtstädtischen Kontextes angesehen wurde, sozusagen als wahrnehmbare Lokalisation des Judentums. Zieht man eine Bevölkerungsstatistik für den Zeitraum von 1858 bis 1925 heran, relativiert sich der Eindruck eines jüdischen Viertels, da zum einen die Bevölkerung des Ostends insgesamt sprunghaft stieg, zum anderen der prozentuale Anteil der jüdischen Bevölkerung eher rückläufig war.⁵⁷³ Die stigmatisierende Zuschreibung „Judenquartier“ zeigt meines Erachtens, dass 1858 aufgrund einer bewusst auf Distinktion angelegten Wahrnehmung eines **Ausschnitts** des Ostends auf den ganzen Stadtbereich geschlossen werden sollte. Obwohl heute nur Gedenktafeln und einige wenige Einrichtungen wie das jüdische Altenheim in der *Gagernstraße*, der Bereich um das Museum Judengasse am *Börneplatz* oder das einzige Geschäft für koschere Lebensmittel im Hinterhaus der *Hanauer Landstraße 50* an das jüdische Leben in diesem Stadtbe-

569 Vgl. Magistrat der Stadt Frankfurt am Main/Untere Denkmalschutzbehörde 1986: 231. Diese Wohnhäuser sind z. B. in der *Umlandstraße 57* zum Teil noch heute erhalten.

570 Vgl. Liepach, M. 2000: 2.

571 Zwischen den Jahren von 1870 bis 1884 kommt erst die Bezeichnung Ostend auf (vgl. Mohr, C./Hunscher, M. 1995: 63).

572 Otto, A. 1998: 41 (Herv. i. Orig.).

573 Vgl. die Statistik in: Krohn, H. 2000: 22f.

reich erinnern, hat die jüdische Bevölkerung wesentlich zur Viertelsentwicklung beigetragen.

„Sie [die Juden] errichteten viele soziale Stätten, wie das Rothschild-sche Hospital oder das Kinderkrankenhaus in der Gagernstraße.“⁵⁷⁴

Mit der seit den 1870er-Jahren einsetzenden Industrialisierung entsteht infolge des Zuzugs von Bevölkerungsteilen aus ländlichen Teilen Süddeutschlands und Hessens, aber auch von Juden aus dem osteuropäischen Ausland, eine enorme Wohnungsknappheit.

„Die Zuwanderer kamen im Allgemeinen aus konservativen jüdischen Gemeinden und suchten den Zusammenhang in der jüdischen Gemeinschaft. Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts kamen auch zunehmend Juden aus Polen und Russland nach Frankfurt. Auf der Flucht vor den Pogromen fanden viele der sogenannten Ostjuden in den neuen Industriebetrieben und in den kleineren Produktionsstätten im Ostend Arbeit. So wurde das Ostend zu einem Stadtteil der Zu- und Durchwanderer.“⁵⁷⁵

Ende des 19. Jahrhunderts konnte, obgleich einige kleinere Handwerks- und Gewerbebetriebe in den Hinterhöfen existierten, noch nicht die Rede von einem Industrieviertel sein. Vielmehr wohnten im westlichen Ostend und entlang der Alleen wie der *Luxemburger Allee* das mittlere bis gehobene Bürgertum. Als wichtigen Indikator für die soziale Struktur des Viertels führt Helga Krohn die durchschnittliche Zahl von Dienstboten an. So sollen ihrer Recherche nach, in jedem dritten Haushalt im Ostend und in jedem zweiten Haushalt im Westend Dienstboten beschäftigt gewesen sein.⁵⁷⁶ Das nordöstliche und östliche Ostend dagegen bewohnten eher Beschäftigte mit geringem Einkommen und Arbeiter. Eine signifikante Ausnahme bildete lediglich der nördliche *Röderbergweg*, der in seinen Eigentümlichkeiten innerhalb des Stadtteils, mit olfaktorischen Bezügen garniert, beschrieben wird:

574 Frankfurter Rundschau vom 25. März 1987: 10.

575 Liepach, M. 2000: 3. Liepach verweist auf den ausführlichen Beitrag von Ernst Benz zum Thema Ostjuden in Frankfurt, der ebenfalls im Ausstellungskatalog „Ostend – Blick in ein jüdisches Viertel“ enthalten ist.

576 Vgl. Krohn, H. 2000: 17. Krohn beruft sich auf die Beiträge zur Statistik der Stadt Frankfurt und den darin veröffentlichten Statistiken aus den Jahren 1880 – 1898 (Literaturangabe nach Krohn).

„Oben am Röderbergweg indes wehte seit jeher ein anderer Wind, eher parfümiert, nicht schweißgetränkt: Das Gründerzeitviertel rund um die Rhönstraße, mit gediegenen Villen überm Ostpark, ist das heimliche 'Westend' im Ostend.“⁵⁷⁷

Die Großstadtplanung in Gestalt des 1909/10 unter Oberbürgermeister Adickes aufgestellten Generalbebauungsplans machte das Ostend im Zuge des Osthafenbaus (Einweihung 1912) zu einem Zentrum der Industrie.

„Das neu entstehende Ostend und die anderen nordöstlichen Stadtteile, die sich um alte Dorfkerne herum entwickelten, schoben sich im Zuge der stärker werdenden Industrialisierung (Osthafenbau) und durch die sich den Fabriken zuordnenden Wohnquartieren immer weiter nach Osten vor. So wurde das Ostend im Zuge der Entwicklung neuer Strukturen zu einem starken Zentrum der aufblühenden Frankfurter Arbeiterbewegung, an der zahlreiche der dort lebenden Frankfurter Juden als Arbeiter, Handwerker und Intellektuelle intensiv beteiligt waren.“⁵⁷⁸

Die Umwandlung zu einem Industriestandort wurde durch den Bau der Großmarkthalle (1926 – 1928) forciert. Zwischen „Hafenbahn“ und *Sonnenmannstraße* wurde eine herausragende, von zwei 46 Meter hohen Kühl- und Bürotürmen flankierte, 220 mal 50 Meter lange Halle im Stil des *Neuen Bauens* errichtet. Eine, nicht nur für das Ostend, grausame Bedeutung erlangte dieser Bau in den Jahren 1941 bis 1944 als Deportationsbahnhof für die jüdische Bevölkerung.

Das Ostend wurde wie viele andere Stadtteile im Zweiten Weltkrieg durch Bombenangriffe zerstört. In der Berichterstattung der Nachkriegsjahre häuften sich die Berichte über den vernachlässigten und „verwahrlosten“ Zustand des Viertels. So problematisierte die Lokalpresse vor allem den damaligen Zustand im Ostbahnhofbereich, wo man sich angesichts zerbombter Häuser, einer Obdachlosenschlafstelle (im Bunker am Ostbahnhof) und dem „Typ des Gelegenheitsarbeiters, der in den Tag hineinlebt, ohne sich Gedanken über den nächsten zu machen“⁵⁷⁹ mit der Frage konfrontiert sehen sollte, ob

577 Reuning-Daniel, I. 1996: 12.

578 Halberstadt, H./Engelhardt, J. 1987: 232.

579 Appel, R. H. 1957: 7.

„der Osten Frankfurts zum 'Verbrecherviertel' der Stadt geworden“⁵⁸⁰ sei. Zum krisenhaften Image des Stadtviertels und seiner Bevölkerung hat mit großer Wahrscheinlichkeit die Presseberichterstattung der ersten Nachkriegsjahre mitbeigetragen; so heißt es z. B. in der Berichterstattung über eine Jugendgerichtsverhandlung:

*„Dieser Vater hatte seinen Sohn aus einem der Trümmerkeller herausgeholt, wo er ihn in Gesellschaft bärtiger, zerlumpter Vagabunden angetroffen hatte, die dort ihre Einnahmen aus der Großmarkthalle regelmäßig in Alkohol umzusetzen pflegen. Bei diesen Leuten, die tagsüber mit Lebensmitteln, Obst in den Ständen der Großmarkthalle in Berührung kommen, kann jede ansteckungsfähige Krankheit festgestellt werden, von der Krätze bis zur Lues. Diese Frankfurter Vagabunden stellen bereits einen sozialen Typ dar, wie es ihn in der äußeren Erscheinung mit den sogenannten Clochards in Paris gibt. Der Unterschied ist aber, daß die Pariser Clochards, die unter den Seinebrücken auf Zeitungspapier übernachten, die man im Angesicht des Pantheons mitten am Tag schlafend auf den Entlüftungsschächten der 'Metro' antreffen kann, von den Parisern und der Polizei nachsichtig geduldet werden, weil sie irgendwie zu der Riesenstadt gehören, in ihrer Mehrzahl keine Kriminellen sind, während die Frankfurter Vagabunden des Ostends fast ausnahmslos kriminell sind. In diesem Trümmerkellerkreisen werden Bluttaten ausgeheckt.“*⁵⁸¹

Der in diesen Berichten stets erwähnte bauliche Zustand war bis weit in die 1990er-Jahre immer wieder Thema der Berichterstattung und auch des stadtplanerischen Interesses. Ab Mitte der 1980er-Jahre wurde versucht, mit Fördermitteln zur *Einfachen Stadterneuerung* und Sanierungsmaßnahmen (Mainuferbereich und südwestliches Ostend) dem Stadtteil ein neues Erscheinungsbild zu geben.

7.3.2 *Das Ostend als Gewerbestandort*

Obwohl das Ostend heute häufig als niedergegangener Industriestandort dargestellt wird („Das Ostend streift den Blaumann ab“⁵⁸²), war dort bis Ende des 19. Jahrhunderts die Industrie unterrepräsentiert.

580 Ebd.

581 Frankfurter Neue Presse vom 25. April 1959: O. S. (Herv. i. Orig.).

582 Reuning-Daniel, I. 1996: 12.

„In anderen deutschen Staaten entwickelte sich schon nach 1800, in Preußen 1810, ein leistungsfähiges Gewerbe. Seit 1824 war es zwar gestattet, in Frankfurt Fabriken zu errichten, aber nur mit der Einschränkung, daß die Erwerbszweige des Handwerks nicht beeinträchtigt würden. [...] Industrieunternehmen, die Frankfurt als Standort wählen wollten, wurden in die benachbarten Orte abgedrängt. So ließen sich zahlreiche Unternehmer in Offenbach nieder, wo die Gewerbefreiheit durch die Isenburger gewährleistet war.“⁵⁸³

Der Stadtteil verfügte zwar seit 1848 über einen Eisenbahnanschluss, dennoch initiierte dies keine Impulse für dessen weitreichendere Industrialisierung, was insbesondere in der restriktiven Gewerbepolitik bis 1864⁵⁸⁴ sowie der zünftlerischen Gewerbeorganisation begründet war.⁵⁸⁵

„Ohne Einfluß blieb auf Frankfurt die Epoche der Frühindustrialisierung; die Grundlage bildeten immer noch die Fernhandels- und Kommissionsgeschäfte der alteingesessenen Handelshäuser und das Geschäft mit Staatsanleihen, das in den Händen von Privatbankiers lag.“⁵⁸⁶

Mit dem Bau der Eisenbahn in Frankfurt hatte man bereits 1839 begonnen, wobei Bahnhöfe nur außerhalb des Anlagenrings eröffnet wurden. Eine wichtiger werdende Verbindung für Frankfurt war die seit 1859 von den westlichen Bahnhöfen entlang des Mainufers zum „Hanauer Bahnhof“⁵⁸⁷ führende „Hafenbahn“. Der östliche Teil Frankfurts war schon in den 1850er-Jahren an das Eisenbahnnetz angeschlossen, aber nur im Bereich der *Obermainstraße*, wo sich 1845 wegen der erwähnten Bestimmungen des Baustatuts von 1809 die so genannte englische Gasfabrik der *Imperial Con-*

583 Schramm, M. 1971: 18.

584 Ab 1864 trägt die neue Gewerbefreiheit den veränderten Verhältnissen in Handwerk und Gewerbe Rechnung. Darüber hinaus führt Schramm einen weiteren Grund an: „Erst die Befürchtung, daß sich noch mehr Industriebetriebe und damit auch Kapital vor den Toren der Stadt ansiedeln könnten, veranlaßte den Rat, neuen Gesuchen stattzugeben.“ (vgl. ebd.: 19).

585 Vgl. Rödel, V. 1983: 13.

586 Ebd.

587 Dieser Kopfbahnhof von 1847 lag an der heutigen *Zobelstraße* und wurde 1912 zugunsten des Durchgangsbahnhofes am *Danziger Platz* (Ostbahnhof) abgerissen. Der im Zweiten Weltkrieg zerstörte Ostbahnhof wurde wiederum 1961 durch einen Neubau der Deutschen Bundesbahn ersetzt und erregt seitdem immer wieder das Interesse an der Umorganisation des gesamten Bahnbetriebs im Frankfurter Osten.

tinental Gas Association niedergelassen hatte⁵⁸⁸. Rödel weist in seiner Arbeit über die Frankfurter Fabrikarchitektur darauf hin, dass noch gegen Ende der 1850er-Jahre alle Anträge auf fabrikähnliche Nutzungen sehr genau geprüft wurden, da man unangenehme Erfahrungen mit den Immissionen schon vorhandener Großbetriebe gemacht hatte, „wobei unangenehme Gerüche eher als Verweigerungsgrund dienten als die Beeinträchtigung durch Lärm.“⁵⁸⁹

Ein zusätzlicher Grund für die verspätet einsetzende Industrieansiedlung in Frankfurt ist im Rohstoffmangel der Stadt zu sehen. Dank der verkehrstechnischen Infrastruktur und der kapitalkräftigen Banken und Handelshäuser konnte dieser Standortnachteil wettgemacht werden.⁵⁹⁰ Im Kontext der Eingliederung Frankfurts in den preußischen Staat (1866) bemerkt Heiner Halberstadt, dass gerade die Verlegung einiger Hauptsitze von Finanzinstitutionen nach Berlin einen entscheidenden Impuls zur Industrieansiedlung in Frankfurt gegeben hat.

„Jetzt ließ man der Industrialisierung im Westen und Nordosten der Stadt freien Lauf. Während z. B. 1849 in Frankfurt nur 6 Betriebe mit Dampfmaschinen arbeiteten, waren es 1875 immerhin schon 196 und 1905 dann 650. 1885 gab es in Frankfurt rd. 45.000 Industriearbeiter.“

Der Mainzer Landstraße nach Westen und der Hanauer Landstraße nach Osten folgend, entstanden in rascher Folge vor allem Weiterverarbeitungsindustrien: Maschinenbau, Chemie, Elektrotechnik, Lederverarbeitung, Schrift- und Drucktechnik.“⁵⁹¹

Neben dem Mischgebiet aus Wohnhäusern und Fabriken in Hinterhöfen, besonders um den ersten Abschnitt der *Hanauer Landstraße* herum, existierte eine weitere Industriezone im nordöstlichen Ostend. An der heutigen *Wittelsbacherallee* siedelte sich die Schleifmittelhandlung und -fabrik Naxos-Union an und 1881 errichtete die Parfüm- und Seifenfirma J. G.

588 Hier wurde Steinkohlegas für die seit 1845 installierte Straßenbeleuchtung der Frankfurter Innenstadt produziert (vgl. Stadt Frankfurt am Main/Dezernat Planung, Stadtplanungsamt 2002: O. S).

589 Rödel, V. 1984: 23.

590 Vgl. Mergen, S. 2000: 145.

591 Halberstadt, H. 1987: 237.

Mouson & Cie.⁵⁹² in der *Waldschmidtstraße* das erste Frankfurter Hochhaus.⁵⁹³ Nachdem der Warenumsatz in Frankfurt zu Beginn des 20. Jahrhunderts immer stärker zunahm, sollte der erst 1886 fertiggestellte Westhafen, welcher sich schnell in seiner Kapazität als zu gering erwies, durch einen geplanten Osthafen erweitert werden. Der Bau des Osthafens⁵⁹⁴ löste einen erheblichen Zuzug von Unternehmen aus, die den gut erschlossenen Osthafenbereich für ihre Produktionsinteressen nutzen wollten. Zu diesen Unternehmen gehörten die Siemens AG, das Fahrradwerk der Torpedowerke und das Frankfurter Brauhaus an der *Hanauer Landstraße*.⁵⁹⁵

„Neben den vorzüglichen Wohngegenden am Tiergarten und den grünen Spazierwegen am Röderbergweg prägten auch die rauchenden Schornsteine an der Hanauer Landstraße und die Hebekräne am Mainufer das Bild des Ostends. In diesem Teil des Viertels stand weniger Leben und Wohnen, als vielmehr die alltägliche Arbeit im Vordergrund. In ihren Ursprüngen war diese Arbeitswelt mit der Entstehung des Wohnviertels Ostend verbunden. Die vielen kleinen Gewerbebetriebe in den Hinterhöfen hatten Arbeit und Freizeit an einem Ort konzentriert. Erst der Ausbau reiner Industrieviertel am Rand des Ostends schuf arbeitsweltlich geprägte Bereiche, die nach Feierabend zum Leben im Viertel nichts mehr bringen.“⁵⁹⁶

Die wachsende Industrialisierung führte zu einem erhöhten Arbeitskräftebedarf, so dass die Bevölkerung Frankfurts in den Jahren von 1885 bis 1910 von rund 154.000 auf 414.000 Einwohnern anstieg.⁵⁹⁷ Die *Hanauer Landstraße* wurde im Zuge des Osthafenausbaus zur Hauptverteilerstraße, was die Errichtung der Großmarkthalle an der *Sonnemannstraße* (1928) noch verstärkte. Mit der „Hafenbahn“ und den Gleisen der Reichsbahn im unmittel-

592 Mit dem Verkauf der Fabrik im Jahr 1972 ging die Geschichte des Familienunternehmens ihrem Ende entgegen (vgl. Nordmeyer, H. 1999: 14f). Nachdem zunächst die Gebäude verfielen, wurde der Mouson-Turm 1988 zu einem Kulturzentrum umgewandelt und auf dem angrenzenden ehemaligen Firmengelände ein Seniorenstift errichtet, welches im Bereich der Begehungsrouten Ostend II der vorliegenden Arbeit liegt.

593 Vgl. Mergen, S. 2000: 145.

594 Die Einweihung des Unterhafens im Osthafen erfolgte 1912 (vgl. Schrey, M. 1992: 131).

595 Der Betrieb der Siemens AG wurde Anfang der 1980er-Jahre geschlossen und nach Frankfurt-Fechenheim verlegt (vgl. Theißen, J. T. 1988: 37).

596 Mergen, S. 2000: 144.

597 Vgl. Halberstadt, H. 1987: 237.

baren Bereich der Großmarkthalle war eine Vernetzung von Schiffs-, Bahn- und Straßenverkehr möglich.

Mit der in den 1960er-Jahren einsetzenden Verlagerung des Gütertransports vom Schiffs- auf den Schienenverkehr und verstärkt auch auf die Straße, wurde der gesamte Zufahrtbereich zur Großmarkthalle stark belastet.

„Nach dem sog. Wirtschaftsboom im Nachkriegs-Deutschland begann hier [im östlichen Ostend an der Hanauer Landstraße] erst langsam, dann aber mit immer größerem Tempo ab Mitte der sechziger Jahre ein wirtschaftlicher Niedergang der Industrie und Gewerbebetriebe. Allein die Schließung und der nachfolgende Abbruch (Anfang 1970) der Werkshallen der Firma Fries und Söhne und von Siemens (vorm. Voigt und Häffner) vernichtete mehrere tausend Arbeitsplätze. Während im Stadtzentrum die Hochhäuser der Banken und der privaten Dienstleistungswirtschaft immer zahlreicher und höher emporschossen, vernachlässigte die kommunale Wirtschaftspolitik durch ausbleibende Infrastrukturmaßnahmen, die der technologischen Weiterentwicklung hätten Rechnung tragen müssen, das östliche Industrie-siedlungsareal immer mehr.“⁵⁹⁸

Trotz des starken Rückgangs von Arbeitsplätzen im industriellen Bereich, attestierte die Industrie- und Handelskammer noch im Jahre 1991, dass es eine erhebliche Nachfrage nach Gewerbeflächen im Ostend gäbe.

„Dieser zusätzliche Flächenbedarf ist im wesentlichen eine Folge des Strukturwandels in der Wirtschaft, vor allem auch in der Industrie, der im allgemeinen mit der 'zunehmenden Tertiärisierung' beschrieben wird. Sogenannte 'Blaumann-Arbeitsplätze', deren Existenz für eine Stadt wie Frankfurt auch wichtig ist und bleibt, werden durch solche in Forschung und Entwicklung, Planung, Beratung, Service u. a. dispositiven Bereiche ersetzt. Damit steigen auch die Qualifikationsanforderungen an die Beschäftigten. Als Folge davon erhalten die sogenannten weichen Standortfaktoren wie Image und Erscheinungsbild der Unternehmen und deren Umfeld sowie die Einbindung in Grün- und Freiflächen einen höheren Stellenwert.“⁵⁹⁹

Daher ist, seit der Umzug der Europäischen Zentralbank (EZB) auf das Großmarkthallengelände beschlossen ist, „der Stadtteil ins Blickfeld der

598 Halberstadt, H./Engelhardt, J. 1987: 239.

599 IHK Frankfurt am Main Mitteilungen vom 01. April 1991: 5.

Immobilienbranche gerückt.⁶⁰⁰ Eine derartige Entwicklung wäre wohl vor einigen Jahren noch undenkbar gewesen, denn das „Gesicht des Stadtteils prägten im wesentlichen die Industriebetriebe am Osthafen und die Großmarkthalle entlang der Hanauer Landstraße, einer beinahe endlos wirkenden Ausfallstraße.“⁶⁰¹ Diese neue Option für den Stadtteil hat auch die Interessengemeinschaft Eastside, ein Zusammenschluss von Immobilienkaufleuten im Ostend, erkannt und versucht nun, sich mit einer gemeinsamen Vermarktung ihrer Immobilienprojekte in Szene zu setzen.⁶⁰² Nahe dem Ostbahnhof stehen in der *Hanauer Landstraße* noch alte Kontorhäuser und repräsentative Fabrikbauten, die mittlerweile in Büros umgewandelt wurden. Dem Straßenverlauf der *Hanauer Landstraße* nach Osten folgend, löst sich die Randbebauung zunehmend auf; der Grundstückszuschnitt vergrößert sich insgesamt und automobilbezogene Geschäfte nehmen auffallend zu.⁶⁰³ Die heutige *Hanauer Landstraße* mit ihren „show rooms“ der Automobilhändler, restaurierten Industriebauten, Bürolofts der Werbebranche, gehobenen Nachtclubs und ihren trendigen bis trashigen Szene- und Undergroundlokalitäten (z. B. Unity, Vinylbar, King Kamehameha etc.) versinnbildlicht die Umwandlung des Ostends in ein Gebiet mit vorwiegend tertiärer Nutzung und entsprechend „weichen Standortfaktoren“. Der Ausbau der *Weseler Werft*, die Bodensanierung der nördlichen Mainuferseite auf dem Gelände der ehemaligen „Englischen Gasfabrik“ sowie die anschließende Bebauung mit so genannten Punkthäusern⁶⁰⁴ sind eindeutiger Ausdruck dieser standortfaktorbezogenen Aufwertung des Ostends. Der 2002 beschlossene Umzug der EZB auf das Großmarkthallengelände, der Wegzug des international renommierten Werbebüros Saatchi & Saatchi aus dem Westend in die *Uh-*

600 Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 04. Januar 2002: O. S.

601 Ebd.

602 Vgl. <http://www.eastside-frankfurt.de> (08.07.2004).

603 Vgl. Freund, B. 2002: 161.

604 Gerade im Uferbereich werden einige Neubauprojekte verwirklicht: Der Terminus des Punkthauses fordert geradezu zu einer sprachkritischen Betrachtung des stadtplanerischen Vokabulars heraus. Was hier als Punkthaus bezeichnet wird, ist die versprachlichte Visualität des Planungsgedankens, denn die „Punktförmigkeit“ des Punkthauses, erscheint nur derjenigen, die von oben auf den zu planenden Bereich blickt. Als Versprachlichung der Perspektive des Stadtplaners *auf den Plan*, ist das Punkthaus wohl die euphemistische Umschreibung für ein Hochhaus, das für wohlhabendere Bevölkerungsgruppen wieder „salonfähig“ gemacht werden soll (vgl. zu diesen Formen von Macht- und Sprachspielen: Lang, B. 2000).

landstraße 2 sowie die aus dem Nordend zugezogene Bankakademie gehen sicherlich nicht nur mit baulichen Veränderungen einher, sondern zeigen einen tiefgreifenden Strukturwandel des Ostends auf.

7.4 Das Frankfurter Westend – zwischen Repräsentationsbedürfnis und Wohnraumzweckentfremdung

Das prominente Bild des Frankfurter Westends unterscheidet sich auf zweierlei Arten fundamental von dem des Ostends. Einerseits ist die inhaltliche Berichterstattung über das Westend in Reiseführern und der Tagespresse grundsätzlich anders, andererseits wird das Westend in nahezu allen Abhandlungen über Frankfurt ausführlicher als das Ostend beschrieben. Gerade Reiseführer stellen die Sehenswürdigkeiten des Westends wie den Palmengarten, das I.G.-Farben-Gebäude⁶⁰⁵, den Grüneburgpark, Rothschildpark oder die Westendsynagoge besonders vor.⁶⁰⁶ Zum Teil gibt es Vorschläge für Ausflugsrouten, die durch das Westend führen und neben den großbürgerlichen Gründerzeitbauten auch die Zeit des Kampfs um Wohnraumerhalt in den 1970er-Jahren an betroffenen Gebäuden erläutern.⁶⁰⁷ Insgesamt wird so ein Bild des Stadtviertels entworfen, das die großbürgerliche, gründerzeitliche Architektur und die durch die Tertiarisierung bedingte, sozialräumliche Veränderung ab den 1960er-Jahren in den Fokus rückt.

„Frankfurt-Bankfurt-Krankfurt-Mainhattan: In dieser Reihenfolge wurde im Franfurter Westend Stein für Stein Geschichte preisgegeben, zerstört, in spiegelnden Fassaden die Allgewalt des Kapitals zementiert, wurden Bewohner bedrängt, schikaniert, bedroht, vertrieben. Spitzhacke, Ramme und Abrißbirne, Bagger, Kran, Stahl und Beton waren die Instrumente der Stadtzerstörung, die parteiübergreifend mit dem sozialdemokratischen Planungsdezernenten Kampffmeyer an der Spitze mit Stadtplanung verwechselt wurde. Nachdem in den fünfziger Jahren die Ordnungsprinzipien ideologisch

605 Es handelt sich um ein von Hans Poelzig entworfenes 250 langes und 30 Meter breites Gebäude, das vor und während des Zweiten Weltkriegs der Firmensitz der 1925 zusammengeschlossenen chemischen Industriebetriebe Bayer, BASF, Agfa und Hoechst war.

606 Vgl. Nielitz, L. G. 1998; vgl. Sievers, A. 1991; vgl. Glaser, H. 1999; vgl. Steen, M. 1987.

607 Vgl. Steen, M. 1987.

*eingeeübt waren, schritt man in den sechziger Jahren zur Tat. Frankfurt machte Ordnung in der Großstadt.*⁶⁰⁸

Die angestrebte Erweiterung der City in das Westend ist aktuell so weit fortgeschritten, dass die Berichterstattung in der Tagespresse und die Reiseführer-Literatur häufig auf die hierdurch verursachte enorme Transformation des ehemaligen Wohnviertels Bezug nehmen. Dabei geht es nicht ausschließlich um die Umwandlung des Westends in ein Viertel mit ausgeprägter Büronutzung, sondern darum, dass das Stadtviertel durch diese alltägliche Arbeitssituation einen „anderen Rhythmus“ erhält, denn

*„Botschaften, Anwaltskanzleien und Unternehmen gehören heute zu den Hauptmietern, was dazu führt, daß die Straßen tagsüber vom Büro-rhythmus bestimmt werden und das Viertel abends ausgestorben ist.*⁶⁰⁹

Der Internetauftritt der Stadt Frankfurt am Main umreißt schon zu Beginn der Westend-Präsentation ein dichtes atmosphärisches Bild des Viertels, das sehr eindringlich ist, weil der beschriebene Eindruck mit einem olfaktorischen Hinweis auf den zelebrierten Lebensstil der Stadtteilnutzer unterlegt ist.

*„Hier atmet die Stadt den Duft der Reichen und Schönen, hier lassen sich die opulentesten Gründerzeitfassaden von Frankfurts Sonne bescheinen. Wohlhabende Frankfurter bauten sich hier Mitte des 19. Jahrhunderts großzügige Domizile, deren Wohnqualität heutige Singles geradezu magisch anzieht. Das Westend, zu Fuße der Bankentürme, ist Frankfurts 'Single-Hochburg' und Frankfurts 'Geldmaschine' in einem.*⁶¹⁰

Zum einen klingt hier eine lebensstilspezifische Atmosphäre an, zum anderen wird auf die tiefgreifende Transformation des Westends hingewiesen, die realräumliche Auswirkungen in Form von Architektur (Gründerzeitfassaden, Bankentürme) und sozialräumlichen Phänomenen („Single-Hochburg“) hat. Ein kurzer historischer Überblick über die Genese des Stadtviertels erläutert den Hintergrund dieses bislang nur knapp umrissenen Bildes.

608 Ebd.: 171.

609 Nielitz, L. G. 1998: 101.

610 <http://www.frankfurt.de/sis/Stadtporrait.html> (18.06.03).

7.4.1 *Das Frankfurter Westend als städtisches Gartenvorland*

Ebenso wie das Frankfurter Ostend geht auch die Entstehung des Frankfurter Westends auf die Niederlegung der die Stadt beengenden Wallanlagen zurück.⁶¹¹ Jedoch setzte schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts eine Entwicklung ein, die das spätere Erscheinungsbild des Westends wesentlich prägte. Dieser Bereich war zunächst ein Feld- und Gartenvorland zwischen Frankfurt und dem westlich gelegenen Bockenheim.⁶¹² Seit Mitte des 18. Jahrhunderts bildeten sich außerhalb des barocken Bastionssystems drei westlich gelegene, voneinander isolierte Bezirke: Entlang dieser strahlenförmig ausgreifenden Chausseen⁶¹³ nach Mainz, nach Bockenheim und nach Eschersheim entstanden erste kleine Ansammlungen von Gebäuden.

„Die von jeher vorhandenen Feldwege [zwischen den Chausseen] wurden allmählich zu Straßen, so daß die Hauptstränge des heutigen Straßennetzes im Frankfurter Westend bereits im 18. Jahrhundert gegeben waren. Erforderte die landschaftliche Situation am Mainufer die strikte Reihung der Gärten und Landhäuser, so sprossen an den Chausseen und Wällen vor dem Bockenheimer Tor die Gärten und Häuser einigermassen regelmäßig hervor. Da Gelände zunächst reichlich vorhanden war, dehnten sich die einzelnen Grundstücke oft weit aus, und die Häuser verschwanden im Grün ihrer Gärten, ohne sich gegenseitig recht wahrzunehmen“⁶¹⁴.

Während vor dem Bockenheimer Tor, in den Gärten entlang der Bockenheimer Chaussee, zunächst einfache zweigeschossige Gebäude standen, waren an den Feldwegen zwischen den Chausseen nur Gartenhäuser und -hütten angelegt worden, die dem Bezirk, im Gegensatz zu denjenigen am Main, den Eindruck einer regellosen Bebauung verliehen. Die Baumbepflanzung der Chaussee zwischen dem Bockenheimer Tor und der heutigen *Wiesenu* von 1770 drückt nach Rödel ein erstes Interesse der Stadt für eine städtebauliche Ordnung aus.⁶¹⁵ Ab diesem Zeitpunkt bauten entlang der Bockenheimer Chaussee besonders die Bevölkerungsgruppen, die zwar große wirtschaftliche Bedeutung innerhalb Frankfurts hatten, aber aufgrund ihrer

611 Vgl. Magistrat der Stadt Frankfurt am Main/Untere Denkmalschutzbehörde 1986: 82.

612 Vgl. Projektgruppe Westend 1998: 159.

613 Vgl. ebd.: 82.

614 Merten, K./Mohr, C. 1974: 11.

615 Vgl. Rödel, V. 1984: 36.

Herkunft oder religiösen Anschauung (Reformierte, Juden) das Bürgerrecht nicht erwerben konnten.⁶¹⁶ So etablierte sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts

„eine auf Repräsentation bedachte großbürgerliche Land- und Gartenhauskultur [...], die dann im 19. Jahrhundert dem Frankfurter Westend das Gepräge gab, das es bis in unsere Tage hinein behielt. Den biedereren spätbarocken Gartenhäusern wurden nun in den neunziger Jahren Bauten ganz anderer Art zur Seite gestellt: Relativ weitläufig dimensionierte kubische Paläste in der Art des zuvor in Frankfurt tätig gewesenen Frühklassizisten Nicolas de Pigage entstanden nun“⁶¹⁷.

War die Bebauung gegen Ende des 18. Jahrhunderts zum Teil nahezu regellos, änderte sich dieser Eindruck mit Beginn des 19. Jahrhunderts. Der Erscheinungsscharakter des neu entstehenden Stadtteils wird in überschwänglicher Weise olfaktorisch beschrieben.

„Von Festungswällen ist keine Rede mehr, anstelle alten Mauerwerks und sumpfiger Wassergräben haben die Frankfurter hier einen entzückenden englischen Garten entstehen sehen, einen anmutig duftenden Gürtel, der einen Rundgang um die Stadt im Schatten herrlicher Bäume auf sandbestreuten Pfaden erlaubt. Und so gleicht Frankfurt mit seinen weiß, pistaziengrün und rosa angemalten Häusern einem riesigen Kamelienbukett in einem Kranz von Heidekraut.“⁶¹⁸

Die lockere Bebauung der Gartenvorstädte an der Bockenheimer Chaussee und vor dem Untermain-Tor sparte eine unbebaute Fläche, das Galgenfeld, zwischen beiden Bereichen aus, denn „die Nähe des Galgenfeldes mit dem alten Hochgericht war zudem der Gartenlust nicht eben zuträglich, und schließlich war an diesem gemiedenen Ort um 1800 ein Pulvermagazin angelegt worden“.⁶¹⁹ Das Galgenfeld erstreckte sich über ein stellenweise versumpftes Gelände von den Wallanlagen im Osten (östliche Begrenzung) bis

616 Vgl. Merten, K./Mohr, C. 1974: 10 und vgl. Magistrat der Stadt Frankfurt am Main/Untere Denkmalschutzbehörde 1986: 313.

617 Merten, K./Mohr, C. 1974: 9f.

618 Merten, K./Mohr, C. 1974: 12f. Merten/Mohr zitieren hier eine Äußerung Alexandre Dumas d. Ä., die der Publikation entnommen wurde: Häfelin, J. J. 1959: 179 (Literaturangabe nach Merten/Mohr).

619 Ebd.: 13.

zur heutigen *Gutleutstraße* (südliche Begrenzung) und *Guiollettstraße* (nördliche Begrenzung). Auf dieser großen innenstadtnahen Fläche wurde 1839 der Taunusbahnhof zwischen heutiger *Taunus-* und *Kaiserstraße* eröffnet, der in den darauffolgenden zehn Jahren durch die Gebäude der Main-Weser-Bahn und der Main-Neckar-Bahn erweitert wurde. Die Gleiskörper der Main-Weser-Bahn begrenzten das Frankfurter Westend im Süden und wurden entlang der *Taunusstraße* mit mehrgeschossigen Mietshäusern bebaut. In den 50er-Jahren des 19. Jahrhunderts wurden Fluchtlinienpläne für die den Wallanlagen benachbarten Gebiete ausgearbeitet⁶²⁰, das heutige Westend mit gepflasterten Straßen (vormals Gartenwegen) und Plätzen (*Guiollett-* und *Westendplatz*) erschlossen sowie die wenigen Gutshöfe um die Kettenhofwiesen aufgelöst und als Bauparzellen ausgewiesen.⁶²¹

7.5 Das Westend als großbürgerliches Wohnviertel

Der Besiedlungsdruck auf die Bezirke der Außenstadt rückt gegen Ende der 1850er-Jahre auch das Thema Umweltschutz in den Fokus der Stadtplanung, „wobei unangenehme Gerüche eher als Verweigerungsgrund dienten als die Beeinträchtigung durch Lärm.“⁶²² Die vorhandenen Wohngebiete sollten weitgehend von chemischer Industrie und artverwandten Produktionsstätten (Wachstuchfabriken etc.) freigehalten werden. Nur unter verschärften Auflagen zur Lärm- und Geruchsimmission erhielten Gießereien und Maschinenfabriken das Recht auf Ansiedlung in unmittelbarer Nähe zu Wohngebieten.⁶²³

„Aus Stiftungen reicher Bürger wurde eine Reihe von Einrichtungen mitfinanziert, die großbürgerlicher und städtischer Selbstdarstellung dienten und zu einer Aufwertung des neu entstehenden Wohngebietes beitrugen“⁶²⁴.

620 „Die Festsetzungen beschränkten sich auf die Bereiche, in denen vordergründig kommunale Interessen tangiert waren, nämlich die Wege- und Straßenführung; für eine Einordnung privater Bauinteressen in einen gemeinsamen Plan sah der Senat keine Notwendigkeit.“ (Rödel, V. 1984: 37).

621 Vgl. Vogt, G. 1970: 195.

622 Rödel, V. 1984: 23.

623 Vgl. ebd.: 23.

624 Projektgruppe Westend 1998: 160.

So wurde auf dem Grundstück zwischen heutiger *Unterlindau*, *Staufenstraße* und *Liebigstraße*, zuerst der Zoologische Garten (1858), der Palmengarten mit Sportanlagen (1869) und das Opernhaus (1880) angelegt. Gerade an diesen Einrichtungen machte sich der „Wettstreit um die Ansiedlung der wichtigsten gesellschaftlichen Treffpunkte zur Selbstinszenierung bürgerlicher Pracht und Potenz“⁶²⁵ zwischen Ostend und Westend bemerkbar. Doch trotz des Umzugs des zoologischen Gartens an die Pflingstweide im Ostend 1874, löste der 1869 entstandene Palmengarten „als Stätte bürgerlicher Bildung und Erholung [...] einen Run auf die benachbarten Ländereien [aus], weil hier das Frankfurt der Zukunft offenbar einen besonderen Glanz entfaltete.“⁶²⁶

Die im Gefolge des deutsch-französischen Krieges 1870/71 einsetzende wirtschaftliche Blüte der Gründerzeit brachte dem Westend große Veränderungen, denn die Reichsbank gewährte günstige Kredite wegen der französischen Reparationszahlungen⁶²⁷, und die Verstädterung des Westends nahm zu. Es kam teilweise zu einer Zergliederung vormals großer Grundstücke⁶²⁸ und zu einer geschlossenen Bebauung nicht zuletzt, weil sich die lokalen Eliten an dieser innenstadtnahen Randlage ansiedelten und versuchten, das gesamte Viertel als Wohngebiet zu etablieren.

*„Der einzige Industriebetrieb im Westend, die Brönnersche Druckfarbenfabrik, musste zu Beginn der neunziger Jahre seine Tore schließen. Eine Gruppe von einflussreichen Westendbewohnern hatte erreicht, dass sie abgebrochen und verlegt wurde.“*⁶²⁹

Die Bauordnung vom 15. Juli 1884 unter Johann Franz von Miquel regelte, dass die vormals als belästigend eingestuft Betriebe sich überall im Stadtgebiet niederlassen durften.

„Ebenfalls für ganz Frankfurt gültig, führte die neue Bauordnung eine einheitliche Zahl von fünf Vollgeschossen als zulässiges Maß der Bebauung ein, bei einer Einschränkung der baulichen Nutzung des

625 Steen, M. 1987: 172.

626 Vogt, G. 1970: 196.

627 Vgl. Pülm, W. 2003: 16.

628 Vgl. Sievers, A. 1991: 121.

629 Pülm, W. 2003: 19.

*Grundstücks durch die Forderung, mindestens ein Viertel der Grundfläche als Freifläche auszusparen. [...] Statt der erhofften Senkung der Mietpreise durch das Angebot der höheren Grundstücksausnutzung trat das Gegenteil ein. Mit einer Geschoßflächenzahl von 3,75 erhielt jedes Grundstück einen Wertzuwachs an sich, ein Vorteil, der nur dem Eigentümer spekulativen Gewinn versprach. Massive Straßenvände dicht geschlossener Reihen fünfgeschossiger Häuser ersetzen die lockere Bebauung der Einzelhäuser oder Hausgruppen inmitten von Gärten.*⁶³⁰

Als die Bebauungsgrenze in den 1890er-Jahren immer weiter in Richtung der Gemarkungsgrenze Bockenheims rückte, wurde trotz vielfältigen Widerstandes Bockenheim 1895 rechtskräftig eingemeindet. Während der Amtszeit von Oberbürgermeister Adickes (1890–1912) schloss man über den Alleering als zweiten Ring die eingemeindeten Dörfer Bornheim und Bockenheim an das Stadtgebiet Frankfurts an. Eine in seiner Amtszeit neu ausgearbeitete Bauordnung schrieb die bisherige Entwicklung des Westends als Wohnlage für das gehobene Bürgertum fort, indem hier lediglich Wohnbebauung, vor allem Villenbebauung, mit großen Freiflächen vorgesehen wurde.⁶³¹ Eine erste Veränderung in der Sozialstruktur des Westends vollzog sich nach dem Ersten Weltkrieg, denn die Angehörigen des gehobenen Bürgertums wanderten zusehends in die nordwestlich gelegenen Taunusrandgemeinden ab und in den freiwerdenden städtischen Raum zogen Teile der städtischen Mittelschicht nach.⁶³² Während nun die einst großzügig geschnittenen Wohnetagen der Bürgerhäuser unterteilt und von Bürgern der gehobenen Mittelschicht bewohnt wurden, trat die Machtergreifung durch die Nationalsozialistische Partei 1933 eine ungleich brutalere und tiefgreifende Veränderung der Macht- und Besitzverhältnisse innerhalb des Viertels los. Die jüdische Bevölkerung wurde auch aus diesem Bereich Frankfurts brutal vertrieben, deportiert und ermordet. Die große erst 1910 eingeweihte Westendsynagoge⁶³³ wurde in der Reichspogromnacht verwüstet und zu plündern versucht.

630 Rödel, V. 1984: 41.

631 Vgl. Krohn, H. 2000: 12.

632 Vgl. Beste, H. 2000: 100f.

633 Die am 29.9.1910 eingeweihte Synagoge in der *Freiherr-vom-Stein Straße/Ecke Altkönigsstraße* ist die einzige heute noch bestehende von ehemals acht Frankfurter Synagogen (Synagoge am *Börneplatz*, an der *Friedberger Anlage*, in der Judengasse, Bockenheimer

7.5.1 Das Westend als City-Ergänzungsgebiet

Nach dem Zweiten Weltkrieg erfolgte der Wiederaufbau des teilweise bis zu 30 Prozent zerstörten Westends nicht mehr als reines Wohngebiet. Zwei in Auftrag gegebene Gutachten⁶³⁴ erkannten im Westend mit seiner Lage zu Messe und Hauptbahnhof, seiner günstigen Verkehrslage und den repräsentativen Gebäuden ein geeignetes City-Ergänzungsgebiet. Die Grundstückspreise im Westend steigerten sich um 300 bis 1000 Prozent und lagen in den Jahren von 1953 bis 1959 an der Spitze der ganzen erweiterten Innenstadt und des Bahnhofsviertels.⁶³⁵ Hubert Beste beziffert für diesen Zeitraum die Zunahme der Stadtteilbewohner auf circa 30.000, bei gleichzeitiger Umwandlung des überwiegend als Wohnviertel genutzten Bereichs in ein Büroviertel. So soll Anfang der 1960er-Jahre ungefähr die Hälfte der Gesamtwohnfläche im Westend zu Gewerberäumen umgewidmet worden sein.⁶³⁶ Diese Ausdehnung der Cityfunktion durch die Transformation eines Wohngebiets in ein Gebiet mit Büro- und Geschäftsbauten bezeichnete der ehemalige Leiter des Stadtplanungsamtes Hans-Reiner Müller-Raemisch als alten Trend, denn „schon 1929 veröffentlichte Ernst Mays Zeitschrift 'das neue frankfurt' eine Fotoreportage über die Bockenheimer Landstraße als dem Rückgrat des Westends und reflektierte: '(Sie ist) das zukünftige Verwaltungszentrum von Groß-Frankfurt. Ihr planmäßiger Ausbau ist eine der wichtigsten städtebaulichen Aufgaben der nächsten Jahrzehnte.“⁶³⁷ Obwohl für das Westend Bebauungspläne existierten, die in erster Linie eine Wohnfunktion vorsahen, berichtet Müller-Raemisch,

„daß bei der Erfüllung bestimmter Auflagen höhere Gebäude als Befreiungen von den bestehenden Bebauungsplänen zugelassen wurden, um die empfohlene Umwandlung des Westends in ein gemischtes, aber überwiegend doch durch City-Nutzung bestimmtes Gebiet voranzutreiben. Diese Taktik war nicht etwa ein Alleingang des Pla-

Synagoge in der *Schloßstraße 5*, Hedderheimer Synagoge, Synagoge in der *Justiniuskirchstraße* in Höchst und Synagoge im *Inselgäßchen 9* in Rödelheim).

634 Vgl. Müller-Raemisch, H.-R. 1996b: 203. Müller-Raemisch bezieht sich hier auf: Stöber, G. 1964a und Stöber, G. 1964b (Literaturangabe nach Müller-Raemisch).

635 Vgl. Müller-Raemisch, H.-R. 1996b: 203.

636 Vgl. Beste, H. 2000: 101.

637 Müller-Raemisch, H.-R. 1996b: 201. Müller-Raemisch bezieht sich hier auf: May, E. 1929: O. S. (Literaturangabe nach Müller-Raemisch). Müller-Raemisch war Stadtplanungsamtsleiter von 1967 bis 1979.

*nungsdezernenten, sondern sie war durch eine Magistratsvorlage M 37 vom 15. 1. 62 und den entsprechenden Stadtverordnetenbeschluss gedeckt.*⁶³⁸

In Frankfurt wurde 1965 die Mietpreisbindung aufgehoben, was zu einer massiven Preiserhöhung im Westend führte. Ebenso gravierend waren die Auswirkungen auf das Viertel durch einen veränderten Investorentypus: Noch bis Ende der 1950er-Jahre traten vermögende Privatpersonen auf, die Grundstücke als langfristige Wertanlage kauften, doch schon 1963/1964 begann ein „Ansturm auf Grundstücke durch 'Immobilienkaufleute' und Grundstücksgesellschaften.“⁶³⁹ Der Erhalt und die Ansiedlung von Unternehmen mit hohem Gewerbesteueraufkommen war, vor dem Hintergrund einer bereits in den späten 1960er-Jahren gespannten kommunalen Haushaltslage, ein dringendes politisches Anliegen.

*„Nur, der Raum für die Ansiedlung neuer Firmen war knapp. Die Grundstücksbeschaffung war das viel größere Problem als etwa die im Vergleich zu anderen Städten sehr hohe Gewerbesteuer. Die neuen Grundstücke mußten, um attraktiv zu sein, überwiegend im bebauten Stadtinneren bereitgestellt werden. Damit schien die Umwandlung gering bebauter Wohnhausgrundstücke in lukrativere Bürohausbauten als naheliegende Lösung des Problems.“*⁶⁴⁰

Man versuchte Frankfurt zur Metropole auszubauen, was sich auch anhand der beschriebenen Expansion der Cityfunktionen in das zuvor gründerzeitlich geprägte Wohnviertel Westend dokumentiert.

7.5.2 Wohnraumzweckentfremdung im Westend

Das paradox klingende Planungskonzept „Auflockerung durch Verdichtung“⁶⁴¹ sah für das Westend vor, dass die Grundstücke zur Straße hin geöffnet, Grünflächen um die Gebäude angelegt werden sollten, also eine geringere Grundstücksfläche überbaut werden durfte, wofür im Gegenzug dem Investor eine größere Höhe für das projektierte Gebäude zugebilligt wurde.

638 Müller-Raemisch, H.-R. 1996b: 204.

639 Ebd.: 207.

640 Ebd.: 206.

641 Vgl. ebd.: 208.

„Die gewünschte Mischung zwischen Wohnen und Büros, so glaubte man, würde sich bei dem hohen vorhandenen Wohnanteil wohl von selbst einstellen. Leider ging diese Rechnung über viele Jahre nicht auf, weil einfach die Büromieten ein Vielfaches der Wohnungsmieten einbrachten und es deshalb viel lukrativer war, möglichst hohe Bürohäuser zu bauen.

So vollzogen sich die Investitionen in den ersten Jahren ziemlich planlos. Ein Investor kaufte ein Grundstück meist aus mehreren kleinen Parzellen zusammen – eine gewisse Mindestgröße war für einen rentablen Bürobau schon notwendig –, ging zur Stadtplanung und verhandelte über Form und Größe seinen Bauvorhabens, möglichst als Hochhaus.“⁶⁴²

Die Leitung des Stadtplanungsamtes wechselte 1967 und unter dem neuen Leiter Müller-Raemisch wurde 1968 ein Ordnungsplan für das Westend ausgearbeitet, der später unter dem Namen „Fingerplan“ (eigentlich „Grundsätze der Planung“) publik wurde. An bestehenden oder noch zu bauenden Hauptverkehrslinien (*Eschersheimer Landstraße, Eckenheimer Landstraße* und *Taunusanlage/Mainzer Landstraße*) sollten Verdichtungsachsen entstehen, „die eine hinreichende Ausbreitung der City entlang der ohnehin zum Wohnen ungeeigneten Ausfallstraßen ermöglicht hätten.“⁶⁴³ Im Westend waren hierfür drei Achsen (*Kettenhofweg, Bockenheimer Landstraße* und *Oberlindau*) anvisiert, mit „Zonen intensiver Bürobauung in Form von Hochhausgruppen“⁶⁴⁴. Diese Zonierung entlang der Ausfallstraßen sollte zwar einerseits den Investitionsdruck auf das Frankfurter Westend mindern, andererseits fiel jedoch 1968 durch das Bundesgesetz „Zum Abbau der Wohnungszwangswirtschaft“ eine wesentliche Hürde für die Umwandlung von Wohn- in Gewerberaum.

„Die Auswirkungen ließen nicht lange auf sich warten: Wohnraum wurde in großem Umfang gekündigt, um ihn entweder als Büroraum mit höherem Gewinn zu vermieten oder, noch besser, anstelle der alten Wohnungen gleich neuen Büroraum zu bauen. [...] Oft brauchten auch die komplizierten und langwierigen Verhandlungen mit den Nachbarn wegen ihrer Rechte auf Freiraum viele Monate. In dieser ganzen Zeit standen die erworbenen Häuser leer und kosteten Geld.

642 Ebd.: 208f.

643 Ebd.: 210.

644 Scholz, C. 1989: 55.

*Was lag da näher, als noch mal die Zwischenvermietung vorzunehmen; am liebsten an Ausländer, die ja ohnehin auf dem Wohnungsmarkt benachteiligt waren und in ihrer Situation so ziemlich jeden verlangten Preis zahlten?*⁶⁴⁵

Ebenfalls herrschte die Praxis, Gebäude bis zur Erteilung einer Baugenehmigung leer stehen zu lassen. Es verwundert daher nicht, dass sich die seit Ende der 1960er-Jahre in Frankfurt aufflackernden Studentenproteste unter anderem auch an der gesamtstädtischen Entwicklungspolitik entzündeten, die am deutlichsten im Westend in Erscheinung trat. 1969 wurde die Aktionsgemeinschaft Westend gegründet, die das Westend als Wohnstandort erhalten wollte. Obwohl sie in ihren Bemühungen um den Wohnraumerhalt oftmals von den Frankfurter Studenten unterstützt wurden, war sie eher eine mittelständisch geprägte Bürgerinitiative, deren Mitglieder häufig selbst Haus- und Wohnungseigentümer im Westend waren, wie Beste feststellt.⁶⁴⁶ Diese Aktionsgemeinschaft war nicht generell gegen den Büroausbau, sie suchte vielmehr die Kooperation mit dem Magistrat, um den Büroausbau stärker zu beschränken. Der Ausbau des *Kettenhofwegs* und des *Reuterwegs* mit Bürogebäuden konnte so verhindert werden, auch wenn diese Straßenzüge zum Wohnen wohl schon damals unattraktiv waren. Trotz Absprachen und gemeinsamer Planung von Kommune und Aktionsgemeinschaft Westend fanden weiterhin Vertreibungen von Mietern, Wuchervermietungen und spekulative Grundstücksgeschäfte statt. Im September 1970 wurde dann das vom Abriss bedrohte Haus in der *Eppsteiner Straße 47* besetzt und verschaffte den unterschiedlichen Interessengruppen des Westends eine erhebliche mediale Öffentlichkeit. Über viele Jahre hinweg ist das Thema *Hausbesetzung* (bzw. „Häuserkampf“) in vielen Reiseführern zu Frankfurt am Main ein Synonym für das Image des Westends.⁶⁴⁷ Während das Viertel schon in der Frühphase des 20. Jahrhunderts eine gravierende sozio-kulturelle Umwälzung durchmachte, bleibt *Transformation* auch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts das beherrschende Thema für das Westend und seine Bewohner. So waren Anfang der 1950er-Jahre noch über sechzig Prozent der Fläche des Westends Eigentum von Akademikern, Beamten und Selbstständigen.

645 Müller-Raemisch, H.-R. 1996b: 215.

646 Vgl. Beste, H. 2000: 107.

647 Vgl. z. B. Nielitz, L. G. 1998: 103; vgl. Sievers, A. 1991: 125; vgl. Glaser, H. 1999: 18; vgl. Steen, M. 1987: 178.

gen, wohingegen dieses Eigentumsverhältnis bis 1972 auf knapp dreißig Prozent absank.⁶⁴⁸ Beste bezieht sich in seiner Beschreibung dieser Transformation auf Schätzungen⁶⁴⁹, dass etwa sechzig Prozent der Westend-Bewohner ihre Wohnungen verloren und im Gegenzug der Anteil der dort angesiedelten Ausländer 1972 eine der höchsten Konzentrationen der Stadt Frankfurt aufwies.⁶⁵⁰ Gründe für diese Verschiebung sind in der gravierenden Verschlechterung der Wohnqualität und dem hohen Mietniveau zu sehen. Die Widersprüchlichkeit zwischen dem Zuzug von einkommensschwachen und diskriminierten Gruppen (Studenten und so genannte Gastarbeiterfamilien) einerseits und dem Wegzug von ehemals ansässigen Bewohnern aus dem von Mietwucher gebeutelten Westend andererseits, erklärt die ehemalige Vorsitzende der Aktionsgemeinschaft Westend Odina Bott:

„Der Stadtteil geriet in einen skandalösen Zustand. Fast 20 000 Bewohner wurden trotz noch immer herrschender Wohnungsnot aus den Häusern und aus dem Westend vertrieben. Zuerst die alten Mieter, nach ihnen die Gastarbeiterfamilien, die keine Wahl hatten und zur Verdrängung und zum Kaputtwohnen mißbraucht wurden. Sie hatten die schlechtesten Karten: Zimmerweise Vermietung an ganze Familien in den einst gutbürgerlichen oder herrschaftlichen Etagen, selbst das Badezimmer noch als 'Wohnraum' einzeln vermietet, ebenso Kellerverschläge und Dachkammern. Überlastung der Installationen, keine Reparaturen, bald feuchte Wände, kaputte Heizungen etc., dazu Wuchermieten und nur kurzfristige oder überhaupt keine Mietverträge.“⁶⁵¹

Der damals amtierende Planungs- und Baudezernent der Stadt Frankfurt, Hanns Adrian, stellt in seiner Rückschau auf die Entwicklungen im Westend fest:

„In Frankfurt beruhte manche groß angelegte politische Aktion auf falschen Diagnosen. Hochhausbau und Westendzerstörung waren nicht Folgen außer Rand und Band geratener Spekulation und finsterrer Spekulant. Sie waren Folgen städtischer Politik. Es folgte dann, bis Mitte der siebziger Jahre, eine Phase sehr restriktiven Vorgehens,

648 Vgl. Beste, H. 2000: 105. Beste bezieht sich mit dieser Angabe auf die Untersuchung: Vorlauffer, K. 1975: 23 (Literaturangabe nach Beste).

649 Beste verweist hier auf: Roth, J. 1975 und Stracke, E. 1980 (Literaturangabe nach Beste).

650 Vgl. Beste, H. 2000: 106.

651 Bott, O. 1988: 5.

*um Zeit zu gewinnen für Planung – und um die Entwicklung der Stadt wieder steuerbar zu machen. Ziel war es zunächst, die Identifikation der Bürger mit ihrer Stadt zu fördern.*⁶⁵²

Freund stellt fest, dass bis in die 1980er-Jahre im Westend und östlich angrenzenden Holzhausenviertel eine beträchtliche Anzahl von Werbeagenturen angesiedelt waren, die allerdings wegen der starken Mietsteigerung bei nicht gleichermaßen zunehmenden Gewinnen in den 1990er-Jahren ihre innerstädtischen Standorte in das Ostend, in das Gallusviertel, in die Bockenheimer „City West“ (*Voltastraße*) und in die *Hamburger Allee* verlagerten.⁶⁵³ Zeitungsartikel aus den 1980er-Jahren belegen, dass trotz der von Adrian optimistisch geschilderten Identifikation der Bevölkerung mit der Stadt sowie der Bürgerbeteiligung an Planungsprozessen, Wohnraumzerstörung und -zweckentfremdung und Ausweitung der Cityfunktion weiterhin die bedrohlichen Themen für die Westend-Bewohner und eine sensibilisierte Öffentlichkeit waren.⁶⁵⁴ Noch 1992 wurde moniert, das Westend sei von Wohnraumzweckentfremdung und Luxussanierung besonders geplagt⁶⁵⁵ und die Läden würden von einer Kündigungswelle überrollt⁶⁵⁶. Ähnlich klang dann auch die Berichterstattung über die drohende Aufhebung des Wohnraumzweckentfremdungsverbots durch die hessische Landesregierung im Jahre 2003.⁶⁵⁷ Die Thematisierung des Stadtviertels, sowohl in kulturhistorischen, geographischen und soziologischen Fachpublikationen als auch in populärwissenschaftlichen Reiseführern und der Tagespresse, zeigt, dass das Westend selbst dreißig Jahre nach den ersten Hausbesetzungen noch immer in diesem Zusammenhang problematisiert wird. Die historische Genese des Stadtteils wird permanent hervorgehoben, um seine kulturhistorische Bedeutung als großbürgerliches Gründerzeitviertel, gegen die aktuellen Trends der Stadtentwicklung und Stadtentwicklungspolitik, „ins Feld zu führen“.

652 Adrian, H. 1996: 8.

653 Vgl. Freund, B. 2002: 117.

654 „Zwangsvollstreckung gegen illegale Büros. Wohnungsamt will Zweckentfremdung nicht dulden: jetzt droht der Gerichtsvollzieher.“ (Frankfurter Rundschau vom 06. Juni 1989: 13); „Dramatischer Verlust von Wohnraum im Westend.“ (Schubert, W. 1989: 13).

655 Vgl. Fritsch, B. 1992: 18.

656 Vgl. Frankfurter Rundschau vom 24. Januar 1992: 18.

657 Vgl. Frankfurter Rundschau vom 10. Juli 2003, S. 4.

7.6 Vorwissen der Untersuchungspersonen über das Ostend

In nahezu allen Stadtteilporträts der Untersuchungspersonen spiegelt sich der bereits aus der historischen Darstellung gewonnene Eindruck wider, dass das Frankfurter Westend durch Reiseführer, kulturhistorische Abhandlungen und die Zeitungsberichterstattung bekannter als das Ostend ist. Im Ostend werden vorrangig markante Einrichtungen und Gebäude besprochen, die jeder Frankfurter Stadtplan ausweist. So nennen alle Probanden den Zoo und erläutern ihn mit einigen Sätzen in seiner lokalen oder überregionalen Bedeutung. Dagegen werden der Ostpark (Christine, Claudia, Karin, Brigitte, Joachim⁶⁵⁸), der Ostbahnhof (Brigitte, Claudia, Christine, Joachim), der Mousonturm (Claudia, Joachim, Karin) die Großmarkthalle (Brigitte, Hans, Joachim, Stephanie), die *Hanauer Landstraße* (Claudia, Brigitte, Karin) und der Osthafen (Brigitte, Hans, Claudia, Christine) teilweise nur erwähnt oder knapp als Naherholungsort oder Kulturzentrum charakterisiert. Christine, Claudia und Brigitte beschreiben ihren Eindruck vom Ostbahnhof hingegen in eindeutiger Weise: Christine besuchte den Ostbahnhof erstmals auf einer Durchreise und erschrak über den Zustand und die Lage des Bahnhofs, da „dieser leblos, fast wie tot erscheint. Die äußere Fassade ist ziemlich heruntergekommen, wie auch das Gelände um den Bahnhof.“⁶⁵⁹ Heruntergekommen ist auch für Claudia die Umschreibung für den lauten, verkehrsreichen und belebten Ostbahnhof-Bereich mit seinen älteren Fassaden.⁶⁶⁰ Auch Brigitte ist der Ostbahnhof in seinem schlechten baulichen Zustand aufgefallen; die „Gegend um den Ostbahnhof erscheint trist und grau.“⁶⁶¹ Für Brigitte ist das Ostend ein trostloser Stadtteil⁶⁶² und auf Othmar wirkt der ihm bekannte Teil des Viertels

„eher ungemütlich, trist und grau und in manchen Ecken recht schmutzig. Der Eindruck, den die Bebauung vermittelt, wechselt von eng bis relativ aufgelockert. Der triste Eindruck wird durch die häufige Verwendung von Betonteilen und eintönig gestrichenen, großflä-

658 Die Namensnennungen in Klammern geben an, von welchen Personen diese oder eine vergleichbare Angabe gemacht wurde.

659 Christine, Voruntersuchung: 2.

660 Vgl. Claudia, Voruntersuchung: 4.

661 Brigitte, Voruntersuchung: 4.

662 Vgl. ebd.: 5.

*chigen Fassadenbauteilen verstärkt. Die teilweise recht spärliche Begrünung verstärkt den tristen Eindruck*⁶⁶³.

Ähnlich ist auch Stephanies Einschätzung des Ostends: „[...] es erscheint mir dort laut, eng und verlottert.“⁶⁶⁴ Ebenso wie Othmar und Stephanie, erwartet auch Joachim „mehr Dreck in den Ecken zu riechen“⁶⁶⁵.

In der Einschätzung von Othmar, Hans und Claudia ist das Ostend ein Viertel mit einer *vorherrschenden* Wohnfunktion. Hans und Christine heben explizit auf einen hohen Ausländeranteil ab, z. B. in der Beschreibung, dass im Ostend „die sozial Schwächeren und viele ausländische Bürger wohnen [...]“. Die Fassaden der Häuser lassen dies auch vermuten.⁶⁶⁶ Bei Stephanie verbirgt sich hinter der Chiffre „Multikulturalität“ eine ähnliche Einschätzung des Ostends, denn es ist „ein multikulturelles Viertel, in dem die eher billigen Einkaufsketten ihren Sitz haben und typische ausländische [...] Speisen angeboten werden.“⁶⁶⁷ Für Karin tritt der Handel „in diesem Stadtteil in den *Vordergrund*, was man an der Vielzahl an Großhändlern und Kleingewerbe- bzw. Handwerksbetrieben sieht.“⁶⁶⁸ Brigitte, Joachim und Stephanie beziehen sich noch auf die gewerbliche Nutzung des Ostends, welches neben Einkaufs- auch Ausgehmöglichkeiten bietet.⁶⁶⁹ Die gewandelte Bedeutung des Ostends beschreibt Karin: „Das Ostend hat eine Wandlung vollzogen: Aus der Industriemeile wurde die 'In-Meile', und diese Meile setzt die 'Trends'.“⁶⁷⁰ Auch Brigitte hat sich sagen lassen, es „sei auf einmal 'in', im Ostend zu bauen und anscheinend auch zu wohnen.“⁶⁷¹ Diesen „In-Status“ benennen auch Claudia und Karin, wobei erstere im Gegensatz zu Joachim

663 Othmar, Voruntersuchung: 5.

664 Stephanie, Voruntersuchung: 2.

665 Vgl. Joachim, Voruntersuchung: 5.

666 Christine, Voruntersuchung: 3.

667 Stephanie, Voruntersuchung: 2.

668 Karin, Voruntersuchung: 3 (Herv. i. Orig.).

669 Vgl. Brigitte, Voruntersuchung: 4; vgl. Joachim, Voruntersuchung: 4; vgl. Stephanie, Voruntersuchung: 2.

670 Karin, Voruntersuchung: 3.

671 Brigitte, Voruntersuchung: 4.

die *Hanauer Landstraße* mit ihren „angesagten“ Diskotheken und Clubs nur aus Erzählungen kennt⁶⁷².

Zusammenfassend wird in den Stadtteilbeschreibungen deutlich, dass das Ostend in seiner Trend setzenden Bedeutung, aber gleichzeitig auch der vernachlässigte Charakter, sowohl des Wohn- als auch Gewerbeumfelds, erkannt wurde.

7.7 Vorwissen der Untersuchungspersonen über das Westend

Das Vorwissen über das Westend ist im Vergleich zum Ostend detaillierter. Nicht nur das I.G.-Farben-Gebäude/Poelzig-Bau⁶⁷³ (Stephanie, Othmar, Joachim, Brigitte, Claudia), sondern auch andere Einrichtungen wurden mit einigen Sätzen erläutert. Weiterhin erwähnten jeweils alle Untersuchungspersonen⁶⁷⁴ den Palmengarten, alle außer Hans den Grüneburgpark und einige die Synagoge (Brigitte, Hans und Christine), die DG-Bank am *Platz der Republik* (Joachim, Karin, Brigitte) und die *Simon-Bolivar-Anlage* (Othmar, Claudia).

Das Westend ist für Joachim, Hans, Othmar und Brigitte vor allem durch die Funktionen Wohnen und Arbeiten gekennzeichnet, wobei eine räumliche Zweiteilung des Viertels hervorgehoben wird (Hans, Brigitte).

„Der nördliche Teil dient eher zum Wohnen, zum Entspannen sowie wohl auch der Mittagspause, da dort einige Restaurants angesiedelt sind. [...] Im südlichen Teil wird eher gearbeitet, im nördlichen gewohnt und entspannt.“⁶⁷⁵

Das Westend als Standort von Büro- und Bankgebäuden behandeln Claudia, Karin, Othmar, Hans, Joachim und Brigitte teils sehr ausführlich. Bezogen auf den Standort der großen Geschäftsbanken an der *Mainzer Landstraße*,

672 Vgl. Claudia, Voruntersuchung: 3.

673 Diese beiden Bezeichnungen werden von allen Untersuchungspersonen für den Campus-Westend am *Grüneburgplatz* verwendet.

674 Viele weitere Orte wurden jeweils nur von einer Person benannt und sind deshalb nicht aufgeführt.

675 Hans, Voruntersuchung: 2.

beschreibt zum Beispiel Brigitte die sozialräumliche Situation des Stadtteils prägnant:

„Die Menschen, die sich hier tagsüber aufhalten, verlassen den Ort am Abend nach der Arbeit. Es gibt hier nicht sehr viele Restaurants und Geschäfte, also wird die Gegend um die Banken abends sicherlich ziemlich 'ausgestorben' sein. Die Restaurants sind teuer und schließen somit bestimmte Personengruppen als Kunden aus bzw. bevorzugen Gäste mit gutem Einkommen. In diesem Bereich herrscht meiner Meinung nach vor, dass hier Geschäfte gemacht werden sollen. Es geht um Geldverdienen und materielle Macht.“⁶⁷⁶

Die bauliche Situation im Westend thematisieren alle Probanden: So weist Brigitte auf „Gebäude aus der Gründerzeit“⁶⁷⁷ und präzisiert damit einen Eindruck, von dem Stephanie lapidar „Das Westend hat noch schöne, alte Häuser.“⁶⁷⁸ und Christine als von „Altbauwohnungen geprägt“⁶⁷⁹ spricht. Doch sie beschreiben ebenfalls die Kontraste des Westends, wenn „die Gründerzeitfassaden auf moderne Wolkenkratzer treffen“⁶⁸⁰ und sie die Ruhe in der Nähe der Grünanlagen mit den verkehrsreichen Hauptstraßen vergleicht⁶⁸¹. Ähnliches klingt auch an, wenn Hans die räumliche Zweiteilung des Stadtteils charakterisiert:

„Der südliche Teil macht auf mich einen mächtigen und kalten Eindruck, während der nördliche Teil zwar durchaus laut ist auf seinen Hauptstraßen, aber die Seitenstraßen mit ihren Bäumen die Lautstärke recht schnell schlucken und für eine angenehme Atmosphäre sorgen.“⁶⁸²

Doch ungeachtet seiner Kontraste wird das Westend von Karin, Brigitte Joachim, Christine, Claudia und Othmar als exklusiver, gepflegter und gehobener Stadtteil eingestuft. Nicht nur, weil hier der „der Takt der Reichen“⁶⁸³

676 Brigitte, Voruntersuchung: 3.

677 Ebd.: 2.

678 Stephanie, Voruntersuchung: 2.

679 Christine, Voruntersuchung: 2.

680 Karin, Voruntersuchung: 2.

681 Vgl. ebd.: 2.

682 Hans, Voruntersuchung: 2.

683 Christine, Voruntersuchung: 2.

ticke, „hauptsächlich wohlhabendere Menschen wohnen“⁶⁸⁴ oder das Westend „einen eher sauberen, als schmutzigen oder verlotterten Eindruck macht.“⁶⁸⁵ Die bauliche Ausstattung der Grundstücke mit Sandsteinfassaden⁶⁸⁶ und Vorgärten⁶⁸⁷ verstärken den gepflegten Eindruck noch mehr.

Die sinnliche Dimension des Stadtteils klingt in vielen Stadtteilporträts durch und konkretisiert sich in der Darstellung der akustischen Dimension. Ruhe und Stille sind Umschreibungen für den „Takt“ des Viertels (Claudia, Stephanie). Zweitere bettet ihre Vorstellung von Ruhe in einen viertelsbezogenen Kontext ein:

*„Das Westend hat noch schöne, alte Häuser. Dort gibt es 'viel Grün', die Straßenzüge erscheinen mir für Frankfurt weiträumig, vor den Häusern gibt es meistens kleine eingezäunte Gärten. Es ist in meinen Augen ein eher 'sauberer, ordentlicher, ruhiger Stadtteil', wenn man nicht gerade an einer großen Straße wohnt.“*⁶⁸⁸

Hans differenziert den akustischen Aspekt der Ruhe räumlich und zeitlich: „[...] das 'Lebensgefühl' ist mittags das hektische Leben im Süden und Norden, während abends in beiden Teilen Ruhe und Einsamkeit einkehrt.“⁶⁸⁹

684 Claudia, Voruntersuchung: 3.

685 Othmar, Voruntersuchung: 4.

686 Vgl. Brigitte, Voruntersuchung: 2.

687 Vgl. ebd.: 2; vgl. Stephanie, Voruntersuchung: 2; vgl. Othmar, Voruntersuchung: 3; vgl. Claudia, Voruntersuchung: 2.

688 Stephanie, Voruntersuchung: 2.

689 Hans, Voruntersuchung: 2.

8 Nicht-visuelle Dimensionen des Städtischen. Olfaktorische Wahrnehmung im Frankfurter Ostend und Westend

Die Untersuchungsgruppe besteht aus fünf Frauen und drei Männern. Sieben der acht Personen studieren für das Lehramt Geographie beziehungsweise Sachunterricht in Frankfurt am Main, die achte Person ist hauptberuflich als Verkehrsplaner tätig. Alle Personen verfügen trotz ihres gemeinsamen Arbeits-/Studienorts über unterschiedliche Ortskenntnisse, ebenso lassen sich vor einem gemeinsamen Bildungshintergrund ökonomische und sozio-kulturelle Unterschiede innerhalb der Untersuchungsgruppe feststellen. So wurden allein erziehende Mütter, Singles und bei ihren Eltern wohnende Personen beiderlei Geschlechts befragt, die zum Teil für ihren Lebensunterhalt selbst aufkommen und teilweise in festen Berufen arbeiten.

Da ich mit der Untersuchung der nicht-visuellen Dimensionen des Städtischen im Besonderen die leiblich vermittelte alltägliche Wahrnehmung in den Fokus rücke, habe ich Probanden ausgewählt, die Erfahrung mit zumindest einem der beiden Stadtteile haben. Ich habe es jedoch vermieden Personen auszuwählen, die über ein spezialisiertes Wissen zum Stadtteil oder zum Untersuchungsgegenstand verfügen, weil sie sich als Stadtplaner, Architekten, Parfümeure oder Lebensmittelchemiker professionell mit ähnlichen Fragen beschäftigen und dadurch zu stark von einem spezialisierten Blick geprägt sind. Grundsätzlich gilt, dass die im Rahmen dieser Untersuchung von mir herausgearbeiteten Bedeutungshorizonte und Symbolisierungen für *diese* Untersuchungsgruppe gelten. Gleichzeitig lassen die Befunde generalisierbare Rückschlüsse insofern zu, als sie ein *mögliches* Spektrum der städtischen Gerüche, also Variationen an wahrnehmungsgebundenen Beziehungen zum städtischen Geruchsraum belegen.

Streckenverlauf der Begehungsrouten	
Westend I	U-Bahnstation Westend, <i>Bockenheimer Landstraße</i> 72 bis 76, <i>Siesmayerstraße</i> ⁶⁹⁰ 4 bis 44, <i>Feldbergstraße</i> 53 bis 35, <i>Myliusstraße</i> 42 bis 24, <i>Kleine Wiesenau</i> 8, Überqueren <i>Kleine Wiesenau</i> , <i>Kleine Wiesenau</i> 3 bis 1, Überqueren der <i>Wiesenau</i> , <i>Wiesenau</i> 22, <i>Eppsteiner Straße</i> 57 bis 53
Westend II	<i>Bockenheimer Landstraße</i> 74 bis 72, U-Bahnstation Westend, <i>Bockenheimer Landstraße</i> 79 bis 81, <i>Mendelssohnstraße</i> 96 bis 78, <i>Schubertstraße</i> 5, <i>Mendelssohnstraße</i> 74 bis 66, <i>Corneliusstraße</i> 3, <i>Kettenhofweg</i> 92, Überqueren des <i>Kettenhofweg</i> , <i>Mendelssohnstraße</i> 60, <i>Kettenhofweg</i> 101 bis 95, <i>Arndtstraße</i> 21 bis 15, Überqueren der <i>Westendstraße</i> , <i>Westendstraße</i> 73 bis 41, <i>Westendplatz</i>
Ostend I	S-Bahnstation Ostendstraße, Uhlandschule, <i>Ostendstraße</i> 35 bis 47, Überqueren der <i>Rückertstraße</i> , <i>Ostendstraße</i> 49 bis 53, Überqueren der <i>Ostendstraße</i> , <i>Ostendstraße</i> 56 bis 58, Überqueren der <i>Windeckstraße</i> , <i>Ostendstraße</i> 60 bis 70, Kindergarten, Überqueren der <i>Howaldstraße</i> , <i>Ostendstraße</i> 76 bis 84, Überqueren der <i>Ostendstraße</i> , <i>Ostendstraße</i> 83, <i>Hanauer Landstraße</i> 72 bis 66, Überqueren der <i>Hanauer Landstraße</i> , <i>Ernst-Achilles-Platz</i> , Überqueren der <i>Ostbahnhofstraße</i> , <i>Ostbahnhofstraße</i> 3 bis 7
Ostend II	<i>Habsburgerallee</i> 90, <i>Rhönstraße</i> 55 bis 51, Überqueren der <i>Waldschmidtstraße</i> , <i>Serengetisaa</i> , <i>Waldschmidtstraße</i> 98, entlang der Zoomauer: <i>Waldschmidtstraße</i> bis auf Höhe des Hauses <i>Waldschmidtstraße</i> 71, Überqueren der <i>Waldschmidtstraße</i> , <i>Waldschmidtstraße</i> 69 Ecke <i>Pfungststraße</i> , Apotheke: <i>Waldschmidtstraße</i> 69, Trinkhalle: <i>Waldschmidtstraße</i> 67 bis zum Parkhaus: <i>Waldschmidtstraße</i> 41, Überqueren der <i>Waldschmidtstraße</i> , <i>Waldschmidtstraße</i> 36, <i>Waldschmidtstraße</i> 34/ <i>Wittelsbacherallee</i> , Überqueren der <i>Wittelsbacherallee</i> , ab <i>Waldschmidtstraße</i> 30 bis zum Wohnstift, Fußweg am Wohnstift, Innenhof Wohnstift, <i>Moussonstraße</i> bis Hausnummer 16

Abb. 4 Streckenverlauf der Begehungsrouten⁶⁹¹

690 Während der Untersuchung war wegen des Anschlags auf das *World Trade Center* die *Siesmayerstraße* abgesperrt und von Polizei überwacht worden (Sitz des amerikanischen Generalkonsulats). Um Komplikationen zu vermeiden, wurde das Aufnahmegerät für die Interviews an der *Siesmayerstraße* 10 aus- und an der Ecke *Feldbergstraße* wieder eingeschaltet.

691 Angaben zum Wetter während der Begehungen sind auf den Kartierungen angegeben.

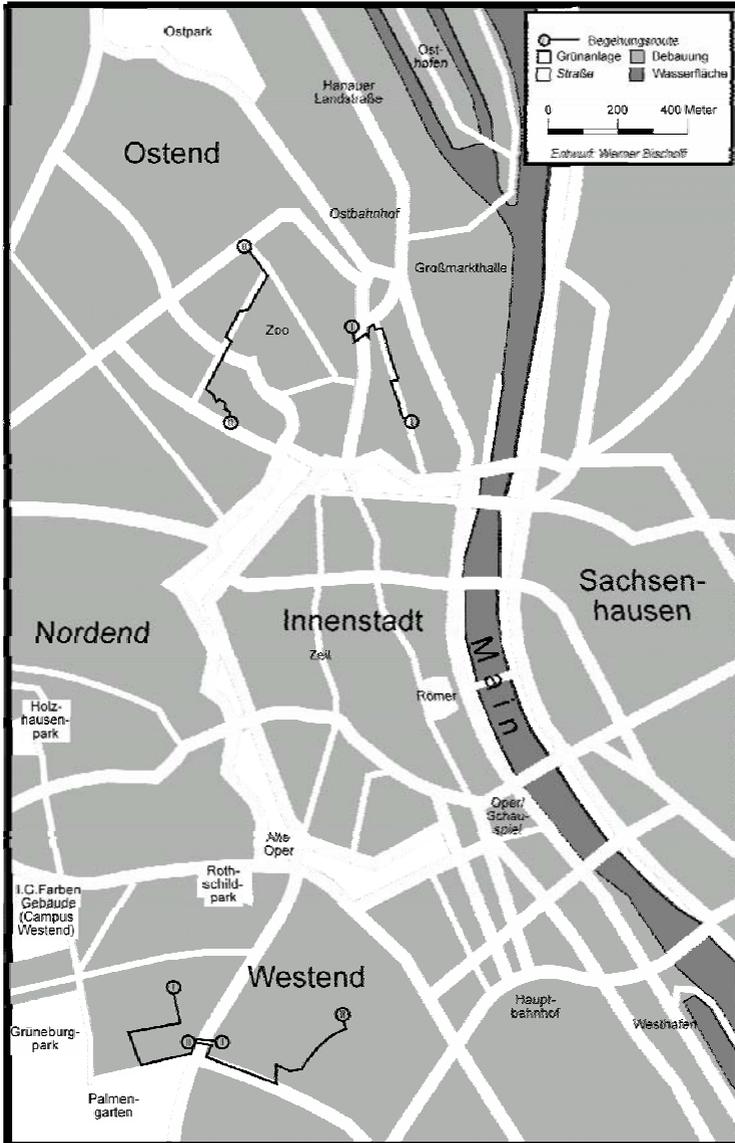


Abb. 5 Übersicht über die vier Begehungsrouten der Untersuchung (schematisierte Darstellung)

Nr.	<i>Olfaktorische Eindrücke (Zahlen als Legende für die Karten)</i>
1	U-Bahngeruch/U-Bahnluft
2	Bahnhofseruch
3	VGf-Geruch
4	VGf-Rolltreppengeruch
5	Abluft aus den U-Bahnschächten
6	Bahntypischer Technik-/Materialgeruch
7	Geruch der B-Ebene am Hauptbahnhof
8	Blumen/blumig
9	Pflanzen/Randpflanzen/pflanzlich/von Pflanzen ausgehend
10	Gräser/Gras/Wiese
11	Bäume/Geruch von Bäumen
12	Farn
13	Hecken/Hecke
14	Rosen
15	Vorgarten/Garten/Gartengeruch
16	Blumenladen
17	Erde/Erdgeruch/bloßliegende Erde (frische)/Grund/erdig
18	Rasenmähen (leicht, dezent)/frisch gemähter Rasen
19	Natürliches/natürlich/natur/natürlicher Geruch/Naturgeruch/naturnah
20	Blühendes/nach Blühendem
21	Flieder
22	Laub/Laubgeruch
23	Verfaulende Pflanzen
24	Lorbeer
25	Efeu
26	Schlammig
27	Nasse Sträucher
28	Grün
29	Gebüsch
30	Abgeschnittener Liguster
31	Waschmittel
32	(Citrus-) Reinigungsmittel/Putzmittel (dezent)
33	Unfrische Reinigungsnote
34	Dreckiger/schmutzig/Dreck
35	Verblasstes, mit Schmutz vermengtes Reinigungsmittel
36	Dreckiges Wischwasser
37	Frischgeputzte Treppe
38	Wischwasser
39	Stein, der Schmutz an sich hat
40	Nicht gewaschen
41	Wäscherei/Reinigungsstelle
42	Unreine Ecke
43	Riecht ungepflegt

Nr.	<i>Olfaktorische Eindrücke (Zahlen als Legende für die Karten)</i>
44	Parfümierte Seife/ <i>DUSCHDAS</i>
45	After-Shave
46	Damenduft
47	Schweiß
48	Unterhemd von älterem Bewohner im Hausflur
49	Persönlicher Geruch
50	Wohnung (lange nicht mehr gelüftet)
51	Alte Frau
52	Ungewaschen (Menschen oder Kleidung)
53	Menschen, die nicht auf Hygiene achten/nicht auf Äußeres achten
54	Körperausdünstungen von Menschen, die nicht deutsch kochen
55	Zahnpasta
56	Urin/Toilette/Fäkalien
57	Mülltonne/Müll/Abfall/Abfallbehälter/ Abfallcontainer
58	Parfüm/Parfum/Parfümiges
59	<i>Arme-Leute-Gegend</i>
60	Benzin/Öl/Motoröl (warmes)/mineralölischer Geruch/Schmieröl
61	Diesel
62	Auto
63	Werkstatt/Autowerkstatt
64	Gummireifen
65	CO ₂
66	Sonnenbeschienenes Auto
67	Riecht nach Ölflecken auf dem Boden
68	Abgase/Abgasähnliches/Abgasgeruch
69	Weniger nach Abgasen
70	Brot/Brotgeruch
71	Backwaren (frische)
72	Massenbäckerei/Bäckereikette
73	Bäcker/Bäckerei
74	Essen/Essensgeruch
75	Essen/Essensgeruch (ausländisch)
76	Essen/Essensgeruch (italienisch)
77	Essen/Essensgeruch (indisch/orient.)
78	Zwiebeln
79	Bier (verschüttetes) /bierartig/Bierdose
80	Süßwaren/Süßspeisen
81	Kaugummi
82	Bratfett (billiges)/Fett (heißes)
83	Fish & Chips/panierter Fisch
84	Frittiertes/Friteusengeruch
85	Schnitzel mit Pommes Frites/Pommes Frites
86	Pizzaduft/Pizzageruch

Nr.	<i>Olfaktorische Eindrücke (Zahlen als Legende für die Karten)</i>
87	Überbackener Käse
88	Gaststättengeruch/Wirtshausgeruch/ Kneipe (ältere)
89	Kantinen geruch
90	Melange aus einem türkischen Lebensmittelladen
91	Apfelwein (Äbbelwoi)
92	Riecht nach Essensgeschmack
93	Fisch
94	Frisches Obst
95	Curry
96	Keine Lust erzeugend, etwas essen zu gehen
97	Radler (Bier-Limonade-Getränk)
98	Nach Straße
99	Nasse Straße
100	Teer/Bitumen
101	Steine
102	Abgestandenes Wasser
103	Regen
104	Nasse Steine
105	Wasser (frisch nach Wasser)
106	Nässe/feucht/Feuchtigkeit/feuchter Geruch
107	Wahrscheinlich ein Geruch, der mir aber nicht auffällt
108	Alltäglicher Geruch/normaler Geruch
109	Dunst/dunstig
110	Etwas/nicht vollkommen geruchsneutral/irgendwas
111	Stadtgeruch/Gesamtgeruch/ Nebengeruch
112	Neutral/Neutralität
113	Mischmasch/Geruchsgemisch
114	Baustelle
115	Beton/Mörtelstaub
116	Nach Abriss/Abgerissenem
117	Staub/staubiger/Staubgeruch/ staubiger Oberflächengeruch
118	Verputz
119	Farbe
120	Steinmauer/kalte Mauern
121	Leim
122	Abgeklebte Fugen
123	Holz/Holzstaub/holziger Geruch
124	Holzschutzmittel
125	Gummi/Gummiabrieb (heiß geworden)/Gummigeruch
126	Papier (erwärmtes)
127	Riecht nach Gebrauchsgegenstand/viel benutzt
128	Metallfett
129	Strom/elektrisches Gerät

Nr.	<i>Olfaktorische Eindrücke (Zahlen als Legende für die Karten)</i>
130	Antriebsaggregate
131	Friseur/Friseurgeruch
132	Apothekengeruch
133	Zahnarzt
134	Franzbranntwein-Lutschpastillenmix
135	Älterer Laden
136	Riecht nach einem betagten Gebäude/altes Haus
137	Wirtshauseinrichtungseruch
138	Baumarkt
139	Möbelmarkt
140	Freibad
141	Saunaduft
142	Fabrik
143	Kläranlage
144	Zigaretten/-rauch/-dunst/verraucht
145	Zigarre
146	Rauch von gestern Abend in der Lunge
147	Asche
148	Ruß
149	Streu (Hamster)
150	Hunde
151	Neue Polster
152	Bürogerätegeruch/Kopierer
153	Verschmort/nach etwas, das anschmort
154	Nicht so beißend
155	Verbrauchte Luft/Luft von vielen
156	Chemisch/alkoholisch (Beigeruch)
157	Verbrannte Luft/verbrannt
158	Innenraumabluft
159	Frischer Geruch/Frische/frisch/ erfrischend/frische Luft/Frischluff
160	Nicht erfrischend/nicht frisch/nicht frische Luft
161	Chlorgeruch
162	Künstlich
163	Flüchtig
164	Anhaltender Geruch
165	Kein anhaltender Geruch
166	Stehender Geruch/stehend
167	Unterlegter Geruch
168	Nicht intensiv/nicht so stark/ dezent/ leicht
169	Intensiv/markanter Geruch/ stark/extrem/massiv
170	Ganz leicht scharf
171	Nicht schwer
172	Schwer

Nr.	<i>Olfaktorische Eindrücke (Zahlen als Legende für die Karten)</i>
173	Dampf
174	Nicht stechend
175	Stechend
176	Nicht so stechend
177	Bitter/Bitteres
178	Fruchtig
179	Süßlich/süß/süßlicher Geruch/ Süßliches
180	Säuerlich/sauer/säuerlicher Geruch/ Säuerliches
181	Süß-sauer
182	Dunkel
183	Modrig/vermodert
184	Verfault/faulig
185	Ranzig
186	Stickig
187	Nicht stickig
188	Zurückhaltend
189	Muffig
190	Füllend
191	Miefig
192	Herb
193	Streng
194	Brenzlich
195	Angenehm/nicht unangenehm/ positiv/gut/toller Geruch
196	Unangenehm/nicht angenehm/nicht positiv/übel/schlecht
197	Vertrauter, bekannter Geruch
198	Weder abstoßend noch anziehend
199	Ekelhaft/ekelhafter Geruch/eklig
200	Erzeugt Ablehnung/nicht einladend/abweisend
201	Drang erzeugend, sich fortzubewegen
202	Es nimmt einem die Luft weg/man kann nicht frei atmen
203	Stinkt barbarisch
204	Beißend in der Nase/beißend
205	In die Nase steigend
206	Umgart sanft die Nase
207	Warm/Wärme/Hitze
208	Geruch nach Abwechslung
209	Seltsam/seltsamer Geruch/merkwürdig
210	Löst Wohlbefinden aus
211	Erzeugt Unwohlsein

Abb. 6 Auflistung der olfaktorischen Eindrücke in den Stadtteilen (Nummerierung für die Karten 1 bis 9)

8.1 Geruchskomplexe im Westend und Ostend

In den narrativen Interviews werden sowohl im Ostend als auch Westend zahlreiche Gerüche und Geruchsempfindungen von den Probanden angesprochen. Um ein städtisches Geruchsprofil herauszuarbeiten, habe ich *häufige* und *von mehreren Untersuchungspersonen benannte Gerüche* zu Geruchskomplexen zusammengefasst und entsprechend ihrer leiblichen Dimension und daran anknüpfenden Symbolisierungsprozessen analysiert. Diese Geruchskomplexe geben einen Überblick über häufig „anzutreffende“ Gerüche im Frankfurter Westend und Ostend. Anhand einzelner Beispiele wird erläutert, wie sich in Form von unterschiedlichen Gerüche eine Bezugnahme auf den Umgebungsraum ausbildet, die identitätsstiftend wie raumkonstitutiv sein kann. Ergänzt werden die Beschreibungen der Geruchskomplexe durch Kartierungen der olfaktorischen Eindrücke, welche *insgesamt* in den narrativen Interviews angesprochenen wurden (Karte 1 bis 9).

8.1.1 Auto- und Abgasgerüche

Abgasgerüche sind für die Untersuchungspersonen auf den Routen im Westend und Ostend gleichermaßen allgegenwärtig.⁶⁹² Dementsprechend bewahrheitet sich, was bereits in Kapitel 2.4 als olfaktorischer Hintergrund der modernen Städte bezeichnet wurde: Die olfaktorische Stadt wird vorrangig von voranschreitender Automobilisierung und Verkehr geprägt. Alle Gerüche, die auf Automobilisierung zurückgeführt werden können, wurden im Geruchskomplex Auto- und Abgasgerüche zusammengefasst. Dass Abgasgerüche den erwarteten Geruchshintergrund der modernen Städte formieren, verdeutlicht ihre signifikante Thematisierung auch beim Ausbleiben entsprechender Gerüche. Trotz vieler Autos⁶⁹³ riecht Stephanie auf der *Bockenheimer Landstraße* zwar keine Abgase, unterstreicht aber gleichzeitig, dass Autos für sie zum gewohnten Erscheinungsbild des Westends gehören.⁶⁹⁴ Joachim blickt auf die stark befahrene *Bockenheimer Landstraße* und konstatiert, zwar keinen Verkehr zu riechen, dass es aber dafür auch zu

692 Sie sind allgegenwärtig, obwohl die Route Ostend I vornehmlich durch einen verkehrsberuhigten Bereich führt.

693 Vgl. Stephanie: 3f. (Westend II = Der Verweis auf die jeweilige Begehungsrouten ist durch eine konkrete Angabe des Ortes der Nennung während des Interviews ergänzt).

694 Vgl. ebd.: 4 (Westend II).

frisch und der Wind zu stark sei.⁶⁹⁵ Ähnlich auch seine Einschätzung in der *Myliusstraße*, dort könne, er abgesehen von einem Gummigeruch von Autoreifen, keine Autos riechen.⁶⁹⁶ Die Sensibilisierung für die Problematik der Automobilisierung ist derart ausgeprägt, dass sich die städtischen Autoerüche nicht nur durch tatsächlich riechbare Ausdünstungen präsentieren, sondern gleichzeitig durch ihr Ausbleiben, also die Negation des Geruchs. Das Automobil ist im Stadtraum visuell, akustisch, aber auch taktil dominant und drängt sich in den Erwartungshorizont der untersuchten Personen. Da der aktive Stadtmensch permanent durch das Auto in seiner sinnlichen Aufmerksamkeit gelenkt oder eingeschränkt wird, hat diese Dominanz Auswirkungen auf die olfaktorische Wahrnehmung des Stadtraums.⁶⁹⁷ Dass die Wahrnehmung von der „Dominanz des Autos“ geprägt ist, zeigt sich in den Interviews in der relativ häufigen Erwähnung von Autoerüchen. Abgasgerüche werden selbstverständlich nicht nur erwartet, sondern in allen Interviews realräumlich konkret angesprochen, was anhand der Kartierungen nachvollziehbar wird.

Abgasgerüche und synästhetische Charaktere

Besonders die *Bockenheimer Landstraße* und die *Mendelssohnstraße* sind stark durch den Geruch von Abgasen gekennzeichnet, wobei die Probanden in allen Teilen des Westends Abgasgerüche ansprechen.

Detailliert beschreibt Othmar in der *Mendelssohnstraße 94* seinen Eindruck der Abgasgerüche, die seiner Meinung nach keine spezielle Stimmung erzeugen,

„wenn sie nur für sich auftreten, wenn sie noch verbunden sind mit hektischem Verkehr und Hupen, dann erzeugen sie eher Unwohlsein. Aber [...] an einer Ampel, wo die Autos relativ still stehen und der Lärmpegel sehr gering ist, da erzeugen bei mir Gerüche von Abgasen eigentlich keinerlei Unwohlsein, das ist eher so ein neutrales Gefühl.“⁶⁹⁸

695 Vgl. Joachim: 2 (Westend I).

696 Vgl. Joachim: 9 (Westend I). Diesen Geruch bemerkt er erst, als er direkt an den Reifen eines parkenden Autos riecht.

697 So wird beispielsweise die *Siesmayerstraße* nicht mit Abgasgerüchen in Zusammenhang gebracht, was wohl auf das Durchfahrtsverbot für Pkw zurückzuführen ist.

698 Othmar: 4 (Westend II).

Was sich einzelsinnlich für Othmar nicht zu einem spürbaren Problem zuspitzt, kulminiert als synästhetisch polyphone „Eindrucks-Ganzheit“⁶⁹⁹ (vgl. Kap. 3.1) jedoch in der *Mendelssohnstraße 78* in einer unwohnen Atmosphäre der Hektik.

„Insgesamt empfinde ich die Stimmung hier als recht hektisch, es fahren ständig Autos an und ab. Eben kommt uns hier ein starker Abgasgeruch entgegen, der auch, glaube ich, optisch wahrnehmbar ist. Auf jeden Fall schien es eben recht nebelig. Der Geruch hält auch noch sehr lange an, obwohl die Abgasquelle schon längst vorbeigefahren ist. Das war eben also doch ein sehr übler Abgasgeruch. Der hat jetzt eben doch eher negative Gefühle bei mir, also eine gewisse Ablehnung erzeugt, weil er relativ beißend war und auf den Atemwegen leicht beißend gewirkt hat“⁷⁰⁰

Autos fahren sicht- und hörbar *an* und *ab*, der Geruch der Abgase kommt Othmar stark „*entgegen*“, die gesamte Situation wird „*recht nebelig*“ und der Geruch hält an, obwohl die „*Abgasquelle bereits schon längst vorbeigefahren ist*“. Vor dem Haus *Mendelssohnstraße 78* übertragen sich die Hektik und Abgase des Verkehrs negativ auf Othmars Stimmung, gerade weil letztere im synästhetischen Charakter der Hektik gleichsam mitschwingen.

Schon in der Voruntersuchung hat Brigitte darauf hingewiesen, dass sie Autoabgase geradezu verabscheue⁷⁰¹, aufgrund dieses grundsätzlichen Urteils kann ihr lapidares Konstatieren von Autoabgasen in der *Ostendstraße*⁷⁰² als Hinweis auf unangenehme Abgasgerüche gewertet werden.

Eine im Sinne der Polarität *angenehm/unangenehm* hedonische Wirkung⁷⁰³ des Abgasgeruchs im Westend deutet Claudia in ihrer abschließenden Einschätzung nur implizit an, lediglich in der *Bockenheimer Landstraße* nimmt

699 Linck, G. 2001: 250.

700 Ebd.: 5 (Westend II).

701 Vgl. Brigitte, Voruntersuchung: 6.

702 Vgl. Brigitte: 7 (*Ostendstraße 64-66/Ostend I*), vgl. ebd.: 9 (*Howaldtstraße 12/Ostend I*); vgl. ebd.: 11 (*Ostendstraße 80/Ostend I*).

703 Als hedonische Geruchswirkung wird die „Wirkung eines Geruchsstoffes, die [...] durch eine einordnende Bewertung des Reizes zwischen den Merkmalspolen 'äußerst angenehm' und 'äußerst unangenehm' erfaßt wird“ (VDI-Richtlinie 3882/Blatt 2, Entwurf Februar 1992: 4.) angesehen.

sie die synästhetischen Charaktere *dunstig* und *schwer* wahr.⁷⁰⁴ Abgasgerüche werden von Claudia, Brigitte und Joachim im Ostend sprachlich mit synästhetischen Charakteren vereindeutigt, die ein leibliches Befinden widerspiegeln. Den Abgasgeruch solle man sich laut Claudia, als Rauch oder Dunst vorstellen, der leiblich nachvollziehbar, nicht nur schwer wie im Westend wirkt, sondern geradezu in der Nase beißt.⁷⁰⁵ Joachim hat im Westend den Abgasgeruch einfach nur benannt, als wolle er an ein konsensuales Wissen über deren belästigende Wirkung anknüpfen, im Ostend (I) konkretisiert er dagegen die Wirkung. Was im Westend nur als Abgasgeruch deklariert wird, bettet er im Ostend narrativ ein: Einen muffigen Geruch in der *Ostendstraße* Ecke *Windeckstraße* beschreibt er dann weniger teilnahmslos als eine Mischung aus Autoabgasen und „*Luft, wo sehr, sehr viele Konsumenten schon da waren*“⁷⁰⁶.

8.1.2 Naturgerüche

Naturgerüche werden einerseits schlicht erwähnt (Abb. 7), andererseits variantenreich innerhalb eines narrativen Kontextes angesprochen.

Naturgerüche (nach):	Interviewnachweis und Ort der Benennung
Pflanzen	Vgl. Karin: 4 (Abgang zur U-Bahnstation Westend); vgl. ebd.: 9 (<i>Myliusstraße 34</i>); vgl. ebd.: 10 (hinter <i>Kleine Wiesenau 3</i>); vgl. Joachim: 9 (<i>Feldbergstraße 35</i>); vgl. Christine: 3 (<i>Mendelssohnstraße 94–96</i>); vgl. Othmar: 5 (<i>Schubertstraße 5</i>); vgl. ebd.: 6 (<i>Mendelssohnstraße 72</i>); vgl. Brigitte: 4 (<i>Ostendstraße 49</i>); vgl. Othmar: 2 (<i>Rhönstraße 51</i>).
Blumen	Vgl. Claudia: 3 (<i>Bockenheimer Landstraße 76</i>); vgl. Karin: 8 (<i>Myliusstraße 40</i>); vgl. Christine: 4 (<i>Mendelssohnstraße 68</i>); vgl. Christine: 5 (<i>Mendelssohnstraße</i> Ecke <i>Corneliusstraße</i>); vgl. Christine: 5 (<i>Kettenhofweg 95–99</i>); vgl. Brigitte: 11 (<i>Ostendstraße 80</i>); vgl. Joachim: 4 (<i>Ostendstraße 45</i>); vgl. Christine: 2 (<i>Waldschmidtstraße 98</i>); vgl. ebd.: 3 (<i>Waldschmidtstraße 71</i>); vgl. ebd.: 4 (<i>Waldschmidtstraße 57</i>); vgl. ebd.: 5 (Parkhaus: <i>Waldschmidtstraße 41</i>); vgl. Othmar: 2 (<i>Habsburgerallee</i>).
Sträuchern	Vgl. Joachim: 3 (vor der Uhlandschule).
Baum	Vgl. Karin: 11 (hinter <i>Wiesenau 22</i>); vgl. Christine: 3 (<i>Mendelssohnstraße</i>

704 Vgl. Claudia: 10 (Westend I).

705 Vgl. ebd.: 7 (Ostend I).

706 Vgl. Joachim: 6 (Ostend I).

Naturgerüche (nach):	Interviewnachweis und Ort der Benennung
	94–96); vgl. Brigitte: 4 (<i>Ostendstraße 49</i>); vgl. Joachim: 4 (<i>Ostendstraße 49</i>); vgl. Christine: 3 (<i>Waldschmidtstraße 98</i>); vgl. ebd.: 4 (<i>Waldschmidtstraße 57</i>).
Holzig/ Holz	Vgl. Karin: 8 (<i>Myliusstraße 38</i>); vgl. Othmar: 2 (<i>Habsburgerallee</i>).
Erde	Vgl. Joachim: 5 (<i>Siesmayerstraße 4</i>); vgl. Othmar: 6 (<i>Mendelssohnstraße 72</i>); vgl. Joachim: 6 (<i>Ostendstraße 62</i>); vgl. ebd.: 4 (<i>Ostendstraße 49</i>); vgl. ebd.: 7 (<i>Ostendstraße 68</i>); vgl. Brigitte: 4 (<i>Ostendstraße 49</i>); vgl. Claudia: 5 (<i>Ostendstraße 60</i>); vgl. Christine: 3 (<i>Zoomauer: gegenüber Waldschmidtstraße 79</i>).
Ätherischen Ölen	Vgl. Claudia: 8f. (<i>Myliusstraße 22</i>).
Gräsern	Vgl. Karin: 9 (<i>Myliusstraße 28</i>); vgl. Karin: 8 (<i>Myliusstraße 38</i>); vgl. Hans: 4 (<i>Zoomauer: gegenüber Waldschmidtstraße 81</i>).
Farn	Vgl. Karin: 11 (<i>Kleine Wiesenau 53</i>).
Flieder	Vgl. Christine: 8 (<i>Westendplatz</i>); vgl. Christine: 6 (<i>Wohnstift</i>).
Efeu	Vgl. Othmar: 7 (<i>Zoomauer: gegenüber Waldschmidtstraße 81</i>); vgl. Hans: 5 (<i>Zoomauer: gegenüber Waldschmidtstraße 81</i>).
Rosen	Vgl. Joachim: 10 (<i>Feldbergstraße 35</i>).
Ligusterhecke	Vgl. Christine: 6 (<i>Waldschmidtstraße 28</i>).
Nadelgehölzen	Vgl. Othmar: 3 (<i>Bockenheimer Landstraße 79</i>).
Laub	Vgl. Othmar: 8 (<i>Kettenhofweg 101</i>); vgl. Othmar: 3 (<i>Rhönstraße 51</i>).
Hecke	Vgl. Joachim: 7 (<i>Feldbergstraße 51</i>).
Lorbeer	Vgl. Othmar: 6 (<i>Mendelssohnstraße 68</i>).

Abb. 7 Benennungen von städtischen Naturgerüchen

Naturgerüche als räumliche Erinnerungen

Othmar ist der „typische Lorbeergeruch [...] von Zuhause bekannt, weil wir da ziemlich viel Lorbeer im Garten haben. Und der riecht besonders im Sommer relativ stark.“⁷⁰⁷ Er bezeichnet den im Westend (II) gerochenen

707 Othmar: 6f. (*Mendelssohnstraße 68/Westend II*).

Lorbeerbusch als „*Stadtlorbeer*“⁷⁰⁸. Mit dieser Charakterisierung spielt er auf einen Stadt-Land-Gegensatz an, der nach dem Differenzierungsmuster *stark* und *schwach* duftend arbeitet. Während in der ländlichen Region seines Elternhauses der Lorbeer noch intensiv rieche, hat sich der „*Stadtlorbeer*“ bereits seinem wenig duftenden städtischen Umfeld angepasst⁷⁰⁹ und duftet daher nur noch leicht. Insofern Othmar den Gerüchen der Natur positive Eigenschaften wie *stark duftend* und *bei uns* zuschreibt, ist in der Stadt-Land-Dichotomisierung eine Abwertung des Städtischen enthalten.

Naturgerüche werden wie der „*Stadtlorbeer*“ gegenständlich angesprochen, außerdem erscheinen sie als Gegebenheitsgerüche wie Garten-⁷¹⁰ und Grün-gerüche⁷¹¹ und verweisen damit auf komplexe räumliche Szenerien. Im *Kettenhofweg 92* erläutert Othmar den Gartengeruch als raumergreifend und betont, dass Gartengerüche atmosphärisch wirken:

„Ich merke gerade, diese Hecke riecht relativ stark und ich würde den Geruch als recht natürlich beschreiben. Also der Gartengeruch über-tönt im Moment diesen typischen Stadtgeruch. Ich würde sagen, ich fühle mich jetzt im Moment richtig umgeben [!] von Garten- und Naturgeruch, der zusammen mit den leichten und feuchten Gerüchen einen recht positiven Eindruck hinterlässt.“⁷¹²

Durch den Gartengeruch fühlt Othmar sich von Natur umgeben, da der Stadtgeruch (vgl. Kap. 8.1.7) olfaktorisch durch den Naturgeruch in den Hintergrund gedrängt wird und Othmar den real umgebenden städtischen Ort vergessen kann (vgl. Kap. 8.2.2). In ähnlicher Weise erlebt Othmar im Ostend (II) hinter dem Haus *Rhönstraße 51* einen „*Laub-, Naturgeruch*“⁷¹³. Auf einem längeren Wegstück umgibt ihn eine „*Atmosphäre von süßlichem Laubgeruch*“⁷¹⁴. Dieser, später als Grundgeruch des Stadtteils bezeichnete

708 Ebd.: 7 (*Mendelssohnstraße 68/Westend II*).

709 Vgl. ebd. (*Mendelssohnstraße 68/Westend II*).

710 Vgl. Karin: 8 (*Myliusstraße 38/Westend I*); vgl. Joachim: 5 (*Siesmayerstraße 4/Westend I*); vgl. ebd.: 7 (*Feldbergstraße 51/Westend I*); vgl. Othmar: 6 (*Mendelssohnstraße 72/Westend II*); vgl. ebd.: 7 (*Kettenhofweg 92/Westend II*).

711 Vgl. Hans: 2 (*Habsburgerallee 90/Ostend II*).

712 Othmar: 7 (Westend II).

713 Othmar: 3 (Ostend II).

714 Ebd. (Ostend II).

Laubgeruch überdeckt selbst den modrigen „*typischen Abfallcontainergeruch*“⁷¹⁵, denn er ist derart über den Raum gebreitet, dass Othmar selbst Abfallgerüche nur nach intensiven Bemühungen riecht. Wie der Gartengeruch im Westend (II) ist er so wirkmächtig, dass Stadt- und Abfallgeruch ganz in Atmosphären, die von Naturgerüchen imprägniert sind, untergehen.

Die Wirkung der Naturgerüche bleibt allerdings auch diffus, denn für Christine erweckt der Geruch von Blumen „*das Gefühl an die Natur, die Bäume, die Vögel, den Strauch*“⁷¹⁶. Weil der Blumengeruch in einer sowohl sachlichen als auch leiblich fühlbaren Beziehung zur Natur steht, wird er zu einem fühlbaren Sinnbild des Abstraktums *Natur*. Das olfaktorisch vermittelte Naturgefühl ist mit dem Eindruck der Frische in eine synästhetische „Eindrucks-Ganzheit“ von *Natur* eingefasst, was ebenfalls durch die städtische Audiosphäre erlebbar wird.⁷¹⁷

„Und hier riecht es auch wieder so nach Blumen, nach Bäumen. Und es ist immer schön, dass man dieses Zwitschern so im Hintergrund hat.“⁷¹⁸

Das Naturgefühl bietet planerische Perspektiven, denn eine voluminöse und eng stehende Bebauung, wie die von Christine in der *Waldschmidtstraße 28-30* bemängelte Wohnbebauung, kann durch die Betonung von Naturelementen viel freundlicher wirken.⁷¹⁹

Durch die Konzentration auf die Naturgerüche wird für Brigitte der olfaktorische Unterschied zwischen Ostend und Westend eindeutig: Obwohl sie vor der *Uhlandschule* keinen stinkenden Geruch wahrnimmt, stellt sie fest, dass es im Westend aufgrund der dortigen Begrünung des Stadtraums frischer roch⁷²⁰ (vgl. Kap. 8.1.3). Die Frische als Referenz eines angenehmen Pflanzengeruchs spricht Brigitte im Ostend gar nicht erst an, Joachim hingegen thematisiert sie in einer grundsätzlich anderen Weise als im Westend.

715 Ebd.: 4 (*Rhönstraße 51/Ostend II*).

716 Christine: 5 (*Kettenhofweg 99-95/Westend II*).

717 Vgl. Christine: 3 (*Zoomauer: gegenüber Waldschmidtstraße 71/Ostend II*).

718 Ebd.: 4 (*Waldschmidtstraße 57/Ostend II*).

719 Vgl. ebd.: 5f. (*Waldschmidtstraße 30-28/Ostend II*).

720 Vgl. Brigitte, S. 3 (*Ostend I*).

Naturgerüche nimmt Joachim vor der *Uhlandschule* wahr als Geruch nasser Sträucher⁷²¹, als Geruch nach Erde⁷²² und in der *Ostendstraße 62* als Geruch, der „*frisch nach Wasser und frischer Erde*“⁷²³ riecht. Ansonsten tauchen im Ostend Pflanzengerüche im Kontrast zum Uringeruch auf. An den Pflanztrögen in der *Ostendstraße 49* riecht und sieht Brigitte Müll sowie Exkreme/Urin von Hunden und Katzen, von denen sich die Naturgerüche von Bäumen, Pflanzen und Erde abheben.⁷²⁴

Insgesamt beschreiben die Probanden an vielen Orten in beiden Stadtteilen Naturgerüche, wobei auffällt, dass die Beschreibungen im Westend variationsreicher sind. Naturgerüche sind häufig an Atmosphären (vgl. Kap. 8.2.4) gebunden und können zuweilen selbst negative Gerüche nach Abfall überdecken. Verbunden mit dem Eindruck der Frische, konkurrieren Pflanzengerüche mit den dominanten Auto- und Abgasgerüchen im olfaktorischen Stadtraum.

8.1.3 *Frische*

Die Frische nimmt eine Sonderstellung innerhalb der Geruchskomplexe ein, da ein leibliches Befinden unmittelbar versprachlicht wird. Dieses Befinden wird mit neutral und positiv konnotierten Geruchsqualitäten, wie Naturgerüchen im Zusammenhang mit Luftzirkulation und Kosmetik- und Hygienegerüchen, verknüpft.

Frische als leibliches Befinden

Vor dem Gebäude in der *Myliusstraße 34* (Westend I) beschreibt Claudia einen frischen Duft, der ihr das Gefühl vermittele, besser atmen zu können.⁷²⁵ Christine sagt allgemein über die Frische im Westend und Ostend: „*dass man so Energie tankt [...] eher so motivierend [...] das Gefühl*“⁷²⁶. In ihrer Beschreibung äußert sie ein leibliches Befinden, das sich mit Hilfe des phänomenologischen Modells der leiblichen Dynamik präzisieren lässt. Das

721 Vgl. Joachim: 3 (Ostend I).

722 Vgl. ebd.: 4 (*Ostendstraße 49/Ostend I*); vgl. ebd.: 7 (*Ostendstraße 68/Ostend I*)

723 Vgl. ebd.: 6 (Ostend I).

724 Vgl. Brigitte: 4 (Ostend I).

725 Vgl. Claudia: 7 (Westend I).

726 Christine: 4 (Westend II).

Energietanken beschreibt nicht einfach den lebensnotwendigen Akt des Atmens von frischer, unverbrauchter Luft, vielmehr ist es das leibliche Moment des Aufatmens, das Christine als antagonistisches Spüren in Spannung und Schwellung und damit als motivierendes Gefühl bemerkt (vgl. Exkurs in Kap. 4.4). Dass sie im Aufatmen in einem Resonanzverhältnis zum Umgebungsraum steht, schildert sie eindringlich beim Riechen von frischer Luft an der Zoomauer, gegenüber der *Waldschmidtstraße 81*.

„[...] man merkt das, ja dass man da irgendwie so Lust bekommt oder so irgendwas zu machen, anstatt, wenn man jetzt so in einem warmen Raum, oder wo jetzt so schwüle Luft ist und stickige, da denkt man, am besten müsste man nichts machen oder wäre man wieder draußen.“⁷²⁷

Der Frische-Eindruck ist nicht nur ein persönliches Gefühl, eine Stimmung, sondern wird auf den Umgebungsraum bezogen wahrgenommen. Die Frische ist ein atmosphärisches Spüren, das positiv betont, wie man sich in einer bestimmten Umgebung fühlt. Die Frische korrespondiert als synästhetischer Charakter mit dem Wind, so beschreiben Othmar⁷²⁸, Karin⁷²⁹, Christine⁷³⁰ und Joachim⁷³¹ an diversen Orten im Westend und Ostend ihren Frische-Eindruck in engem Verhältnis zum Wehen der Luft. Dem Verhältnis von Wind, Frische und Geruch geht Joachim im Westend explizit nach:

„[...] frisch ist einfach, ja, es ist glaube ich eher der Wind an sich [!], der [...] erstmal nicht riecht und natürlich auch nicht so aromatisch, wie an der Nordsee. [...] aber dadurch [...] neutral riecht und jetzt nicht irgendwie nach Abgasen oder irgendwas, hat man das Gefühl, naja, wenn man dann auch noch die Bäume sieht, dass einfach Luft produziert wurde und die jetzt einem in die Nase geblasen wird.“⁷³²

Insofern Frische als Abwesenheit negativ konnotierter Gerüche wie beispielsweise Auto- und Abgasgerüche wirksam wird, muss sie zusammen mit

727 Christine: 3 (Ostend II).

728 Vgl. Othmar: 2 (U-Bahnstation *Westend*/Westend II).

729 Vgl. Karin: 4 (Aufgang der U-Bahnstation *Westend*/Westend I).

730 Vgl. Christine: 4 (*Mendelssohnstraße 70*/Westend II); vgl. ebd.: 2 (Aufgang der U-Bahnstation *Westend*/Westend II).

731 Vgl. Joachim: 8 (*Feldbergstraße 59*/Westend I).

732 Ebd.: 8 (Westend I).

dem halbdinglichen⁷³³ Bewegungsmoment Wind bewertet werden. Das Wehen der Luft vertreibt den Gestank und bläst Joachim neutral riechende Luft ohne Abgase in die Nase. Auch Christine stellt am Ausgang zur U-Bahnstation *Westend* fest, dass der Benzingeruch zugunsten des Frische-Geruchs abnimmt.⁷³⁴ Die durch die Eingänge der Station einströmende Luft wird als Konkurrenz zum stickigen U-Bahn- und Technikgeruch ebenfalls von Othmar angesprochen. Obgleich Frische häufig als Luft bezeichnet wird, ist sie dessen ungeachtet ein Geruch, da ihr Auftreten stets das olfaktorische Wahrnehmen eines negativ konnotierten Geruchs wie des Technikgeruchs beeinflusst und erst über das Moment der Veränderung als Erfrischung wirksam wird.

„Also die Luft, die durch die Eingänge reinströmt und die hier als Zugluft wahrnehmbar ist, die ist im Vergleich zum Bahngeruch, zu dem Technikgeruch recht frisch. [...] Also wie gesagt, wirkt auf mich frisch und erfrischend.“⁷³⁵

Frische vertreibt Abgase

Die Konkurrenz zwischen dem Verkehr und der städtischen Natur markiert einen wichtigen städtischen Gegensatz. So behauptet Stephanie, dass zum *Westend* vorrangig Autos gehören⁷³⁶, wobei sie im Vorbeigehen in der *Mendelssohnstraße 78–80* auch etwas „*Natürliches von Pflanzen Ausgehendes*“⁷³⁷ zu riechen meint. Sie kann diesen Geruch weder in seiner Qualität noch in seiner leiblichen Dimension ausführlich beschreiben und begnügt sich mit der Aussage, ihn als „*angenehm natürlich*“⁷³⁸ zu empfinden und mit Laub zu assoziieren. Es ist etwas, das „*anders riecht als der so genannte Rest hier*“⁷³⁹, der ihrer alltäglichen Erfahrung nach, aber „*hier glaube ich immer*“⁷⁴⁰ so riecht. Die in dieser Textpassage umrissene Konkurrenz zwi-

733 Zum Begriff des Halbding vgl. Kap. 4.1.

734 Vgl. Christine: 2 (*Westend II*).

735 Othmar: 2 (*Westend II*).

736 Vgl. Stephanie: 4 (*Westend II*). Auch an späterer Stelle weist sich noch einmal auf den erheblichen Verkehr hin (vgl. ebd.: 11 – *Westend II*).

737 Ebd.: 4 (*Westend II*).

738 Ebd. (*Westend II*).

739 Ebd.: 5 (*Westend II*).

740 Ebd.: 4 (*Westend II*).

schen städtischem Verkehrs- und Naturraum konkretisiert sich weiterführend durch die in den Interviews stark verbreitete thematische Verknüpfung von frischer Luft und Naturgerüchen.

Christine und Karin deuten diese polare Differenzierung an, wenn sie Frische klar vom Geruch in der U-Bahnstation *Westend* abgrenzen.⁷⁴¹ Nach Verlassen dieser Station riecht es für Karin weniger nach Abgasen und sie erlebt durch den aufkommenden Wind und die umstehenden Bäumen eine Frische. Zunächst betont sie, dass der Geruch der Laubbäume einen angenehmen Eindruck der *Bockenheimer Landstraße* vermittelt, um dann insgesamt eine freundliche Atmosphäre festzustellen: „*Also es wirkt auch gleich freundlicher wie unten in der U-Bahn*“⁷⁴². Nach Verlassen der Station gerät Karin in den Bann einer freundlichen Atmosphäre, die getragen vom Geruch der Laubbäume, eine Veränderung in der Wahrnehmung des Umgebungsraums bewirkt, lediglich, weil sie den einen gestimmten Raum (U-Bahnstation) verlässt und den nächsten betritt. Die Verbindung von Frische mit Naturgeruch repräsentiert einen zentralen Bedeutungskomplex des städtischen Geruchsraums, wobei frische Naturgerüche einen Kontrast zu den Abgasgerüchen und Immissionen herstellen. Christine meint nach Verlassen der Station: „*Hier riecht es jetzt anders als unten, ich würde mal sagen, frischer, aber auch wieder eher nach Abgasen*“⁷⁴³. Durch die Betonung des Wortes „aber“ manifestiert sich die polare Entgegensetzung von Frische und Abgasen, die zwar raumzeitlich parallel auftreten können, aber sich dennoch klar voneinander abheben. In ähnlicher Weise schildert Othmar seinen kontrastreichen Eindruck des hektischen Westends, das maßgeblich durch den Verkehrs geprägt ist.

„[...] insgesamt steht für mich eigentlich der geruchsbezogene Eindruck im Kontrast zur Stimmung, die hier herrscht. Der Geruch ist doch relativ einheitlich, also diese Frische überwiegt, aber insgesamt von der Atmosphäre her, würde ich doch eher sagen, dass eher Hektik und Unbehagen hier überwiegt.“⁷⁴⁴

741 Vgl. Karin: 4 (Westend I).

742 Ebd. (Westend I).

743 Christine: 2 (Westend II).

744 Othmar: 3 (*Bockenheimer Landstraße* 79/Westend II).

Der auf Othmar „überflutende“ Eindruck der Hektik ist visuell und durch Abgasgerüche vermittelt (vgl. Kap. 8.1.1). Die Hektik bleibt kein diffuses persönliches Gefühl, denn Othmar spürt durch die leiblich wahrnehmbare Frische des Pflanzengeruchs⁷⁴⁵ einen Kontrast, wodurch er die Hektik als etwas vom Verkehrsraum auf ihn Übergreifendes erkennt. Gemäß Claudia und Joachim lässt sich die Frische ebenfalls nicht mit Abgasgeruch vereinbaren, denn für Claudia riecht es nach Verschwinden eines Abgasgeruchs in der *Ostendstraße 70* frischer als vorher⁷⁴⁶ und Joachim betont, dass Frische ein neutraler Geruch sei und eben nicht einen Abgasgeruch⁷⁴⁷ oder Immissionen mit sich bringe,

„weil der Wind doch eher einem frische Wind, äh, Luft in die Nase bläst und die Luft hier jetzt nicht irgendwie von Höchst oder so, ähm, mit einem Grundgeruch ausgestattet ist.“⁷⁴⁸

Joachim hält die Frische für die Entgegensetzung von Immissionen, ganz gleich, ob es solche des chemischen Gewerbes⁷⁴⁹ oder lediglich Autoabgase sind.

Frische und städtische Naturräume

Die Thematisierung der Frische nimmt neben der Differenz zu Abgasgerüchen auf den olfaktorischen Naturraum der Stadt Bezug. Frische korreliert für Claudia⁷⁵⁰, Karin⁷⁵¹, Joachim⁷⁵², Othmar⁷⁵³ und Christine⁷⁵⁴ mit Natur

745 Vgl. ebd. (*Bockenheimer Landstraße 79/Westend II*);

746 Vgl. Claudia: 6 (*Ostend I*).

747 Vgl. Joachim: 8 (*Westend I*).

748 Ebd. (*Westend I*).

749 In Frankfurt Höchst ist der Chemiekonzern Hoechst (jetzt Aventis) ansässig, dessen Name in Frankfurt ein Synonym für Immissionsbelastung durch chemische Industrie ist.

750 Vgl. Claudia: 3 (*Bockenheimer Landstraße 76/Westend I*); vgl. ebd.: 4 (*Siesmayerstraße 10/Westend I*); vgl. ebd.: 10 (*Westend I*).

751 Vgl. Karin: 4 (*Bockenheimer Landstraße 74-72/Westend I*).

752 Vgl. Joachim: 8 (*Feldbergstraße 47-43/Westend I*).

753 Vgl. Othmar: 5 (*Schubertstraße 5/Westend II*); vgl. ebd.: 3 (*Bockenheimer Landstraße 79/Westend II*).

754 Vgl. Christine: 2 (*Bockenheimer Landstraße 74-72/Westend II*).

und Naturgerüchen und wird zum fühlbaren Ausdruck einer als positiv empfundenen städtischen Natur.

Im Ostend taucht ebenfalls Frische auf, wird aber im Gegensatz zum Westend in anderen thematischen Verknüpfungen beschrieben. Einzig Christine bemerkt wieder den Geruch frischer Luft⁷⁵⁵, einen erfrischenden Geruch⁷⁵⁶ oder frische Luft⁷⁵⁷, doch nur an der Zoomauer geht diese Frische mit einem Naturgefühl einher.⁷⁵⁸ Vor der *Uhlandschule* fühlt sich Brigitte gar zu dem allgemeinen Urteil beflissen, dass es nicht so frisch rieche

„wie im Westend. Im Westend, also da, wo ich jetzt viele Bäume gesehen habe, bei den Vorgärten oder beim Palmengarten, hat es viel frischer gerochen. Und hier nicht.“⁷⁵⁹

Die Frische als angenehmer Pflanzengeruch spricht Brigitte im Ostend nie an. Die thematische Verknüpfung von Frische und Nässe von Seiten Joachims und Claudias bestätigt, dass Frische im Ostend in Zusammenhang mit dem städtischen Naturraum gänzlich anders angesprochen wird. Den Geruch nasser Steine, wie in der *Ostendstraße 60*, kennt Claudia, wenn mit dem Schlauch der Hof abgespritzt wird und es dann erdig, schlammig und gleichzeitig frisch nach Wasser riecht.⁷⁶⁰ Die Mischung von Frische, Nässe und einem erdigen Geruch als olfaktorischer Ausdruck von Natur riecht auch Joachim⁷⁶¹ (vgl. Kap. 8.1.2). Diesen Schilderungen entsprechend, wird der städtische Naturraum im Ostend nicht wie im Westend durch den Frische-Eindruck von Pflanzen repräsentiert, sondern von riechbarer Nässe, Erde und Schlamm.

„[...] ich meine es gibt ja so diesen The-road-smell-after-the-rain [...]. Hat natürlich einen frischen Charakter, also das Wasser riecht irgendwie dann auf der Straße frisch, obwohl die Straße, ja, wobei es

755 Vgl. Christine: 3 (Zoomauer: gegenüber *Waldschmidtstraße 81/Ostend II*); vgl. ebd.: 4 (Apotheke: *Waldschmidtstraße 69/Ostend II*).

756 Vgl. Christine: 8 (*Mousonstraße 16/Ostend II*).

757 Vgl. ebd.: 6 (*Waldschmidtstraße 24/Ostend II*).

758 Vgl. ebd.: 3 (Zoomauer: *Waldschmidtstraße* gegenüber Nr. 81/Ostend II).

759 Brigitte: 3 (Ostend I).

760 Vgl. Claudia: 5 (Ostend I).

761 Vgl. Joachim: 6 (*Ostendstraße 62/Ostend I*).

eben auch leicht schmutzig riecht und [...] dieser klassische Nach-dem-Regen-Geruch ergibt sich ja erst, finde ich, in einer Kombination, in ja, über Land, also in der Kombination mit Grün, was riecht nach dem Regen und ja, und hier riecht es dann eher leicht schmutzig, ein bisschen nach diesem Bitumen, aber das finde ich nicht unangenehm.⁷⁶²

Der *Nach-dem-Regen-Geruch* offenbart olfaktorisch einen Stadt-Land-Gegensatz, denn auf dem Land bewirkt die Nässe des Regens „in der Kombination mit Grün“ diesen frischen und klassischen *Nach-dem-Regen-Geruch*. Im städtischen Raum ist dieser Geruch zwar immer noch frisch, doch im Gegensatz zum „grünen Land“ ebenfalls schmutzig. Diese Dualität deckt sich in besonderem Maß mit der Voruntersuchung von Joachim, in der er eben diesen *road-smell-after-the-rain* mit einem wohligen Gefühl und Naturverbundenheit assoziierte.⁷⁶³ Der Komplex von Frische, Natur und ihr zugeordneten Gerüche wird somit in Abgrenzung zum Schmutz als Gegenteil des Städtischen stilisiert. Unter diesem Fokus ist das Westend als besonderer Bereich innerhalb der Stadt Frankfurt charakterisiert, da hier zahlreiche positive Frische-Erlebnisse gerade im Hinblick auf den Naturraum genannt wurden, während die Frische im Ostend, verbunden mit Nässe, erdig, schlammig, schmutzig und nach Bitumen, eben wie eine Stadt, riecht.

Frische und materielle Umwelt

Der Frische-Eindruck des Ostends vereindeutigt sich im synästhetischen Zusammenspiel, sobald die fehlende Frische in Zusammenhang mit einem vernachlässigten Zustand eines Gebäudes angesprochen wird. In der S-Bahnstation *Ostendstraße* (vgl. Kap. 8.2.3) ist die Kombination von leichtem Urin-, Stein-, Staub- und Schmutzgeruch dafür verantwortlich, dass Joachim die Station nicht als frisch riechend erachtet.⁷⁶⁴ Das von Brigitte angesprochene Haus im östlichen Abschnitt der *Ostendstraße* wirkt mit seinen Briefkästen, den (Kunst-) Steinen im Eingangsbereich, der stark angestoßenen Türleiste und dem nicht frischen Geruch wie ein typischer Sozialbau⁷⁶⁵. Dieser nicht frische Geruch wird einerseits als einer beschrieben, der dadurch

762 Vgl. ebd.

763 Vgl. Joachim Voruntersuchung: 6.

764 Vgl. Joachim: 2 (Ostend I).

765 Vgl. Brigitte: 9 (Ostend I).

entsteht, dass etwas häufig benutzt wird oder eben alt ist⁷⁶⁶ und andererseits wird er mit einer sozialen Zuschreibung (vgl. Kap. 2.3) verknüpft. Der Geruch des alten Gebäudes verdichtet sich mit Erscheinung des Eingangsberreichs zum Eindruck eines Sozialbaus.

Zusammenfassend lässt sich im Unterschied zum Westend feststellen, dass sich Frische im Ostend weniger durch Pflanzen, sondern durch Straßennässe vermittelt und dabei sogar auch Schmutz und Schlamm gerochen werden. Positive Frische-Erlebnisse tauchen vorrangig im Westend infolge einer guten Durchlüftung des Stadtraums auf, gehen mit der Thematisierung der Naturelemente Wind und Pflanzen einher und drängen Auto- und Abgasgerüche zurück.

8.1.4 Kosmetik- und Hygienegerüche

Kosmetik- und Hygienegerüche verweisen auf unterschiedliche Formen der olfaktorischen Inszenierung des Körpers durch riechende Kosmetikprodukte, Parfüms etc. und Reinigungspraktiken im privaten und öffentlichen Raum. Dieser Geruchskomplex taucht dementsprechend in zweifacher Hinsicht auf:

1. Es sind *individuelle Gerüche*, die als eigener oder fremder Parfüm- oder Körpergeruch beschrieben werden, und
2. *nicht-persönliche Gerüche*, die beispielsweise als Reinigungsmittelgeruch auf Reinigungspraktiken an stationären Objekten und damit auf eine immobile Geruchsquelle verweisen.

Im Westend werden *individuelle Gerüche* nur als Geruch von After-shave⁷⁶⁷, Geruch eines Passanten nach parfümierter Seife⁷⁶⁸ und Parfümgeruch⁷⁶⁹ the-

766 Vgl. ebd. (Ostend I).

767 Vgl. Karin: 7 (*Feldbergstraße 43/Westend I*).

768 Vgl. Christine: 6 (*Westendstraße 47/Westend II*). Einzige Ausnahme bleibt Othmars unkommentierte Äußerung zum Geruch eines Radfahrers, der aber weder als Körper- noch als Parfümgeruch klassifiziert wird (vgl. Othmar: 4 – *Mendelssohnstraße 92/Westend II*).

769 Vgl. Karin: 5 (*Siesmayerstraße 6/Westend I*); vgl. Claudia: 4 (*Siesmayerstraße 8/Westend I*); vgl. Joachim: 4 (*Abgang zur U-Bahnstation Westend/Westend I*); vgl. Christine: 3 (*Mendelssohnstraße 92-94/Westend II*); vgl. Othmar: 3 (*Bockenheimer Landstraße 81/Westend II*); vgl. ebd.: 4 (*Mendelssohnstraße 96/Westend II*); vgl. ebd.: 4 (*Mendelssohnstraße 82/Westend II*).

matisiert, während sonstige Körpergerüche der Mitmenschen ausgespart bleiben.

Gerüche in der Selbst- und Fremdwahrnehmung

Karins allgemeine Aussage zu einem süßen Parfümgeruch ist der einzige Hinweis darauf, dass sich im Westend eine der Untersuchungspersonen zu den übrigen Passanten *bewertend* in Beziehung setzt. Ihre Ausführungen verdeutlichen, dass Parfümgerüche zu einer zwischen Fremd- und Selbstwahrnehmung pendelnden Wahrnehmung provozieren.

„Süßes Parfüm. [Karin verzieht das Gesicht] [**Keines, wo sie sagen würden, das ist jetzt so ihr Geschmack, oder?** – W. B.] Nein, ich mag keine süßen Parfüms. Also, manchmal kann ich es haben, im Sommer vor allem, aber im Winter mag ich mehr schwere Düfte. Find ich, passt auch mehr [...], das erfrischt dann auch weniger. Leichte süßliche Düfte oder mehr so, ähm, mit Zitrusfrüchten-Düfte find ich für den Sommer besser.“⁷⁷⁰

Gerüche, welche zwischen Wahrnehmung von fremder Körperlichkeit und (potentiell) *eigener* Körperlichkeit changieren, stellen eine „Brücke“ zum öffentlichen Raum her. Indem Karin zu dem Parfüm Position bezieht und sich fragt, ob sie es möglicherweise selbst nutzen würde, wird eine identitätsstiftende Beziehung zwischen persönlicher Geruchspräferenz und situativem Geruchserleben im Realraum hergestellt. Eine vergleichbare Situation erlebt Joachim, der zuweilen nicht mehr zweifelsfrei die Trennung zwischen einem Geruch der städtischen Umgebung und seinem Eigengeruch vornehmen kann.

„Jetzt rieche ich gerade irgendwie ein Parfum. [...] Bin ich das selber? Vielleicht von der Frau da vorne, ich weiß nicht genau. Oder gucken wir doch einfach mal, ob es vielleicht auch Blumen waren.“⁷⁷¹

Joachim vermutet, dass eine vorbeilaufende Frau den Parfümgeruch verströmt, überprüft dennoch gleichzeitig, ob nicht vielleicht er selbst oder die nahen Blumenbeete Quelle des Geruchs sein könnten. Der Geruch irritiert, weil er nicht eindeutig an einer Geruchsquelle zu verorten ist und vielleicht sogar vom Wahrnehmenden selbst ausgeht. Die suchende Musterung des

770 Karin: 5f. (*Siesmayerstraße 6*/Westend I). Die in eckige Klammern gestellten und hervorgehobenen Fragen habe ich in der konkreten Interviewsituation gestellt.

771 Joachim: 4 (Westend I).

Umgebungsraums geschieht, weil der Geruch im Raum nie in Distanzen gegeben ist (vgl. Kap. 4.2 und 4.4), sondern leibnah berührt. Es kann nicht eindeutig gesagt werden, wo der Geruch im realräumlichen Sinne *herkommt*.

In der pendelnden Suchbewegung Joachims zwischen sich, dem Blumenbeet und der Passantin zeigt sich, dass er den sichtbaren unbelebten Umgebungsraum pathisch, aber nur diffus als potentielle Duftquelle wahrnimmt. Gerade im Verschwimmen der Grenze zwischen potentielltem Eigen- und Umgebungsgeruch deutet sich eine „Verschmelzung“ des umgebenden Raums und des Wahrnehmenden in einem „unreflektierten Innesein“ an (vgl. Kap. 5.2). Indem er den Geruch erkennt, benennt und verortet versucht Joachim sich zu den ihm begegnenden Personen und gleichzeitig zum Stadtraum in der Weise eines gnostischen Wahrnehmens in Beziehung zu setzen. Anhand der Frage *Könnte auch ich es sein, der so riecht?* erweitert dieser bewusste Vergleich das Wahrnehmungsspektrum auf die gegenständliche Umwelt und kulminiert in der Frage *Bin ich es oder die Blume, der/die riecht?* Für Joachim ist zunächst die städtische Umwelt nicht eindeutig von sich zu unterscheiden, so dass er nicht ohne Zweifel aussagen könnte: *hier bin ich und dort ist meine Umwelt*. In dieser irritierenden Situation wird der Geruch zum Impuls, den umgebenden Raum aufmerksam zu mustern, um den Geruch einem sicht-, hör- oder greifbarem Ding zuzuordnen. Joachim sieht die Passantin; die Tatsache, dass der Geruch in ihrer Richtung an Intensität zunimmt, lässt für ihn Gewissheit aufkommen, dass weder er noch die nahen Blumen den süßlichen Geruch verströmen. Ist die Duftquelle zugeordnet, vergegenständlicht, grenzt sich das Individuum von dem gerochenen Geruch ab. Raumwahrnehmung durch den Gesichts- und Gehörsinn schafft stets eine Distanzierung vom umgebenden Raum. Joachim hat nun die Geruchsquelle *parfümierte Frau* vor Augen, d. h. in einem Abstand zu sich. Somit löst sich die zuvor im suchenden Akt realisierte Korrespondenz des Parfümgeruchs mit dem leiblichen Befinden Joachims auf.

Kosmetik- und Hygienegerüche und soziale Räume im Westend

Insgesamt werden im Westend menschliche Gerüche von Othmar, Joachim, Karin, Claudia und Christine ausschließlich als parfümartige Gerüche und keineswegs als Körpergerüche oder gar -ausdünstungen angesprochen. Dies ist verwunderlich, denn gerade in der U-Bahnstation *Westend* hätte Othmar nach Arbeitsschluss vor allem mehr individuelle Gerüche *„nach verbrauch-*

tem Geruch, Schweiß“⁷⁷² erwartet. Die Vorerwartung von Joachim und Claudia im Westend (teures) Parfüm zu riechen⁷⁷³, ist bezeichnend für ihre Einstellung gegenüber diesem Stadtteil, den sie als aufgeräumt⁷⁷⁴ und repräsentativ⁷⁷⁵ bis elitär⁷⁷⁶ während der Begehung beschreiben. Gemäß dieser Einschätzung benennen alle Probanden konfektionierte Duftprodukte und nicht Körpergerüche als individuellen Gerüche im Westend. Diese Argumentationslogik setzt sich in der Beschreibung der *nicht-persönlichen* Kosmetik- und Hygienegerüche signifikant fort.

Im Westend bleiben Waschmittelgeruch⁷⁷⁷ sowie ein Geruch von parfümierter Seife⁷⁷⁸ weitestgehend unkommentiert und unbewertet. Wenngleich sich die Vorerwartung Christines, im Westend den Holzduft von Altbauwohnungen⁷⁷⁹ und den „Duft der Reichen“⁷⁸⁰ wahrnehmen zu können, nicht erfüllte, dominieren hier die positiven Konnotationen von Reinigungsgerüchen. Selbst den Geruch „nach Toilette“⁷⁸¹ oder „abgestandenem Wasser“⁷⁸² problematisiert Christine nicht mit Bezug auf den Pflegezustand des Westends. Lediglich ein Kläranlagen-Geruch wird von ihr mit dem Eindruck der Westendstraße und des Hauses in der *Guiollettstraße 67* in Zusammenhang gebracht.

„Hier riecht es irgendwie so nach Kläranlage. [...] Man meint jetzt auch irgendwie, dass jetzt hier so die, ich sage jetzt mal, sozial Schwächeren wohnen, gerade in dem Haus da vorne.“⁷⁸³

772 Othmar: 2 (Westend II).

773 Vgl. Joachim Voruntersuchung: 4; vgl. Claudia Voruntersuchung: 3.

774 Vgl. Joachim: 2 (Westend I);

775 Vgl. ebd.: 5 (*Siesmayerstraße 4* und *4a*/Westend I); vgl. ebd.: 7f. (*Feldbergstraße*/Westend I).

776 Vgl. Claudia: 11 (Westend I); vgl. ebd.: 4 (Westend I).

777 Vgl. ebd.: 5 (*Feldbergstraße 51*/Westend I).

778 Vgl. Karin: 8f. (Westend I).

779 Vgl. Christine Voruntersuchung: 2.

780 Ebd.

781 Christine: 3 (Westend II).

782 Ebd. (Westend II).

783 Ebd.: 6 (Westend II).

Christine ist neben Joachim die einzige Person, die ein konkretes Geruchsergebnis auf die soziale Situation innerhalb des Viertels rückbindet. In der disqualifizierenden Thematisierung des Geruchs äußert sie eine *Besonderung*⁷⁸⁴. Der übrige Stadtteil wird selbst an den Orten, wo er nach Toilette oder abgestandenem Wasser riecht, nicht im Hinblick auf eine *besondere* soziale Situation gedeutet. Im Verbund mit dem Gesichtssinn kristallisiert sich aus dem olfaktorisch ergreifenden Eindruck des Kläranlagen-Geruchs allerdings ein Objekt der Besonderung heraus. Es ist

„wieder so die ganze Straße, im Gegensatz wieder zu vorher. Obwohl da jetzt hier auch was Grünes ist. Man sehnt sich irgendwie wieder nach, einer schöner kann man nicht sagen, ja, nach einer heileren Umgebung, weil die Straßen sind irgendwie, beengend wirken die, weil überall da Autos stehen.“⁷⁸⁵

Trotz der Begrünung, beengt die Straße sie auch durch die überall dort parkenden Autos in ihrem leiblichen Befinden derart, dass sie sich nach einer heileren Umgebung sehnt. Der visuelle Eindruck des Hause *Guiollettstraße 67* lässt den Eindruck der Straße mit dem ergreifenden Geruch nach Kläranlage zusammenfallen. So wird beim Betrachten des Hauses der zunächst diffuse und unbestimmte Eindruck gegenständlich konkret, denn dieses ist als einziges Objekt im Umkreis stimmig sowohl mit der Situation der räumlichen Umgebung als auch mit dem Kläranlagen-Geruch und dem visuellen Eindruck. Das Haus in der *Guiollettstraße 67* mit den „*sozial Schwächeren*“ wird zwar von Christine nicht im Sinne eines Gegenstandsgeruchs als Geruchsquelle benannt, aber es zeigt sich, wie die „Eindrucks-Ganzheit“ (vgl. Kap. 3.1) im Nachdenken über die Umgebung zusehends konkreter wird. Zunächst *riecht* Christine etwas, was sie dann in diesem Haus *meint* zu erkennen. Gleichzeitig verknüpft Christine mit dieser „Eindrucks-Ganzheit“ eine soziale Zuschreibung des Geruchs, die allerdings nicht auf eine explizite Stigmatisierung hinausläuft, denn allzu vage bleibt sie in ihrer Formulierung, wenn sie die „*sozial Schwächeren*“ hier sozialräumlich verortet. Der von Christine benannte Kläranlagen-Geruch in der *Westendstraße*⁷⁸⁶ und

784 Unter *Besonderung* verstehe ich hier den argumentativen Vorgang der Hervorhebung. Ein Gegenstand, eine Situation, eine Person wird thematisiert und sprachlich als eine Besonderheit aus dem Umfeld herausgehoben.

785 Ebd. (Westend II).

786 Vgl. Christine: 6 (Westend II).

Joachims allgemeine Beschreibung eines Reinigungsmittelgeruchs in der *Feldbergstraße 51* sind die einzigen Hinweise auf eine thematische Verknüpfung von Reinigungsgerüchen mit einer besonderen (sozialen) Situation im Westend.

„Ich hatte erst den Eindruck, das riecht vielleicht nach Reinigungsmittel, aber [...] so ein bisschen gepflegt aber natürlich auch. [...] Hier riecht es jetzt eindeutig nach Putzmittel. Also es riecht auf jeden Fall, wenn auch nur sehr dezent, aber es riecht auf jeden Fall kein Stück, es riecht eher neutral so. [**Neutral? Aber man kann schon sagen, dass es Putzmittel ist?** – W. B.] Ja, es riecht halt, also neutral deshalb, weil der Putzmittelgeruch sehr dezent ist, aber irgendwie keine anderen Gerüche von Hausecken, wie man sie manchmal in Großstädten erwartet, dort aufkommen.“⁷⁸⁷

Joachims Argumentation setzt das Westend wegen dessen dezenten Geruchs nach Putzmittel dichotomisch von der Großstadt ab. Der lapidare Hinweis auf die „*Gerüche von Hausecken*“ in anderen Großstädten spielt auf erwartete Uringerüche an, der sich im Ostend (I) dann an einer Hausecke in der *Hanauer Landstraße 72* findet.

„[...] hier riecht es jetzt eher schon wieder nach unreinen Ecken, [...] die man teilweise auch sieht [**Mit „unrein“ meinst du jetzt speziell, wenn du hier so auf die Ecke zeigst ...?.** – W. B.]. Die angepinkelte Hausecke von Hunden.“⁷⁸⁸

Joachim spielt mit dem dezenten Hausecken-Geruch nach Putzmittel (s. o.) auf die scheinbar herausragenden und besonders hygienischen Bedingungen im Westend an. Schon in der Voruntersuchung weist er darauf hin, dass das Westend „repräsentativ sein will und sich deshalb auch herausputzt, also durch die Bewohner im Straßenraum gepflegt wird.“⁷⁸⁹ Der Einsatz der Reinigungsmittel korreliert in dieser Lesart mit einem bestimmten Sozialtypus des Viertelsbewohners beziehungsweise bestimmten Ansprüchen an die Sauberkeit des Westends. Laut Joachim hat der Viertelsbewohner die Repräsentativität des Stadtteils im Sinn und übernimmt deshalb die Pflege und Reinigung des Stadtraums, um den Geruch zu unterbinden, der üblicherweise von Hausecken in Großstädten bekannt ist. Das Westend zeigt sich selbst an

787 Joachim: 7 (Westend I).

788 Joachim: 9 (Ostend I).

789 Joachim Voruntersuchung: 4.

den üblicherweise stinkenden Hausecken von einer besonderen Seite. Im Gegensatz zum negativen Hausecken-Geruch vermittelt der erwähnte dezente Putzmittelgeruch nicht nur den gehobenen Pflegezustand des Straßenraums im Westend, sondern vermittelt sich als Entgegensetzung der vermeintlich üblichen Erscheinungsweise einer Großstadt – als sei Sauberkeit untypisch für die Großstadt und das Westend dazu ein besonderes olfaktorisches Gegenstück. In der dichotomen Thematisierungsweise des Hausecken-Geruchs dokumentiert sich eine deutliche Differenz zum Ostend, welche auch im Hinblick auf andere Kosmetik- und Hygienegerüche zutage tritt.

Kosmetik- und Hygienegerüche und soziale Räume im Ostend

Im Ostend werden neben individuellen Gerüchen nach Parfüm⁷⁹⁰ auch sonstige Körperausdünstungen in den Vordergrund gerückt. Gerade in den Beschreibungen der Körpergerüche werden Gerüche signifikant häufig mit Fragen der Lebensführung vermennt. So erwähnt Brigitte beispielsweise „*Körperausdünstungen von Menschen, die nicht deutsch kochen*“⁷⁹¹, Gerüche nach ungewaschenen Menschen und Kleidung⁷⁹² und „*nach Leuten [...], die sich nicht viel um ästhetische Dinge bemühen*“⁷⁹³.

Verlassen wir die individuellen Gerüche des Ostends und wenden uns den *nicht-persönlichen Gerüchen* des Viertels zu, so kristallisiert sich die polarisierende Beschreibung des olfaktorischen Erlebens der Probanden noch deutlicher heraus: Das Riechen der *nicht-persönlichen Gerüche* bewertet die Atmosphäre des Viertels und geht bis zu einer Abgrenzung von ihm. Weitgehend frei von Bewertungen werden im Ostend nur wenige *nicht-persönliche* Kosmetik- und Hygienegerüche thematisiert:

- säuerlicher Geruch eines Citrus-Reinigungsmittels⁷⁹⁴ in der *Waldschmidtstraße 98*

790 Vgl. Othmar: 3 (*Rhönstraße/Ostend II*); vgl. Hans: 9 (*Waldschmidtstraße 34/Ostend II*); vgl. Brigitte: 2 (S-Bahnstation *Ostendstraße/Ostend I*); vgl. Brigitte: 5 (*Ostendstraße 49/Ostend I*); vgl. Claudia: 2 (Turnhalle: *Ostendstraße 35-37/Ostend I*); vgl. Joachim: 7 (*Ostendstraße 70/Ostend I*).

791 Brigitte: 8 (*Ostendstraße 68/Ostend I*).

792 Vgl. ebd.: 6 (*Ostendstraße 56/Ostend I*).

793 Ebd. (*Ostendstraße Ecke Windeckstraße/Ostend I*).

794 Vgl. Othmar: 5 (*Ostend II*).

- Geruch nach Toilette⁷⁹⁵ vor dem Wohnstift
- Reinigungsmittelgeruch⁷⁹⁶ in der *Hanauer Landstraße 68*
- Geruch nach Reinigungsstelle/Wäscherei⁷⁹⁷ in der *Ostendstraße 51*
- bekannter städtischer Geruch nach Wischwasser⁷⁹⁸ in der *Ostendstraße 56*.

Alle anderen nicht-persönlichen Kosmetik- und Hygienegerüche im Ostend bewerten die Probanden eindeutig negativ oder positiv. Mit dem Geruch nach Hamsterstreu an der Zoomauer verbindet Hans einen zu selten gesäuberten Käfig.⁷⁹⁹ Deutlichere Worte findet Christine für die Bebauung in der *Waldschmidstraße 46*:

„[...] hier riecht es irgendwie so gerade wieder nach so Kläranlage [...]. Und diese zwei Häuser sind auch ziemlich erschreckend, [...] wenn man die so anschaut [**Was ist daran erschreckend? – W. B.**] Einerseits die Farbe und dann wieder die äußere Fassade [...], einfach immer nur [...] nach dem Schema F. [...] sieht halt schon ziemlich heruntergekommen aus“⁸⁰⁰.

Im Westend weist der Kläranlagen-Geruch auf ein Gebäude hin, in dem sozial Schwächere wohnen, im Ostend dagegen korreliert mit diesem Geruch der sichtbar heruntergekommene Eindruck eines Mietshauses. Auf der Begehungsrouten Ostend (I) tritt zudem häufig der Geruch von Urin⁸⁰¹ zutage, der im Westend nur einmal von Claudia empfunden wird⁸⁰². Dass Gerüche im Ostend von den Untersuchungspersonen besonders negativ beschrieben werden, bestätigt sich auch in der *Ostendstraße 43*.

795 Vgl. Christine: 7 (Ostend II).

796 Vgl. Claudia: 9 (Ostend I).

797 Vgl. Joachim: 5 (Ostend I).

798 Vgl. ebd. (Ostend I).

799 Vgl. Hans: 6 (Ostend II).

800 Vgl. Christine: 4 (Ostend II).

801 Vgl. Joachim: 2 (S-Bahnstation *Ostend/Ostend I*); vgl. ebd.: 9 (*Hanauer Landstraße 72/Ostend I*); vgl. Brigitte: 6 (*Ostendstraße Ecke Windeckstraße/Ostend I*).

802 Vgl. Claudia: 5 (*Feldbergstraße 35/Westend I*).

„Jetzt kann man vielleicht noch kurz in diesen Hof hier reingehen, um zu gucken, ob das hier auch so gepflegt riecht wie im Westend. Grad bei dieser Tür hier, riecht nicht gewaschen, aber also ist ein sehr dezenter Geruch eigentlich. [...] riecht eben nach Gebrauchsgegenstand, wo [...] Leute häufiger spontan gepackt haben, aber keiner die Notwendigkeit gesehen hat, da mal drüber zu wischen über die Packstellen.“⁸⁰³

Joachim hat auf den besonderen Sozialtypus des Westend-Bewohners, der sein Wohnumfeld sorgsam pflegt, bereits hingewiesen, hier im Ostend attestiert er nun den gegensätzlichen Befund. Keiner der Nutzer der beschriebenen Tür empfindet anscheinend die Notwendigkeit, diese von Gebrauchsspuren zu reinigen.

Seine in der Voruntersuchung erwarteten Gerüche des Ostends nach Dreck in Ecken und abgestandenem Haus-Flur-Wohnungsgeruch⁸⁰⁴ bestätigen sich für Joachim vor einem Haus im östlichen Abschnitt der *Ostendstraße*. In seiner abschließenden Einschätzung nimmt er abermals Bezug auf dieses Erlebnis, indem er allgemein für den durchlaufenen Stadtraum im Ostend feststellt,

„dass es hier vom Geruch her oft zu dem passt, was man eben so sieht, es ist eher ein bisschen lauter und es gibt zwar immer noch Wohnen und genau dass ist natürlich auch noch ein Aspekt, hier sind die Wohnungen eben nicht wie aus dem Ei gepellt, frisch renoviert, sondern hier wohnen auch mal Leute zwanzig Jahren in der gleichen Wohnung, die Gardinen sind halt auch noch [...] aus der Zeit, deshalb riecht es auch ein bisschen, einfach alt aus der Wohnung heraus.“⁸⁰⁵
(*Sequenz 1*)

Das Alter ist dabei nicht etwas ausschließlich Sichtbares wie alte Gardinen und ein unrenovierter Zustand, sondern gerinnt über das Gerochene zu einem „Ganzheits-Eindruck“ des Alten. Der olfaktorisch vermittelte gesellschaftliche Charakter *alt* erweitert den Einfluss und die Wirkung des Sichtbaren zu einer umhüllenden Atmosphäre, zu der Joachim sich nicht distanziert verhalten kann. Es riecht nicht einfach nur unbestimmt ein bisschen nach irgendetwas, vielmehr drängt der alte Geruch zu einer Bewertung. Diese Be-

803 Joachim: 3f. (Ostend I).

804 Vgl. Joachim Voruntersuchung: 5.

805 Joachim: 10 (Ostend I).

wertung vollzieht sich für Joachim durch die realräumliche Verortung, die als ein kommunikativer Akt der Distanzierung von diesem, ihm zu nahe gehenden Geruch einzustufen ist: Es riecht „*einfach alt aus der Wohnung heraus*“. Der Geruch wird mit der Geruchsquelle Wohnung verbunden und ermöglicht eine Distanzierung des wahrnehmenden Subjekts. Die Lokalisation der Geruchsquelle gibt Joachim die Möglichkeit, mit dem Finger auf den alt riechenden Ort zu zeigen; mit diesem fiktiven Fingerzeig deutet er gleichsam von sich weg und distanziert sich vom alten Geruch. Diese Lesart der (olfaktorischen) Atmosphäre des Ostends verweist wiederum auf einen defizitären Hygienezustand (alte Gardinen, „nicht aus dem Ei gepellt“ und nicht renoviert). Den Eindruck des alten Wohnungsgeruchs gewann Joachim realräumlich konkret vor dem bereits erwähnten Haus im östlichen Abschnitt der *Ostendstraße* (s. o.) und daher kann seine abschließende Einschätzung (Sequenz 1) mit seinem dort beschriebenen Eindruck des Wohnungsgeruchs (Sequenz 2) gebündelt diskutiert werden.

„Die Wohnung roch halt ein bisschen, man wundert sich, dass die so riecht, weil das Fenster doch offen ist, aber es riecht da so als hätten sie gerade lange nicht mehr gelüftet. Also es riecht halt nicht frisch renoviert so.“⁸⁰⁶ (*Sequenz 2*)

Obwohl zu unterschiedlichen Zeitpunkten der Begehung geäußert, beziehen sich sowohl Sequenz 1 als auch Sequenz 2 von Joachim auf ein und dieselbe Wohnung. Aus der inhaltsanalytischen Zusammenlegung beider Sequenzen ergibt sich die Schlussfolgerung, dass es nicht nur „*alt aus der Wohnung heraus*“ riecht (Sequenz 1), sondern, dass dieser Geruch zustande kommt, weil „*lange nicht mehr gelüftet*“ wurde (Sequenz 2). Über den gesellschaftlichen Charakter *alt* vermittelt sich eine Wohnungsatmosphäre, die den von Joachim als hygienisch eingestuften Lüftungsgewohnheiten zuwiderläuft, denn trotz offenen Fensters riecht es so, als sei lange nicht mehr gelüftet und darüber hinaus der Treppenhausbereich von seinen Bewohnern nicht geputzt worden.⁸⁰⁷ Dabei vermittelt sich der gesellschaftliche Charakter *alt* nicht nur durch eine Gegenstandswahrnehmung im Sehen alter Gardinen oder eines unrenovierten Zustands, vielmehr empfindet Joachim einen alten Geruch, der sich als Verknüpfung eines sinnlichen Erlebens mit gesellschaftlich tradierten Hygienevorstellungen, wie Lüftungsgewohnheiten, darstellt.

806 Ebd.: 8 (Ostend I).

807 Vgl. ebd. (Ostend I).

Drastischer als Joachim schildert Brigitte hingegen das Frankfurter Ostend mit dem Schlagwort „*Arme-Leute-Viertel*“.⁸⁰⁸ Sie ist sich durchaus ihrer überspitzten und stigmatisierenden Beschreibung bewusst, versucht jedoch gerade die relevanten Aussagen für mich als Untersuchenden polarisierend darzustellen, weil ich sonst vielleicht „*mit den schwammigen Äußerungen nichts anfangen*“⁸⁰⁹ könne. Brigitte bedient sich manchmal einer recht drastischen Ausdrucksweise, die jedoch als eine auf den Forschungskontext abgestimmte Mitteilungsstrategie zu verstehen ist. Unabhängig von dieser Kommunikationsstrategie deutet sich bei ihr eine spezifische thematische Verknüpfung von Hygieneerwägungen, Stadtplanungspolitik und einem unterstellten Lebensstil der Viertelsbewohner an. Sehr eindringlich nimmt sie beispielsweise den verkehrsberuhigten Teil der *Ostendstraße* zwischen *Windeck-* und *Rückertstraße* wahr, der sie dann zu ihrer abschließenden Einschätzung eines Arme-Leute-Viertels motiviert.

Die südwärtige gründerzeitliche Bebauung dieses Straßenabschnitts rieche nach alten Häusern, hingegen sieht die aus den 1960er- und 70er-Jahren stammende nordwärtige Bebauung

„einfach, ja schon abstoßend aus. Also ist wirklich dreckig, die Fassaden sind dreckig, alles ganz glatt, ziemlich alt, alte Holzläden, Fensterläden und das wirkt sehr altmodisch also mit diesen großen Fenstern, es war vielleicht mal ein Laden, aber das wird heute nicht mehr so gebaut.“⁸¹⁰

Einerseits wird hier, wie zuvor in den Aussagen Joachims, der Eindruck des Alten insofern präzisiert, als er etwas visuell Altmodisches verkörpert (Holzfensterläden, überdimensionierte Schaufensterscheiben), andererseits korrespondiert dieser Eindruck mit Dreck und dreckigen Fassaden. Den Geruch nach alten Häusern verortet Brigitte aber im Gegensatz zu den altmodisch wirkenden Gebäuden der 1960er- und 70er-Jahre bei der südwärtigen, gründerzeitlichen Bebauung. Der duale Charakter der Nähe (vgl. Kap. 4.2) versinnbildlicht sich an dieser Stelle eindrucksvoll. Die gründerzeitliche Bebauung findet sie aus der Ferne betrachtet zwar hübsch, doch bei näherer Betrachtung und im olfaktorischen Wahrnehmen revidiert sie diese Bewertung.

808 Brigitte: 12 (Ostend I).

809 Ebd.: 11 (Ostend I).

810 Brigitte: 5 (Ostend I).

Mit einem Mal wird sie nicht nur mit einer realräumlichen Nähe, sondern gleichzeitig durch einen unangenehmen Geruch mit einem leibnahen Eindruck konfrontiert, der sie stark ergreift (vgl. Kap. 4.4) und die ganze Situation plötzlich wenig einladend wirken lässt.⁸¹¹



Abb. 8 Fassade mit Werbetafeln⁸¹²

Brigitte moniert speziell, dass einige Häusern in diesem Abschnitt beschmiert sind und Schadensstellen mangelhaft ausgebessert worden sind.

„Also dafür, dass es eine schöne Fassade hat, [ist es] eben schlecht behandelt worden. Also, so wirkt es auf mich, ich denke also jedes Haus hat auch so [...] eine Art Leben und [...] gerade solche Eingänge finde ich schön [...] die Stufen sind kaputt und also man auch, wenn man etwas verändert, könnte man eben das so verändern, dass es auch hübsch aussieht. Zum Beispiel ist eine moderne Lampe da oben ange-

811 Vgl. ebd. (Ostend I).

812 Fotografie W. B.

bracht worden, aber die Stufen sind gefährlich. Ja und hier riecht es auch. Ja wie kann ich es [beschreiben] nach ungewaschen, seien es Menschen oder Kleidung. Oder so wie es riecht wenn [...] sich Menschen, die nicht auf Hygiene achten, aufhalten.“⁸¹³

Aus dieser nicht einladenden, von Gerüchen nach ungewaschenen Menschen imprägnierten Atmosphäre tritt Brigitte aus der *Ostendstraße* heraus auf die *Windeckstraße* und wird sogleich von einem neuerlichen Eindruck überwältigt, der unmittelbar an das zuvor Erlebte anknüpft.

Für Brigitte wird nun eindeutig, dass es sich um eine „Arme-Leute-Gegend“⁸¹⁴ handelt, denn eine Hausfassade ist „verschandelt von der Werbung“⁸¹⁵ (Abb. 8) und „hier riecht es auch wirklich unangenehm, nach Urin oder was? Okay, es riecht wie in einer Arme-Leute-Gegend“⁸¹⁶.

Joachim hatte bereits auf einen defizitären Hygienezustand im östlichen Abschnitt der *Ostendstraße* hingewiesen, aus dem er insgesamt schloss, dass das Ostend ein dreckigerer und schmutzigerer Stadtteil sei. Auch Brigittes abschließender Eindruck ist ähnlich entstanden, denn auch sie beschreibt den Stadtteil als schmutzig und dreckig, aber in Bezug auf hygienische Erwägungen noch weiterführender als Joachim. Die Arme-Leute-Atmosphäre ist sowohl visuell als auch olfaktorisch beklemmend und wird von Brigitte mit zweierlei Ursachen begründet. Einerseits moniert sie, dass sich die Stadtplanung beziehungsweise die gesamtdeutsche Politik vollkommen falsch orientiere, denn „da renovieren sie ganz Berlin und Frankfurt vergessen sie“⁸¹⁷, andererseits weist sie auf einen Sozialtypus des Viertelsbewohners hin.

„Ja, es riecht hier so wie nach Leuten, [...] die sich nicht viel um ästhetische Dinge [...] bemühen. [...] Also, ich denke da, man kann da jetzt über Klischees reden, aber ich denke, es ist auch immer so, dass man ja ein bestimmtes Bild hat und es riecht einfach so, wie Leute, die wenig Kultur und Bildung haben und sich nicht für so etwas interessieren, wie das Äußere. Also, wenn ich mir dieses Haus angucke,

813 Ebd.: 6 (Ostend I).

814 Ebd. (Ostend I).

815 Ebd. (Ostend I).

816 Ebd. (Ostend I).

817 Brigitte: 6 (Ostend I).

natürlich kommt es immer auf das Geld an, ich kann auch nicht da wohnen, wo ich wohnen will, ich kann mich nicht so anziehen, wie ich mich eigentlich anziehen will, aber es gibt doch Unterschiede.“⁸¹⁸

Brigitte sieht den herumliegenden Müll und betont, dass es auch darauf ankomme, wie „*ich in so einem Viertel lebe, mit dem umgehe, was mich umgibt*“⁸¹⁹, doch gleichzeitig sieht sie die Unterschiede zum Westend.

„[...] ich denke, die Stadt lässt das einfach vergammeln [...], meiner Meinung nach sind oft Stadtteile auch bewusst geschaffen. Wenn ich irgendwo kein Geld hinstecke, verändert sich auch nichts, also ich meine jetzt zum Aufbau von Schulen, von Kultureinrichtungen.“⁸²⁰

Aufgrund der Nähe der olfaktorischen Wahrnehmung zu räumlich wirksamen Atmosphären, forcieren die Gerüche aufgrund ihrer zuweilen ergreifenden Wirkung, sich kognitiv mit den städtischen Verhältnissen auseinander zu setzen. Gerüche können als (mikro-) lokale Anzeichen sozialer Verhältnisse aufgefasst werden, denn sie fordern eine Stellungnahme zum gesamtstädtischen (politischen) Klima, das sich im Sinne Brigittes als strukturelles Ungleichgewicht innerhalb einer sozial polarisierten Großstadt definieren ließe. Hinter Brigittes Äußerungen ausschließlich eine Stigmatisierung des Ostends und seiner Bewohner zu vermuten, würde jedoch ihren Beschreibungsstil (s. o.) sowie ihre Thesen zur Stadtpolitik unberücksichtigt lassen. In der wirkmächtigen Atmosphäre spiegelt sich Brigittes Kritik am individuellen sowie gesellschaftlichen Leben wider: Der ergreifende Charakter bewirkt, dass der planungspolitische Hintergrund der olfaktorisch-sinnlich erscheinenden Stadtteilatmosphäre Brigittes Aufmerksamkeit erregt. Für sie liegt es nicht einfach nur an der Verfassheit der Viertelsbewohner, sondern auch an der Wechselwirkung zwischen lokaler Stadtpolitik und der mangelnden Zuteilung von finanziellen Mitteln, welche eine derartige Atmosphäre entstehen lässt.

In der Synthese der einzelnen, im Kontext von Hygienegerüchen thematisierten Atmosphären zeichnet sich ein impressives Bild beider Stadtteile ab. Während im Westend bei den individuellen Gerüchen ausschließlich Parfümgerüche gerochen werden, sind im Ostend explizit Körpergerüche, die

818 Ebd. (Ostend I).

819 Ebd. (Ostend I).

820 Ebd. (Ostend I).

auf eine mangelnde Hygiene verweisen, Gegenstand der narrativen Interviews. Abgesehen von den Gerüchen nach abgestandenem Wasser, Toilette und Kläranlage benennen die Probanden im Westend nur Reinigungsmittelgerüche als *nicht-persönliche Gerüche*. Die Situation im Ostend ist grundsätzlich anders, denn hier werden die *nicht-persönlichen Gerüche* in der mehrheitlich einer (negativen) Wertung unterzogen und entweder auf das soziale Umfeld ihres räumlichen Auftretens zurückgeführt oder anhand bestimmter Reinigungs- und Lüftungsgewohnheiten charakterisiert.

8.1.5 Abfall- und Müllgerüche

Die Abfall- und Müllgerüche thematisieren wie Kosmetik- und Hygiene-gerüche im weitesten Sinne Formen der persönlichen sowie auf den Stadtraum und die private Wohnung bezogene Reinlichkeit. Insofern sie explizit als Abfall, Müll, Mülltonne, Dreck oder Schmutz in einen narrativen Kontext eingebettet sind, unterscheiden sie sich in ihrer negativen Vereindeutigung von Hygiene- und Kosmetikgerüchen. Abfall- und Müllgerüche können zwar leicht und dezent sein, gehen aber größtenteils mit recht drastischen Erläuterungen und Reaktionen der Probanden einher.

Müllgerüche und sozialer Raum

Am Anfang der *Siesmayerstraße* äußert Joachim spontan, den Geruch von Mülltonne wahrzunehmen, revidiert dies wenige Sekunden später und sagt aus, doch vielmehr Stein oder Gemäuer zu riechen.⁸²¹ Durch bewusstes und konzentriertes Riechen stellt er schließlich eine Besonderheit fest:

„[...] für eine offen stehende Mülltonne ist das auch eher sehr dezent muss ich sagen. Da riecht es bei uns in der Küche schlimmer.“⁸²²

Ausgehend von privaten Erfahrungen nimmt Joachim an diesem konkreten Ort im Westend Bezug auf den Müllgeruch und rekurriert thematisch auf seine Erwartungen aus der Voruntersuchung. Der dezente Müllgeruch wird zur olfaktorischen Symbolisierung des aufgeräumten Westends, das auch schon vor der Begehung auf ihn einen „*geordneten Eindruck, der repräsentativ sein will*“⁸²³ macht. Selbst der Müll riecht nicht einmal so schlimm wie

821 Vgl. Joachim: 6 (Westend I).

822 Ebd. (Westend I).

823 Joachim Voruntersuchung: 4.

der Hausmüll in seiner Küche. Hier deutet sich eine neue Thematisierungsweise der Geruchsbelästigung durch Müll an: Indem Joachim den Geruch von Müll als weniger schlimm als den in seiner eigenen Küche einschätzt, führt er eine neue Bewertungskategorie von Müllgeruch ein, den *dezenten Müllgeruch*. Während üblicherweise Müllgeruch und Belästigung unmittelbar thematisch einher gehen, Müll mit Dreck und Gestank gleichgesetzt wird, taucht nun die Kategorie des „sauberen Mülls“ auf. Diese neue Konnotation fußt auf Vermutungen über im Westend herrschende Reinigungspraktiken. Joachim dokumentiert mit der Verwendung des Plurals „*bei uns in der Küche*“ einen sozialräumlichen Bezug auf besondere Verhältnisse innerhalb dieses städtischen Umfelds. Er sieht sich als Mitglied einer sozialen Gruppe, die in ihrem innerhäuslichen Wohnbereich andere Toleranzschwellen gegenüber belästigenden Müllgerüchen etabliert hat. In dieser Äußerung drückt sich eine Distanzierung zum Westend aus, da hier mit privaten Müllpraktiken und Toleranz gegenüber Gerüchen argumentiert und dies mit einer andersartigen Vorstellung der Organisation des persönlichen Lebensumfelds innerhalb seiner Gruppe untermauert wird. Der Hinweis, dass sich die Bevölkerung des Westends für die Pflege des Straßenraums engagiere⁸²⁴, komplettiert die These, dass Joachim sich von diesem Stadtteil und dessen Bewohnern distanziert. In dieser „Lesart“ entfaltet der Müllgeruch zwei unterschiedliche Formen der Distanzwirkung, einerseits kann Müllgeruch eine realräumliche Distanzierung bewirken, insofern er nun einmal stinkt und man sich zu entziehen versucht. Andererseits dokumentiert Joachims Argumentation eine symbolisierte Distanzierung zum sozialräumlichen Stadtteil, dessen Bewohnern gewisse Ordnungs- und Reinigungspraktiken zugeschrieben werden (vgl. Kap. 8.1.4), die er selbst und seine Mitbewohner noch nicht einmal in ihrem privaten innerhäuslichen Umfeld aufrechtzuerhalten gedenken.

Müllgeruch und „Umkehrraum“

Müll- und Abfallgerüche werden im Westend von den Probanden zwar angesprochen, aber im Gegensatz zum Ostend weder stadtteilbezogen noch im Hinblick auf eine besondere soziale Situation (mit Ausnahme des oben angeführten Beispiels), sondern vielmehr in ihrer leiblichen Dimension thematisiert. In der *Mendelssohnstraße 74* riecht Othmar beispielsweise einen leicht modrigen und dumpfen Geruch, der alltäglich ist und keinesfalls so penetrant

824 Vgl. ebd.

nach Abfall riecht, dass er sich ekelt oder gar Reißaus nehmen müsste.⁸²⁵ An der Vorderseite des Hauses im *Kettenhofweg 95* fühlt er sich durch diesen Geruch „*eigentlich so an Hinterhofkulisse*“⁸²⁶ erinnert. Über die Beschreibung Othmars hinausgehend, kann mit der Verwendung des synästhetischen Charakters *dumpf* die vorgefundene Situation entsprechend des *Wörterbuchs der deutschen Sprache* als etwas Unbestimmtes, Unklares oder etwas, das den Atem beklemmt⁸²⁷, charakterisiert werden. Eine Hinterhofsituation erscheint vor Augen: Wenig Licht dringt in den von Häusern begrenzten Bereich, nicht nur ein Geruch, sondern die ganze Atmosphäre wird als *dumpf* wahrgenommen. Für die Hinterhofkulisse bezeichnet Othmar die Gerüche nach Abfall und Sperrmüll als charakteristisch⁸²⁸, obgleich visuell-materiell keine Entsprechung für sie vorliegt. Gleichzeitig verursacht die Hinterhofkulisse ihm Unwohlsein⁸²⁹, obwohl eine „*gewisse Hinterhofromantik*“⁸³⁰ bestehe, denn „*es gibt ja auch schöne Hinterhöfe, in denen meinerwegen unten im Erdgeschoss irgendwelcher Sperrmüll ist*“⁸³¹. Das Raumerleben von Othmar ist realräumlich an der Vorderseite des Hauses *Kettenhofweg 95* derart durch den Geruch dominiert, dass ein Hinterhof fühlbar und somit als Atmosphäre räumlich präsent ist. Die Hinterhofkulisse lagert sich im realräumlichen Ort ein, färbt ihn und verdeutlicht dadurch die Inkongruenz zwischen gesehendem realräumlichen Ort und gefühlter Hinterhof-Atmosphäre als ein Kontrasterlebnis. Gerade weil Othmar die gerochene Hinterhofkulisse nicht mit dem visuellen Erscheinungsbild in Einklang bringen kann – es liegt keinerlei Sperrmüll oder unvorschriftsmäßig verstauter Abfall herum – inspiert er eingehender die vor dem Haus stehenden Mülltonnen. Er findet allerdings keinen Gegenstand, keine visuelle Entsprechung der Abfallgerüche, die den Gegebenheitsgeruch der Hinterhofkulisse an der (realräumlichen) Vorderseite des Hauses erklären würde.

825 Vgl. Othmar: 6 (Westend II).

826 Ebd.: 8 (Westend II).

827 Vgl. Wahrig, G. 1994: 214.

828 Vgl. Othmar: 8 (Westend II).

829 Vgl. ebd. (Westend II).

830 Ebd. (Westend II).

831 Ebd. (Westend II).

Mit seiner Beschreibung des atmosphärisch gefühlten Raums rekurriert Othmar auf Geruchs-Verdrängungspraktiken, die als „Umkehrräume“ (vgl. Kap. 2.6) konstituiert sind. Obwohl keine Einrichtungen der Geruchsumlenkung wie Lüftungsanlagen visuell erkennbar sind, wird der Abfallgeruch zum *pars pro toto*: Der modrig-dumpfe Abfall- und Sperrmüllgeruch *ist* der Hinterhof und symbolisiert die rückwärtige und abgewandte Szenerie einer Müllentsorgung und verdeutlicht eine zonale Gliederung des Stadtraums aufgrund geruchlicher Einwirkung.

„Gebändigter“ Müll

Im Ostend (II) treten Müll- und Abfallgerüche zuweilen unscheinbar auf, so die warme Innenraum-Abluft, die an der *Waldschmidtstraße* Ecke *Pfungstraße* von Othmar als leicht süßlich beschrieben wird.⁸³² Abfallgerüche gelten im städtischen Kontext als „normal“, was Othmar bereits in der *Rhönstraße* anhand eines verfaulten und leicht modrigen Geruchs, den er einem Abfallbehälter in drei Meter Entfernung zuspricht, erläutert.

„Gut, bei modrigem Geruch, der [...] erzeugt eigentlich auf jeden Fall keine positive Stimmung, auf der anderen Seite versetzt er mich jetzt nicht gerade in tiefste Depressionen, sondern ist der alltägliche Abfallgeruch, den wir eben beim Gang durch die Stadt verstärkt kennen.“⁸³³

Dieser Geruch wird als alltäglicher Abfallgeruch „normalisiert“. Obgleich auf Abfall verweisend, irritiert der Abfallgeruch nicht, weil er visuell erkennbar in der Mülltonne gebündigt ist. Ein weiteres Indiz für eine solche Normalisierung zeigt sich darin, dass Othmar die Sprecherinstanzen wechselt: „versetzt er mich“ versus „den wir eben [...] kennen“. Im Rekurs auf eine Wir-Instanz versucht Othmar auf einen vermeintlichen Konsens über die Bedeutung städtischer Abfallgerüche anzuspielen. Entsprechend dieser Argumentationslinie ist dann auch am Altglascontainer an der *Rhönstraße* Ecke *Waldschmidtstraße* kein typischer Abfallcontainergeruch zu bemerken.⁸³⁴ Der Abfallgeruch ist visuell gebunden und deshalb unproblematisch: Er ist alltäglich und normal bei unserem Gang durch die Stadt. In der Differenz zwischen gebändigtem Müll in Abfallbehältnissen und einem ungeord-

832 Vgl. Othmar: 10 (Ostend II).

833 Ebd.: 3 (Ostend II).

834 Vgl. ebd.: 3f. (Ostend II).

neten Eindruck von Fäkaliengeruch⁸³⁵ und schlecht riechendem Eingangsbereich einer Gaststätte⁸³⁶ erfährt die „normalisierende“ Äußerung zum alltäglichen Abfallgeruch ihre wesentliche Bestimmung. Der gebändigte Müll und sein Geruch sind alltäglich in der Stadt, während unkontrollierte, mit dem visuellen Eindruck der Ungepflegtheit einhergehende Gerüche bei Othmar in eine stigmatisierende Vorstellung vom Viertel einfließen. Entsprechend provoziert der Sperrmüllhaufen an der *Pfungststraße* Ecke *Waldschmidtstraße* eine unangenehme Wirkung auf Othmar.

„Und jetzt kommt natürlich noch ein ganz besonderer optischer Leckerbissen. An der Ecke liegt ein Haufen Sperrmüll. Vom Staubsauger über Tische, Bänke, Bananenkisten, Apfelkisten, da ist alles versammelt, was so auf einen Sperrmüll gehört. Und vermittelt einem noch mehr Unbehagen.“⁸³⁷

Das visuelle Erscheinungsbild des Sperrmüllhaufens, des ansonsten herumliegenden Mülls sowie der unordentlichen Bepflanzung in der *Waldschmidtstraße* geht stimmig mit dem markantem Geruch nach Sperrholz⁸³⁸ und Fäkalien einher und weist Othmar zufolge „*schon auch auf die Kultur hin, die hier herrscht in dem Viertel*“⁸³⁹. In diesem Urteil konkurrieren die Gerüche nicht mit dem visuellen Erscheinen des Stadtteils, sondern verdichten sich in einem übereinstimmenden Urteil über das dreckige Viertel (vgl. Kap. 8.2.4). Dass Othmar Abfall- und Fäkaliengerüche erwartet hatte, stellt er zum Ende der Begehung im Ostend (II) noch einmal ausdrücklich fest.⁸⁴⁰

Der hier erläuterte Geruchskomplex spielt auf allen Begehungsrouten eine Rolle, wobei auffällt, dass im Westend insgesamt nur zwei Orte, im Ostend hingegen mehrere Orte diesbezüglich behandelt werden. Mit Ausnahme der Ausführung Joachims zum *dezenten Müllgeruch* werden diese ausschließlich im Ostend stadtteilbezogen erläutert.

835 Vgl. ebd.: 9 (Ostend II).

836 Vgl. ebd.: 6 (Ostend II).

837 Ebd.: 9f. (Ostend II).

838 Vgl. ebd.: 10 (Ostend II).

839 Ebd.: 9 (Ostend II).

840 Vgl. ebd.: 12 (Ostend II).

8.1.6 Essens- und Gastronomiegerüche

Über das sinnliche Erleben des Geruchs hinaus, werden die Äußerungen zu Essens- und Gastronomiegerüchen mit Hinweisen auf soziale Praktiken und Situationen unterlegt. Diese olfaktorisch unterlegten Konnotationen verweisen in einigen Fällen auf lebensstilbezogene Rauman eignungspraktiken und bewegen sich im Bezugsrahmen von Inklusion-Exklusion.

Gaststätten befinden sich sowohl im Ostend als auch im Westend; hervorzuheben ist allerdings deren Häufigkeit in der *Ostendstraße*.⁸⁴¹ In dieser Straße auftretende Essensgerüche werden von den Probanden vorrangig in der realräumlichen Nähe von Gaststätten angesprochen.⁸⁴² Allgemein transformieren sich die Essensgerüche über den visuell-olfaktorischen Abgleich mit der realräumlichen Umgebungssituation zu Gastronomiegerüchen. Demzufolge wird der Essensgeruch beim Erblicken zahlreicher visueller Insignien, wie Brauereischilder, Terrassen-Bestuhlung, Werbetafeln oder besondere Verglasung der Geruchsquelle *Gaststätte* zugeordnet.

Im Ostend (I) wurden folgende Gerüche angesprochen:

- nach Pizzeria (to-go-Pizzeria/*Ostendstraße* 60)⁸⁴³,
- nach Pommes Frites⁸⁴⁴ und heißem Fett und Bier⁸⁴⁵ (Gaststätte *Ostendstraße* 47),
- nach Apfelwein⁸⁴⁶ (Gaststätte *Ostendstraße* 58),
- nach Gaststätte⁸⁴⁷ beziehungsweise verraucht und nach verschüttetem Bier⁸⁴⁸ (Gaststätte *Ostendstraße* Ecke *Hanauer Landstraße*),

841 Die Zahl der Gaststätten variierte in der Untersuchungsphase, insofern einige Lokalitäten immer wieder leerstehen oder nach einer kurzen Öffnungszeit wieder aufgegeben werden.

842 Ausnahmen im Ostend I sind der Geruch nach einem türkischen Lebensmittelladen in der *Ostendstraße* 70 und der Essensgeruch aus dem Haus *Ostendstraße* 76 (vgl. Joachim: 7 – Ostend I; vgl. ebd.: 8 – Ostend I).

843 Vgl. Claudia: 5 (Ostend I); vgl. Joachim: 6 (Ostend I).

844 Vgl. ebd.: 4 (Ostend I); vgl. Claudia: 3 (Ostend I).

845 Vgl. Brigitte: 3f. (Ostend I).

846 Vgl. Joachim: 5 (Ostend I).

847 Vgl. ebd.: 9 (Ostend I), wobei Joachim in dieser Einschätzung unsicher ist, denn es „strömt jetzt kein echter Geruch da raus.“ (Ebd.: 9 – Ostend I).

nach „einer klassischen älteren Kneipe“⁸⁴⁹ (Gaststätte Ostendstraße 49).

Indem Joachim den „klassischen“ Geruch nach älterer Kneipe zusammen mit deren visueller Erscheinung beschreibt, verdeutlicht sich seine Idee von einer klassischen älteren Kneipe als eine *alte Gaststätte* heutiger Zeit. Sein Verweis auf den gesellschaftlichen Charakter *klassisch alt* hebt auf vermeintliche Vorlieben der Gäste und Betreiber ab. Solche klassischen älteren Kneipen sind eher ihrem Einrichtungsstil nach alt (-modisch) und

„bis unter die Decke in Eiche rustikal eingerichtet [...] und [haben] draußen meistens auch Holzfenster [...] mit diesen eben schönen gelben [...] butzenartigen Glas und das ist [...] schon wirklich klassischer Stil eigentlich.“⁸⁵⁰

Die Beschreibung der Gaststätte an der *Ostendstraße* Ecke *Hanauer Landstraße* beinhaltet eine ähnliche Argumentationsführung, wobei hier nicht explizit auf das materielle Interieur, sondern auf die fühlbare Atmosphäre der Gaststätte abgehoben wird. Claudia kann wie Joachim dort zunächst nur einen leichten Geruch nach Gaststätte ausmachen.⁸⁵¹ Nach einem Augenblick riecht es für sie „*so ein bisschen verraucht auch wieder. Ganz dezent, also, dann ja, wie nach verschüttetem Bier, auch ein bisschen so. Also, so dunstig*“⁸⁵². Erst als Claudia um das Gelände der Gaststätte herumgeht, riecht sie Essen.⁸⁵³ Die räumliche Umgebung kristallisiert sich für Claudia als fühlbare Atmosphäre heraus. Attestierte sie zuvor eher teilnahmslos, dass sie einen Gaststättengeruch rieche, setzt sie sich im Wahrnehmen der verrauchten und nach verschüttetem Bier riechenden Gaststätte mit verzogenem Gesicht ausdrucksstark zu diesem Raum in Beziehung: „*Ja also ich glaube ich würde jetzt dort nicht reingehen wollen und mich hinsetzen*“⁸⁵⁴. Aufgrund des als unangenehm empfundenen Geruchs setzt sich Claudia explizit zu der Gaststätte in Beziehung und unterstreicht damit, dass ihr leibliches Befinden eine orientierende Funktion hat. Der Zigarrettendunst, der den

848 Vgl. Claudia: 9 (Ostend I).

849 Joachim: 4 (Ostend I).

850 Ebd.: 5 (Ostend I).

851 Vgl. ebd.: 9 (Ostend I); vgl. Claudia: 9 (Ostend I).

852 Ebd. (Ostend I).

853 Vgl. ebd. (Ostend I).

854 Ebd. (Ostend I).

Geruch nach Süßspeisen dominant überdeckt, lässt sie vor dem Betreten der Gaststätte zurückschrecken.⁸⁵⁵ Ihr Hinweis auf den Geruch verschütteten Biers verweist zudem auf unterstellte Nutzungs- und Umgangsformen in der Gaststätte, da sie nicht rein deskriptiv ausführt, dass eben Bier ausgeschenkt wird. Die Gaststätte in der *Hanauer Landstraße 72* ist also kein Ort für Claudia, an dem sie gerne verweilen oder gar konsumieren würde, daher grenzt sie sich klar von ihm und den dort vermuteten Umgangsformen ab.

Im Ostend (II) werden vorrangig Essenserüche und Erinnerungen an einen damit verbundenen Geschmack angesprochen. Hans riecht in der *Habsburger Allee 90* einen Geruch nach orientalischem Essen.⁸⁵⁶ Auch der Currygeruch⁸⁵⁷ an der *Waldschmidtstraße 28–30* ist für ihn genauso stechend („*also es kann wehtun in der Nase*“⁸⁵⁸) wie der Geruch des orientalischen Essens. Allerdings erläutern Ausführungen zu Essenserüchen nicht immer eine leibliche Dimension. Es riecht zuweilen schlicht

- nach „warmem Essen“⁸⁵⁹ (Habsburgerallee 90 und Waldschmidtstraße 26),
- nach „Essensgeschmack“⁸⁶⁰ (*Waldschmidtstraße 36*),
- nach Fisch⁸⁶¹ (*Waldschmidtstraße 30*),
- nach frischem Obst⁸⁶² (*Mousonstraße 16*)
- oder „nach Wirtschaft“⁸⁶³ (Serengetisaal: *Rhönstraße* Ecke *Waldschmidtstraße*).

855 Vgl. ebd. (Ostend I).

856 Vgl. Hans: 3 (Ostend II).

857 Vgl. ebd.: 10 (Ostend II).

858 Ebd.: 3 (Ostend II).

859 Christine: 2 (Ostend II); vgl. ebd.: 6 (Ostend II).

860 Ebd.: 5 (Ostend II).

861 Vgl. ebd. (Ostend II).

862 Vgl. ebd.: 8 (Ostend II).

863 Ebd.: 2 (Ostend II).

Dort, wo Christine schlicht einen Geruch „nach Wirtschaft“ anspricht, haben Hans und Othmar ein ähnliches, aber ausführlicher beschriebenes Erlebnis. Othmar schildert sein Gerucherlebnis besonders drastisch: Der Geruch

„könnte eine Mischung sein aus Kantinengeruch, der auch, also, der recht ja, verwest riecht und ist auch an der Unikantine wahrnehmbar. Es ist ein seltsamer Geruch, weil der empfängt einen auch nur in der Mensa [...] an der Uni. Verwest, Fett. Ich denke mal, das ist vielleicht eher der Geruch von billigem Bratfett. Also, ich würde, ranzig. Ranzig, genau ranzig. Also nicht verwest, sondern ranzig. Aber so der Geruch ist schon übel.“⁸⁶⁴

Der wenig einladende Geruch erweckt in Othmar keinerlei Lust, essen zu gehen, sondern stattdessen den Wunsch, sich fortzubewegen.⁸⁶⁵ Damit fällt er ein ähnliches Urteil wie Hans, der an gleicher Stelle zunächst rätselt, woher der Essenseruch kommt, dann allerdings umgehend als „übel nach Fett“⁸⁶⁶ riechend klassifiziert. Ein paar Meter entfernt, macht Othmar einen ähnlichen Geruch aus: In der *Waldschmidtstraße 98* riecht es nach „Fish & Chips“⁸⁶⁷ mit „so einem speziellen Geruch nach Soßen“⁸⁶⁸. Hatte er zuvor den Fettgeruch mit der Unikantine in Verbindung gebracht, so ist es einige Meter weiter der Geruch nach Soßen, woraus er schlussfolgert: „Fish & Chips nach I.G.-Farben-Haus Art.“⁸⁶⁹ Dieser kurze Exkurs zum Fish & Chips-Geruch zeigt, dass Gerüche immer eine Bewertung nach sich ziehen, die eng mit dem Lebensstil des Wahrnehmenden verbunden ist. Othmar ist Student, kennt folglich die ihn in seinem studentischen Alltag umgebenden Gerüche und kann sie darüber hinaus auch bestimmten studentischen Orten wie der Mensa zuordnen. Dieser olfaktorische Ort in der *Waldschmidtstraße* stiftet insofern eine räumliche Beziehung, als Othmars aktuelle Lebenssituation in leiblich eindringlicher Weise durch den Geruch präsent wird. Eine komplexe Lebenssituation gerinnt im Gewahren eines leibnahen Geschmacks- und Gerucherlebnisses zu einer identitätsstiftenden Erinnerung,

864 Othmar: 4 (Ostend II).

865 Vgl. ebd. (Ostend II).

866 Hans: 3 (Ostend II).

867 Ebd.: 5 (Ostend II).

868 Ebd. (Ostend II).

869 Ebd. (Ostend II). Die Bezeichnung I.G.-Farben-Haus bezieht sich auf den so genannten Campus-Westend der Johann Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt am Main.

die realräumlich an die *Waldschmidtstraße* gebunden ist und zugleich auf einen anderen Ort – seinen „Bildungsmittelpunkt“ Universität mit der „*Unikantine*“ – verweist.

Im Ostend werden die Essens- und Gastronomiegerüche mit einfachen Speisen wie Pizza, Pommes Frites, Bier oder Apfelwein in Zusammenhang gebracht, wobei gewisse Untertöne durchaus die klare Abgrenzung zu einigen atmosphärisch fühlbaren Orten anklingen lassen. Essens- und Gastronomiegerüche werden im Westend seltener genannt. So treten auf:

- Essensgeruch, der weder auf italienische noch deutsche Küche verweist⁸⁷⁰ (*Arndtstraße 18–20*),
- Geruch einer Pizzeria⁸⁷¹ (*Westendplatz* in unmittelbarer Nähe eines italienischen Restaurants),
- süßlich-bierartiger Geruch⁸⁷² (*Mendelssohnstraße 60*),
- Geruch nach Zwiebeln⁸⁷³ (*Westendstraße 43*),
- abstoßender Geruch nach Essen, „*weil es so ein Mischmaschgeruch ist*“⁸⁷⁴ (*Westendplatz*).

Einig sind sich Christine, Othmar und Stephanie im Wahrnehmen des Bäckergeruchs im Umkreis der Bäckerei in der *Mendelssohnstraße 60*. Für Christine ist es schlicht ein Bäckergeruch⁸⁷⁵, für Othmar riecht es nach Bäckerei mit Brotgeruch, der ihm Wohlbefinden vermittelt⁸⁷⁶ und Stephanie bezeichnet ihn als angenehmen typischen Geruch einer Bäckereikette.⁸⁷⁷ Verweise auf einen von Ernährungsgewohnheiten herrührenden Lebensstil tauchen in den Interviews über das Westend gar nicht oder in chiffrierter

870 Vgl. Stephanie: 7f. (Westend II). Stephanie spricht während der Begehung des Westends (II) insgesamt nur vier Gerüche an, wovon drei Essensgerüche sind.

871 Vgl. ebd.: 9 (Westend II).

872 Vgl. Othmar: 8 (Westend II).

873 Vgl. Christine: 7 (Westend II).

874 Ebd. (Westend II).

875 Vgl. ebd.: 5 (Westend II).

876 Vgl. Othmar: 84 (Westend II).

877 Vgl. Stephanie: 6 (Westend II).

Form als Geruch nach Pizza auf. Die einzige Erwähnung von Essens- und Gastronomiegerüchen im Westend (I) negiert geradezu die Idee, dass die Thematisierung eines Gastronomiegeruchs auf eine lebensstilspezifische Sichtweise auf das Stadtviertel hindeuten könnte. Das Westend ist in dieser Hinsicht für die untersuchten Personen olfaktorisch derart neutral, dass Joachim vor der Gaststätte in der *Myliusstraße 49* nur knapp zu sagen bleibt: „*dieser klassische Hintertürkneipengeruch, dieses abgestandene Bier [...] hat man jetzt hier nicht gerochen*“⁸⁷⁸.

Die Gastronomiegerüche verweisen punktuell auf die hegemoniale Inszenierungspraktik olfaktorischer Räume. In der Art, wie Joachim über den Gastronomiegeruch in der *Ostendstraße 45* spricht, bezeugt er die in Kapitel 2.6 erläuterte Produktion eines „Umkehrraums“. Er sieht die Gaststätte in der *Ostendstraße 47* und hört die Gebläse der beiden Entlüftungsanlagen, die er als „*Vielen-Dank-und-auf-Wiedersehen*“⁸⁷⁹ bezeichnet. Er ist sich also durchaus bewusst, dass es gängige Praxis ist, die bei der Speisenzubereitung entstehenden Gerüche von der Konsum- und Verzehrzone in den öffentlichen Außenraum abzuleiten. Auf den olfaktorischen „Umkehrraum“ kommt ebenfalls Hans im Ostend (II) am Serengetisaal zu sprechen. Er verwirft allerdings seine anfängliche Vermutung, das nah gelegene Steak-Restaurant in der *Rhönstraße* könne den „*übel nach Fett*“⁸⁸⁰ riechenden Gestank absondern. Er ist sich sicher, dass ein derartiger Geruch „*vor allem nicht vorne raus*“⁸⁸¹ entlüftet würde und deutet damit an, dass ihm die Zonierung des olfaktorischen Stadtraums durch Entlüftungsstrategien bekannt ist.

8.1.7 Grund- und Stadtgeruch

Neben den bisher ausgeführten Geruchskomplexen, sprechen die Untersuchungspersonen Othmar, Karin und Claudia von einem Grundgeruch der Stadt. Othmar umreißt modellhaft den Stadt- oder Grundgeruch, der keiner bestimmten Geruchsquelle, sondern dem großen Gemisch an Düften in einer Stadt zuzuordnen sei. Dieser Geruch ist kein für die Gesamtstadt grundsätzlich benennbarer Gegenstandsgeruch, denn er ist in seiner Qualität zunächst

878 Joachim S. 9 (Westend I).

879 Joachim: 4 (Ostend I).

880 Hans: 3 (Ostend II).

881 Ebd. (Ostend II).

diffus und als vorherrschender Grundgeruch gedacht, aus welchem zeitweise andere Gerüche hervorstechen.⁸⁸² Der Stadtgeruch wird im Westend (II) von Parfümgerüchen⁸⁸³ und pflanzlichen Gerüchen überdeckt⁸⁸⁴ und ist infolge der damaligen warmen Witterung – dort wo keine Zugluft weht – in seiner leiblichen Dimension mit den synästhetischen Charakteren dumpf, warm und stickig umschrieben⁸⁸⁵. Im Ostend stellt sich die qualitative Situation des Stadtgeruchs grundsätzlich anders dar. Othmar beschreibt in der *Waldschmidtstraße 98*, dass sich der säuerliche Geruch eines Citrus-Reinigungsmittels „auf jeden Fall in den [...] großen Gesamtgeruch“⁸⁸⁶ mischt. Seinem Modell entsprechend, erläutert Othmar für das Ostend (II):

„Insgesamt bin ich jetzt immer noch der Meinung, dass dieser Laubgeruch hier so eigentlich den Hauptgeruch ausmacht. Der eigentlich genauso wie im Westend dieser typische Stadtgeruch, z. B. den großen Grundton ausmacht.“⁸⁸⁷

Für Othmar ist der Laubgeruch im Ostend das Äquivalent zum Stadtgeruch im Westend. Eine ähnliche Erfahrung macht Claudia, die bis auf diejenigen, die mal kurz „so richtig in die Nase steigen“⁸⁸⁸ Schwierigkeiten hat, die auftretenden Gerüche zu benennen.

„[...] grundsätzlich würde ich sagen, [...] dass man immer ein bisschen was riecht, also es nicht so vollkommen geruchsneutral ist.“⁸⁸⁹

Laut Claudia ist es im Westend nie vollkommen geruchsneutral, denn an der *Bockenheimer Landstraße* herrscht „dieser Autoeruch und die Abgase irgendwie, dass das so in der Luft ist und es irgendwie so ein bisschen duns-tiger ist“⁸⁹⁰, während in der *Myliusstraße* „grundsätzlich [...] mehr ein

882 Vgl. Othmar: 4 (Westend II).

883 Vgl. ebd. (Westend II).

884 Vgl. ebd.: 5 (Westend II).

885 Vgl. ebd. (Westend II).

886 Ebd.: 6 (Westend II).

887 Ebd.: 8 (Westend II).

888 Claudia: 6 (Westend I).

889 Ebd.: 6f. (Westend I).

890 Ebd.: 7 (Westend I).

*frischerer Duft irgendwie*⁸⁹¹ dominiert. Karin würde am liebsten den Geruch, der für sie immer in der Luft zu liegen scheint, als Stadtgeruch bezeichnen. In der *Myliusstraße 3* bekundet sie deshalb ähnlich wie Claudia:

„An einer Hauptstraße hätte ich vielleicht eher, dass es da irgendwie stechend oder beißend, irgendwie Abgase vorherrschen, aber in Nebenstraßen kenne ich das eigentlich von Frankfurt, dass es immer leicht nach irgendwas riecht, aber des öfteren kann man gar nicht so einordnen, wie es eigentlich so riecht.“⁸⁹²

Karin erlebt den Stadtgeruch als leichten Geruch, der abseits der Hauptstraßen nicht unbedingt nach Abgasen oder Pflanzen riecht und den sie immer in der Stadt wahrnimmt.⁸⁹³

„So blöd das jetzt klingen mag, aber irgendwie meine ich, wenn ich bei mir Zuhause in Schwalbach spazieren gehe, dass es da manchmal ab und an in den Straßen nach Heu riecht, obwohl Schwalbach gar nicht so ländlich ist. Aber hier ist es, ich weiß auch nicht irgendwie Beton.“⁸⁹⁴

Karins Erläuterung des Stadtgeruchs offenbart eine simple Dichotomisierung von Stadt und Land, indem die Stadt, repräsentiert durch riechenden Beton, dem ländlichen Raum, repräsentiert durch Heugeruch, entgegengesetzt wird. Die gewählten Referenzgerüche Beton und Heu manifestieren eine stereotype Gegenüberstellung von Stadt und Land.

Derweil Claudia im Westend von einem zumindest in der *Myliusstraße* frischeren Grundgeruch umgeben ist, betont sie im Hinblick auf das Ostend (I):

„[...] also, es war irgendwie so ein grundsätzlicher Geruch wieder da, den ich aber nicht näher benennen kann. Wobei ich aber sagen könnte, dass ich den hier weniger frisch fand als im Westend“⁸⁹⁵.

Im Grundgeruch unterscheiden sich beide Stadtteile sowohl in der Beschreibung von Claudia als auch von Othmar. Karin hingegen nimmt den Stadtge-

891 Ebd. (Westend I).

892 Karin: 10 (Westend I).

893 Vgl. ebd.: 9 (Westend I).

894 Ebd. (*Myliusstraße 32*/Westend I).

895 Claudia: 11 (Ostend I).

ruch als allgemeine Differenz des olfaktorischen Stadtraums zum ländlichen Raum wahr.

8.2 Olfaktorisch imprägnierte Atmosphären im Westend und Ostend

Räumliche Atmosphären zeichnen sich darin aus, dass man spürbar in ihren Bann gerät. Als leiblich begehender Gesamteindruck erscheinen sie durch synästhetische und gesellschaftliche Charaktere vermittelt. Indem eine synästhetische leibliche Resonanz zwischen Wahrnehmendem und Umgebungsraum während der narrativen Interviews nachvollziehbar wird, können olfaktorisch imprägnierte Atmosphären als in den Realraum eingeschlungene Räume verstanden werden. In Bezug auf die zentrale Forschungsfrage werden nur solche Atmosphären vorgestellt, die im Kontext olfaktorischer Wahrnehmung von mindestens zwei Probanden in vergleichbarer Weise, auf den realen Umgebungsraum bezogen, thematisiert werden.

8.2.1 U-Bahnstation Westend

Im Resümee ihrer Westendbegehung heben Karin und Joachim⁸⁹⁶ besonders ihren Eindruck der U-Bahnstation *Westend* hervor. Obwohl Karin die Begehung ruhig und ohne negative Gerüche erlebt hat⁸⁹⁷, vergleicht sie den Durchgang durch die U-Bahnstation musikalisch mit Pauken und Trompeten, während die Begehung gegen Ende mit leisen Trommelschlägen ausklang.⁸⁹⁸ Signifikant für die U-Bahnstation ist der von Joachim, Claudia und Karin beschriebene Gummigeruch.⁸⁹⁹

„U-Bahngeruch eben, so modrig irgendwie. [...] Entweder kommt es von den Rolltreppen oder den Bahnhöfen. [...] Ja, so ein bisschen nach Gummi auch, finde ich“⁹⁰⁰

Zunächst erinnert Claudia der U-Bahngeruch an einen leichten Gummigeruch, am Ausgang der Station stinkt es dann unangenehm beißend in der

896 Vgl. Joachim: 12 (Westend I).

897 Vgl. Karin: 14 (Westend I).

898 Vgl. ebd. (Westend I).

899 Abgesehen von Gummigeruch an einem parkenden Auto (vgl. Joachim: 9 – *Feldbergstraße 35/ Westend I*), wird er ausschließlich in der U-Bahnstation bemerkt.

900 Claudia: 2 (Westend I).

Nase nach Gummi.⁹⁰¹ Auch Karin bemerkt einen stechenden Gummigeruch, den sie auf die Bremsen der U-Bahnen zurückführt⁹⁰², weil sie aus ihrer Erinnerung ein ähnliches Geruchserlebnis rekonstruieren kann:

„Im Winter bin ich in einer Bahn gefahren, wo die Dauerbremse gedrückt war [...] und der ganze Zug hat eigentlich nur nach diesem Geruch gerochen und es riecht hier eigentlich genauso, [...] nur nicht ganz so stechend.“⁹⁰³

Den damaligen Geruch beschreibt sie als sehr unangenehm, weil er so widerwärtig war, dass man kaum noch Luft bekam; den momentanen Gummigeruch assoziiert sie allerdings nicht negativ.⁹⁰⁴ Dessen Bedeutung innerhalb der U-Bahnstation unterstreicht auch Joachim, er ordnet ihn jedoch nicht wie Claudia und Karin der Rolltreppe⁹⁰⁵ zu. Für Joachim

„fängt es ein bisschen an, nach Antriebsaggregaten zu riechen. So ein bisschen Gummiabrieb oder auch Metallfett, was heiß wird.“⁹⁰⁶

Die Gummigerüche verweisen entweder auf die Aktivitäten innerhalb einer Bahnstation wie das Anfahren und Bremsen oder auf bestimmte Funktionselemente, wie Rolltreppen und Antriebsaggregate. Da sie als olfaktorische Elemente in der U-Bahnstation wahrgenommen werden, charakterisieren sie sinnlich diesen städtischen Raum: Die U-Bahnstation ist olfaktorisch durch Gummigerüche vereindeutigt.

Allerdings werden die Gummigerüche nicht zur Atmosphäre der U-Bahnstation in Beziehung gesetzt; die Beschreibung der U-Bahnstation erfolgt durch synästhetische und gesellschaftliche Charaktere, die in der Reflexion ihres spürbaren Ausdrucks vorrangig den visuellen Qualitäten des Realraums zugeordnet werden. Auffällig ist dabei, dass ausschließlich Joachim und Stephanie die Station über gesellschaftliche Charaktere wie dezent, modern oder gediegen beschreiben, wohingegen die synästhetischen Charaktere kalt,

901 Vgl. ebd. (Westend I).

902 Vgl. Karin: 2 (Westend I).

903 Ebd.: 2f. (Westend I).

904 Vgl. ebd.: 3 (Westend I).

905 Vgl. ebd.: 4 (Westend I); vgl. Claudia: 2 (Westend I).

906 Joachim: 4 (Westend I).

düster, unfrisch (bzw. verbraucht), beengend, unfreundlich von Christine, Karin, Claudia und Othmar genannt werden.

Nach dem Abstieg in die U-Bahnstation wird es für Claudia dunkel und kalt, sie vergleicht die Station mit einer dunklen Höhle, in der auf die mit rosa Metallpaneelen verkleideten Deckenstützen anspielend, rosa Pilze wachsen.⁹⁰⁷ Ohne ihren Eindruck an eine raumbezogene Terminologie wie den Begriff Höhle zu binden, charakterisiert auch Karin die Station als düster und unfreundlich. Sie überlegt und führt ihren Eindruck der Düsternis aus: Die Farben seien nicht günstig gewählt. Die blaue Farbe und der Boden wirkten sehr kalt und ergäben zusammen mit den dunklen Schienen und der schwarzen Decke einen düsteren und nicht einladenden Charakter.⁹⁰⁸ Joachim hingegen vergleicht die U-Bahnstationen *Hauptwache* und *Westend*, dabei streicht er die modernere Innenarchitektur im Westend heraus, die durch die Wandfarbe Blau und die Lichtsituation dezenter wirken solle. Er geht zwar auf die benannten Raumqualitäten Farbigekeit und Lichtsituation nicht näher ein, die gesellschaftlichen Charaktere dezent⁹⁰⁹ und modern sind jedoch argumentativ an einen visuellen Eindruck rückgebunden.

Wenngleich Joachim keine Düsternis oder gar eine Höhle beschreibt, hebt seine Argumentation ebenfalls auf die spärliche Beleuchtung der Station ab. Die Lichtsituation ist für Joachim dezent oder zurückhaltend, da die Ecken nicht ausgeleuchtet oder der Raum gar direkt grell beleuchtet wird. Für eine in Düsternis gehüllte Höhle gilt Vergleichbares. Die dezente Lichtsituation und blaue Farbgebung der Station sind zurückhaltend, unauffällig und korrelieren daher mit dem gesellschaftlichen Charakter *modern*. Die Innenarchitektur wirkt so wie ein Beispiel moderner Architektur auf Joachim. Das Dezente lässt nichts grell oder auffällig innerhalb der U-Bahnstation erscheinen und wird gleichfalls durch einen aufgeräumten Eindruck unterstrichen, denn abgesehen von Laub, liegt kein Müll herum.⁹¹⁰ Stephanie greift ebenfalls in ihrer Beschreibung auf gesellschaftliche Charaktere zurück und

907 Vgl. Claudia: 2 (Westend I).

908 Vgl. Karin: 3f. (Westend I).

909 Das Wort dezent umschreibt etwas, das vornehm-zurückhaltend, taktvoll und unauffällig ist (vgl. Duden Fremdwörterbuch 1990: 180).

910 Vgl. Joachim: 3f. (Westend I).

versprachlicht die Atmosphäre der U-Bahnstation in ähnlicher Weise, wie ihre Westend-Charakterisierung (Voruntersuchung). Dort hat sie das Westend als gehobenes Stadtviertel mit „exklusiven Bekleidungsgeschäften“⁹¹¹ und „Yuppie-Kneipen“⁹¹² dargestellt. In der Situation vor Ort äußert sie, dass ihr die U-Bahnstation alltäglich vertraut ist und sie diese als relativ ruhig und angenehm empfindet, „*immer gut gekleidete wichtige Leute*“⁹¹³ tragen dort zu einer gediegenen Atmosphäre⁹¹⁴ bei. Stephanie empfindet ebenfalls die Wandfarbe der Station als zur Atmosphäre passend. Einen Geruch spricht sie in der U-Bahnstation nicht an und somit bleibt nicht zuletzt aus diesem Grund ungeklärt, inwiefern die von ihr benannte gediegene Atmosphäre sich aus einem leiblichen Befinden herleitet oder nur ihrer Vor Erwartung von Exklusivität und „Yuppietum“ entspricht, die sich in der visuellen Erscheinung der Leute vor Ort und der Farbgebung der Station für sie zu bestätigen scheint. Dennoch zeichnet sich in der Montage der von Joachim und Stephanie benannten Attribute wie gediegen, dezent, zurückhaltend, ruhig, modern und angenehm eine auffällig kohärente Kontur einer Atmosphäre aus. Einzig der von Joachim aufgeführte Gummigeruch scheint nicht stimmig in die beschriebene Atmosphäre der Station zu passen, obgleich er, wie Karins, Claudias und Joachims Ausführungen belegen, zu einer Bahnstation dazuzugehören scheint (s. o.).

Joachim betont schon im Eingangsbereich, dass ihm „*dieser klassische VGF-Geruch*“⁹¹⁵ entgegenkomme. Er vermutet als Grund ein verblasstes, mit Schmutz vermengtes Reinigungsmittel, welches eher dumpf, aber nicht stechend riecht. Auf den VGF-Geruch angesprochen, berichtet er, dass fast jede Station in Frankfurt so rieche, es aber beispielsweise in Berlin, wegen des älteren Bahnsystems oder eines anderen Putzmittels, anders rieche.⁹¹⁶ Nicht auf Reinigungsmittelgeruch, jedoch auf das möglicherweise geruchsproduzierende Bahnsystem führt Karin den typischen Bahngeruch in der Station zurück. Für sie ist es ein Benzin-Öl-Gemisch, welches eine „*erfri-*

911 Stephanie Voruntersuchung: 2.

912 Ebd.

913 Stephanie: 3 (Westend II).

914 Vgl. ebd. (Westend II).

915 Vgl. Joachim: 3 (Westend I). VGF ist die Abkürzung für Verkehrs-Gesellschaft-Frankfurt.

916 Vgl. ebd. (Westend I).

schende Abgasluft“⁹¹⁷ von außen bei Einfahrt des Zugs hineinzieht und einen Geruch erzeugt, den sie als typischen Geruch von unterirdischen Bahnhöfen erkennt.⁹¹⁸

Die U-Bahnstation *Westend* wirkt auf Christine in erster Linie beengend. Dieser Eindruck löst sich auch nicht auf, als sie den Bahnsteig auf- und abläuft.

„Nun sind wir in der U-Bahn und hier kommt einem zuerst der Wind entgegen und es riecht nicht nach frischer Luft, sondern nach Geruch, nach verbrauchter Luft. Und jetzt riecht es, kommt es mir vor, wie nach Benzin, an einer Tankstelle. Also, auf keinen Fall nach frischer Luft, auch von dem Raum in der U-Bahnstation kommt es einem richtig beengend vor. [...] Die Wände sind bemalt. Man hat das Gefühl, dass man wie die U-Bahn eigentlich ist, so Untergrund, untergründig ist. Nun kommt einem der Duft von Rauch entgegen, da einige Leute da sitzen und rauchen. Nun wird der Geruch noch intensiver. Also, wie schon gesagt, das Gefühl der Enge. Man hat den Wunsch, wieder nach draußen zu gelangen. Vom Geruch her, ist es wie am Anfang, es riecht nach verbrauchter Luft. Auch die Atmosphäre ist hier eher kalt.“⁹¹⁹

Das Gefühl der Enge spitzt sich derart zu, dass Christine den Wunsch verspürt, nach draußen zu gelangen. Parallel zu ihrem Enge-Gefühl beschreibt Christine den Geruch nach Benzin und nicht-frischer, verbrauchter Luft. Die Frische, sei sie als verbrauchte oder erfrischende Luft thematisiert, stellt auch hier eine grundsätzliche Kategorie für Christine dar. Diese olfaktorische Kategorie zeichnet sich als synästhetischer Charakter ab, der eine Brücke zum Umgebungsraum schlägt. Der wechselhafte Eindruck der Frische wird durch den Wind zudringlich und äußert sich als Geruch von beispielsweise verbrauchter Luft. Christine formuliert diesen Eindruck so, als bezöge sich das beengende Gefühl in der U-Bahnstation und der Geruch verbrauchter Luft aufeinander und wären beinahe dasselbe. Denn in der thematischen und konjunkionalen Verknüpfung der Begriffe *beengender Raum* und *verbrauchte Luft* werden beide durch den Partikel *auch* aufeinander bezogen. Es ist folglich nicht nur der Geruch der verbrauchten Luft, auch der visuell-

917 Karin: 3 (Westend I).

918 Vgl. ebd. (Westend I).

919 Christine: 2 (Westend II).

gegenständliche Raum beengt. Weil sie innerhalb der chaotischen „Eindrucks-Ganzheit“ (vgl. Kap. 3.1) des „*untergründig*“, beengenden Gefühls nicht zwischen der sinnlich-objektiven Seite und der subjektiven Seite der Wahrnehmung differenzieren kann, pendelt Christine zwischen der Beschreibung immaterieller Raumqualitäten wie der beengenden, verbrauchten Luft und der Beschreibung der dinglich-visuellen Seite des Raums. Zunächst sind es die verbrauchte Luft, dann die bemalten Wände, dann wiederum der Zigarettenrauchgeruch, bis sie die Gewissheit erlangt: „*Also, wie schon gesagt, das Gefühl der Enge.*“ Die bisherigen Ausführungen zur Frische können also dahingehend ergänzt werden, dass sich im Frischerlebnis nicht nur ein leibliches Befinden widerspiegelt, sondern dieses im Sinne synästhetischer Charaktere als Raumeindruck besteht. Christine erachtet die Frische als motivierendes Gefühl, das ihr Energie schenkt (vgl. Kap. 8.1.3) – verbrauchte Luft beengt sie; im Umkehrschluss kann motivierende Frische als Weitung im Sinne der Schmitz'schen leiblichen Dynamik (vgl. Kap. 3.3) angenommen werden.

Othmar hebt die Veränderung der olfaktorischen Situation anhand des Frische-Eindrucks stärker hervor:

„Also, die Luft, die von, die durch die Eingänge reinströmt und die hier so als Zugluft wahrnehmbar ist, die ist im Vergleich zum Bahngeruch, zu dem Technikgeruch recht frisch. [...] Also, wie gesagt, wirkt auf mich frisch und erfrischend. Und fühlt sich auch aufgrund der Temperaturen heute relativ erfrischend an.“⁹²⁰

Wenngleich er nicht wie Christine von der beengenden Raumsituation spricht, besteht doch dahingehend eine strukturelle Ähnlichkeit, dass beide die U-Bahnstation anhand ihres nicht-frischen Geruchs charakterisieren. Christine formuliert dies als Atmosphäre der Beengtheit, die mit verbrauchter Luft einhergeht, während Othmar dies offen lässt und er vermutlich die olfaktorische Veränderung der Station als Erfrischung im Gegensatz zum Technik- und Bahngeruch empfindet.

8.2.2 *Ruhe und Idylle am Kettenhofweg*

Die besondere Atmosphäre des *Kettenhofwegs* vermittelt sich vorrangig im Kontrast zur *Mendelssohnstraße* (Abb. 9). Der *Kettenhofweg* wirkt auf

920 Othmar: 2 (Westend II).

Othmar idyllisch, weil dieser, im Vergleich zur hektischen *Mendelssohnstraße* mit deren (Bus)-Verkehr, recht wenig befahren ist.⁹²¹ Schon einige Meter davor kündigt sich für ihn das positive Gefühl an, von Naturgeruch umgeben zu sein.⁹²² Dieses Gefühl spitzt sich nach dem Abbiegen in den *Kettenhofweg* weiter zu, indem es eine visuelle Entsprechung erhält:



Abb. 9 *Mendelssohnstraße Ecke Kettenhofweg*⁹²³

„Auch die Ansicht, die man von hier jetzt hat auf den Weg. [...] Man fühlt sich praktisch wie in einer Allee, weil man links und rechts Baumbewuchs hat. Und relativ viel Grün. Dieses Grün bedeckt zum einen die Häuser, wenn man aus dieser Perspektive reinschaut und

921 Vgl. ebd.: 9 (Westend II).

922 Vgl. ebd.: 7 (Westend II).

923 Fotografie W. B.

vermittelt eigentlich so den Eindruck von einer recht idyllischen ruhigen Straße mit viel Natur.⁹²⁴

Das *Umgeben-Sein* von Natur hinterlässt bei Othmar einen „positiven Eindruck“⁹²⁵, nicht zuletzt, weil ein Naturgeruch vorherrscht, der den „typischen Stadtgeruch“⁹²⁶ überdeckt. Auch für Christine ist an derselben Stelle das Abbiegen in den *Kettenhofweg* ein wichtiger Wendepunkt während der Westendbegehung.

„Hier ist jetzt wieder eine schöne Atmosphäre vor dem Baum. Man hat jetzt das Gefühl, dass man sich sozusagen von der Stadt abwendet. Auch wieder eher so die kleineren Läden oder Bäckereien und hier riecht es jetzt gerade nach Bäckerei. [...] Im Grunde denkt man gar nicht mehr, dass man so in der Großstadt irgendwie ist, sondern eher so abgelegen. Vom Verkehr, von dem Grünen. Und die Leute werden auch nicht mehr so hektisch. Und vom Geruch jetzt wieder nach Blumen. Der wird jetzt auch wieder stärker. [Pause] Ja und jetzt erweckt das einem mal wieder das Gefühl an die Natur.“⁹²⁷

Im Zusammenwirken des Naturraums mit den sich dort befindenden kleinen Läden entsteht für Christine der Eindruck, dass sie sich nicht nur der hektischen Straße, sondern vielmehr von der Großstadt selbst wegbegibt. Der Naturraum, repräsentiert durch die Bäume der unmittelbaren Umgebung, sowie der Geruch der Bäckerei korrelieren mit dem Bild der kleinen Geschäfte und alle Aspekte verdichten sich zu dem Eindruck, abseits der verkehrsreichen *Mendelssohnstraße* eine Szenerie jenseits der Großstadt vorgefunden zu haben. Dass hier eine Atmosphäre über den Raum gebreitet ist, wird an Christines Eindruck deutlich, nicht die einzige zu sein, welche die Abwesenheit der Hektik empfindet, denn im Vergleich zu vorher sind die Menschen im *Kettenhofweg* „auch nicht mehr so hektisch“⁹²⁸.

924 Ebd.: 9 (Westend II).

925 Ebd.: 7 (Westend II).

926 Ebd. (Westend II).

927 Christine: 5 (Westend II).

928 Christine: 5 (Westend II).

8.2.3 S-Bahnstation Ostendstraße

Der Geruch der S-Bahnstation⁹²⁹ ist laut Brigitte „wieder dieser typische U-Bahngeruch“⁹³⁰, der sich jedoch olfaktorisch dahingehend vom U-Bahngeruch im Westend unterscheidet, als sie hier zusätzlich Säuerliches riecht. Dies führt sie auf eine andersartige Luftzirkulation zurück:

„Gestern waren zwei Öffnungen nebeneinander und da konnte [...] die Luft ganz anders zirkulieren und hier sind sie noch nicht einmal gegenüber und ich empfinde hier die Gerüche als stärker [...] als gestern beim Westend.“⁹³¹

Insgesamt sind die auftretenden Gerüche nicht nur stärker ausgeprägt, sondern gleichfalls unangenehmer als im Westend. Für Brigitte riecht es künstlich, nach Gummi und Ruß, zudem stärker nach Zigaretten.

Weiterhin konstatiert sie den Geruch von Abfall „und man kriegt es dann auch unheimlich in die Nase geweht. Und mein Gefühl: schnell weg! Schnell raus.“⁹³² Diese Bewegungssuggestion, die sich beim Anwehen eines Müllgeruchs konkretisiert, wird von dem optischen Bild der Station ergänzt.

„[...] vom Optischen her, also, das mit dem Feuchten hier, das finde ich etwas merkwürdig. Ja weil das so aussieht, als ob da einer an die Wand gepinkelt hätte. Aber es riecht nicht danach.“⁹³³

Obwohl sich kein Uringeruch in der Station bestätigt, wird Brigitte in der gesamten Wahrnehmungssituation mit einer aufdringlichen Nähe konfrontiert, der sie sich durch eine spontane Flucht entziehen möchte. Die Parfümgerüche der Bahnfahrenden nimmt sie ebenfalls ungewohnt stark wahr.

„Das wundert mich eigentlich, das hab ich nie **so** stark wahrgenommen, [...] vielleicht ist das Frankfurt oder U-Bahn.“⁹³⁴

929 Die Begehung mit Claudia musste aus organisatorischen Gründen außerhalb der S-Bahnstation *Ostendstraße* beginnen, daher hat sie keine Eindrücke von der Station geschildert.

930 Brigitte: 2 (Ostend I).

931 Ebd. (Ostend I).

932 Brigitte: 2 (Ostend I).

933 Ebd. (Ostend I).

934 Brigitte: 2 (Ostend I), die starke Betonung Brigittes ist hervorgehoben markiert.

Brigitte hat im Westend gleichfalls Parfümgerüche wahrgenommen, aber „*das war nicht so geballt, jetzt waren das mehrere Leute.*“⁹³⁵ Dass sich in der Station *Ostendstraße* eine ergreifende Atmosphäre „verankert“ hat, zeigt der Gefühlskontrast, den Brigitte schlagartig nach Verlassen der Station erlebt.

„Hier wird es jetzt langsam weniger U-Bahngeruch [Pause]. Uhlandschule [Pause]. Also, netter, als ich gedacht habe, [...] also, wenn man die Atmosphäre anschaut.“⁹³⁶

Wenngleich Brigitte die Atmosphäre der S-Bahnstation nicht mit einem Schlüsselwort klassifiziert, kann ihr Eindruck sicherlich als ungepflegte Atmosphäre sprachlich gefasst werden. So klassifiziert zumindest Joachim die Station, wobei er auf ähnliche optische sowie olfaktorische Elemente eingeht wie Brigitte. Die ungepflegte Atmosphäre hängt laut Joachim mit „*zerfetzt herumliegendem Müll*“⁹³⁷, „*nicht mehr zu entfernenden Kaugummiflecken*“⁹³⁸ und „*Schmuddelecken*“⁹³⁹ zusammen.

„Glücklicherweise ist es hier etwas windig, so dass man doch näher herangehen muss, um dann zu riechen, wonach es riecht. Und man sieht hier sogar Spritzen. [...] Gut, dann lassen wir die Ecke auch sein, [...] es riecht hier doch eher dezent, jetzt ein bisschen stärker nach Urin.“⁹⁴⁰

Die atmosphärische Erscheinung der S-Bahnstation ist nicht nur ungepflegt wegen des sichtbar herumliegenden Mülls, Spritzen und des Geruchs nach Urin, gleichzeitig riecht es auch nicht frisch für Joachim. Ein staubig, schmutziger Steingeruch trägt ebenfalls zur ungepflegten Atmosphäre bei.⁹⁴¹

935 Ebd.: 3 (Ostend I).

936 Ebd. (Ostend I), die auftretenden Sprechpausen dauerten circa 10 Sekunden und sind nicht als eine Unterbrechung eines zusammenhängenden Gedankens zu werten.

937 Joachim: 2 (Ostend I).

938 Ebd. (Ostend I).

939 Ebd. (Ostend I).

940 Ebd. (Ostend I).

941 Vgl. ebd. (Ostend I).

8.2.4 *An der Zoomauer in der Waldschmidtstraße*

Die Atmosphäre an der Zoomauer in der *Waldschmidtstraße* wird für Christine und Othmar deutlich aufgrund des Kontrasts zwischen einer angenehmen Parkanlagen-Atmosphäre und einer sukzessiven „Umkehrung“ dieses Eindrucks in Tristesse.

Parkanlage und sichtbare Umgebung

Bereits in der *Rhönstraße* Ecke *Waldschmidtstraße* hat Christine einen angenehmen Eindruck, weil sie sich wie „in einer Parkanlage“⁹⁴² fühlt. Trotz Baum- und Blumengerüche wird diese Atmosphäre „teilweise“⁹⁴³ unterbrochen, nicht zuletzt wegen der eintönig angeordneten und in kalten Farben gestalteten Mietshäuser der *Waldschmidtstraße* 87–71. Letztlich lässt ein Geruch nach kalten Mauern und Steinen⁹⁴⁴ die zunächst angenehme Atmosphäre umkehren: „[...] die Häuser [...] sind von der Farbe, kalt kann man nicht sagen, aber auch nicht so einladend“⁹⁴⁵. In dieser Schilderung zeigt sich die Verschmelzung von visuellen Farb- und Formeigenschaften des Realraums mit ebensolchen Gerüchen zu einer synästhetischen „Eindrucks-Ganzheit“, die das Atmosphärische der angenehm gespürten Parkanlage verdrängt. Für Othmar ist es besonders der Geruch der Efeuhecke, die über die Zoomauer (*Waldschmidtstraße* 98) wächst und ihn

„an Parkanlagen erinnert [...] und das ist doch ein recht angenehmer Geruch, der eigentlich von dem recht tristen Bild etwas ablenkt, den die rote [...] Backsteinmauer doch vermittelt.“⁹⁴⁶

942 Christine: 2 (Ostend II).

943 Ebd. (Ostend II).

944 Vgl. ebd.: 2f. (Ostend II).

945 Ebd.: 3 (Ostend II).

946 Othmar: 7 (Ostend II).



Abb. 10 An der Zoomauer – Blick durch die Waldschmidtstraße nach Westen⁹⁴⁷

Der Efeugeruch korreliert mit dem Bild des über die Mauer wachsenden Efeus und beschwört als visuell-olfaktorischer Eindruck eine Raumerinnerung an eine efeubewachsene Parkanlage herauf. Der Geruch dient dabei als Referenz, sich in angenehmer Weise an eine Parkanlage erinnern zu fühlen. Die Wirkmächtigkeit der Atmosphäre verdeutlicht sich in dem Kontrast zur tristen Backsteinmauer, von der Othmar wegen seiner fühlbaren positiven Beziehung zur Atmosphäre der Parkanlage abgelenkt ist. Der Eindruck des Kontrasts fasst nicht nur über unterschiedliche „Sinneskanäle“ aufgenommene Phänomene zusammen, sondern wird gleichsam flankiert vom leiblichen Befinden. Das leibliche Befinden drückt sich in zweierlei Hinsicht aus: Zunächst hat Othmar ein angenehmes Gefühl, denn, wie er im Westend ausführte, riecht der Naturgeruch grundsätzlich „stark, ich verbinde was damit, was Positives und er erzeugt auch eine ganz andere Stimmung bei mir. [...]

947 Fotografie W. B.

*also man fühlt sich irgendwie ruhiger.*⁹⁴⁸ An der Zoomauer tritt zu dieser grundsätzlich positiven Atmosphäre der Parkanlage die Erinnerung hinzu. Wie Hasse hervorhebt, ist die Erinnerung ein situationsbedingter, kreativ-kombinatorischer Prozess, der zwischen Kognition und Emotion changiert:

*„Eine Kognition 'verfärbt' sich in eine situationsbewertende Emotion. Ein und dasselbe Wissen kann also in dem einen (Anwendungs-) Fall kognitiv und im anderen emotional erinnert werden.*⁹⁴⁹

Kontraste an der Zoomauer

Im Unterschied zu Othmar und Christine erlebt Hans den Kreuzungsbereich *Rhönstraße* Ecke *Waldschmidtstraße* von Anfang an als sehr drückend⁹⁵⁰ und „*auch so geruchsmäßig. So, so füllend*“⁹⁵¹. Dieses Befinden korrespondiert wenige Meter weiter in der *Waldschmidtstraße* mit einem vergleichbaren Erlebnis:

„Das ist zum Beispiel eher eine unangenehme Straße trotz der Bäume. Ja, die wirkt eher erschlagend, finde ich. Eng, ja eng. Vielleicht die Bäume zu groß, ich weiß nicht.“⁹⁵²

Hans erlebt den Geruch in der *Waldschmidtstraße* als füllend, er hat das Gefühl, *gefüllt* und damit von etwas beengt zu sein. Gemäß der Dynamik des Leibes (vgl. Kap. 3.3) kann dieser Zustand als Schwellung verstanden werden. Der Leib wird im olfaktorischen Erleben prädimensional gespürt. Wenige Meter weiter wird die *Waldschmidtstraße* mit einem ähnlichen Eindruck beschrieben. Dort ist es nicht mehr der füllende Geruch, der erdrückt, vielmehr wird die Straße insgesamt als erschlagend und unangenehm wahrgenommen. Diesen Eindruck der Straße stelle man sich als Schlag vor, der auf Hans hernieder geht und es wird deutlich, wie er mit seinem in Enge gespürtem Leib konfrontiert ist. Durch das leibliche Befinden in beiden Fällen realisiert sich die Verbindung zwischen dem realräumlichen Ort und dem von Hans dort in Enge gespürtem Leib. Leibempfindung und realräumliche Situation der engen Straße werden durch die gespürte Betroffenheit am kon-

948 Ebd.: 11 (Westend II).

949 Hasse, J. 1995: 14 (Herv. i. Orig.).

950 Vgl. Hans: 3 (Ostend II).

951 Ebd. (Ostend II).

952 Ebd.: 4 (Ostend II).

kreten Ort aufeinander bezogen. So werden der drückende Geruch und der erschlagende Eindruck als gespürte Momente der Beengung wahrgenommen, wobei Hans den erschlagenden Straßeneindruck mit den sonst als Repräsentationen von Natur positiv konnotierten Bäumen in Verbindung bringt. Erschlagend wirken die physiognomischen Eigenschaften der Bäume auf Hans, denn sie sind „zu groß“. Die Größe wird nicht als formal-ästhetische Unproportioniertheit wahrgenommen, sie *bedeutet* für Hans in dieser Straße gerade dadurch etwas, weil er leiblich betroffen ist: Die *Waldschmidtstraße* ist eine unangenehme Straße, die erschlagend in Enge gespürt wird. Der anfängliche olfaktorische Eindruck im Kreuzungsbereich ist einige Meter weiter für die Initiierung der Atmosphäre ein relevantes Moment. Denn nicht nur, dass beide beschriebenen Orte realräumlich dicht beieinander liegen, sondern auch die Art ihrer Beschreibung im leiblich-emotionalen Bereich weist eine große Kongruenz auf.

War es zuvor noch der Eindruck einer Parkanlage, kippt für Othmar nach einigen Metern in der *Waldschmidtstraße* dieser Eindruck ins Negative. Die Passage der Zoomauer prägt sein abschließendes negatives und stigmatisierendes Urteil über das Ostend (II). Mit dem Ausruf „uff schlecht“⁹⁵³ quittiert er vor einer Speisegaststätte in der *Waldschmidtstraße* sein Getroffensein durch einen Geruch, was in eine längere Sequenz über die allgemeine Situation im Ostend mündet. Der vormals angenehm empfundene Eindruck der Park-Atmosphäre (s. o.) verblasst und gerät in den Hintergrund. Im Eingangsbereich der Speisegaststätte riecht es „nach typischem Wirtshausgeruch“⁹⁵⁴ und obwohl Othmar nur einen Gast sieht, verweist er auf den intensiven und „heftigst aus den Fenstern“⁹⁵⁵ ziehenden Zigarettenrauch. Dieser typische Wirtshausgeruch prägt für ihn die räumliche Situation an der Zoomauer:

„Und wenn ich meine Umgebung so angucke, ja, dann sieht die eigentlich weniger einladend aus. Es ist alles sehr, ja, wirkt dreckig und ungepflegt. Liegt überall Laub rum. Abfall fliegt rum. Ein Teil des Abfallbehälters quillt schon über vor Müll. Und ja [...] auch hier in dem Eingangsbereich, der nicht so gut gerochen hat [der Eingangsbereich-

953 Othmar: 6 (Ostend II).

954 Ebd. (Ostend II).

955 Ebd. (Ostend II).

reich der Gaststätte]. Ich finde das [...] passt dann irgendwie dazu. Auch die ungepflegte, von Abfall durchsähte Erde neben uns vermittelt auch schon eher diesen schmutzigen, dreckigen Eindruck, gerade auch weil Erde auf dem Gehweg liegt.“⁹⁵⁶

Der gesamte Raum wirkt in Kombination mit dem Geruch schmutzlig und dreckig, ähnlich verhält es sich mit der üblicherweise positiv hervorgehobenen Natur. Alles wirkt ungeordnet und ungepflegt: Laub liegt herum, Erde liegt gemischt mit Abfall auf dem Gehweg; der Wirtshausgeruch verbindet sich mit der gesamten räumlichen Situation.

„Also alles in allem [...] mit den dreckigen Autos riecht es hier doch recht ungepflegt.“⁹⁵⁷

Nachdem ich Othmars Aufmerksamkeit auf die gesamte Situation der *Waldschmidtstraße* gelenkt habe, schwindet der schmutzige Eindruck und für ihn sieht es

„eigentlich jetzt von Weitem aus, wie ne idyllische Wohnsiedlung. Eigentlich so die typische Arbeiterwohnsiedlung hier mit Reihenparkplatz vor der Tür.“⁹⁵⁸

Aus der Ferne wirkt die räumliche Umgebung wie eine Arbeiterwohnsiedlung mit hohen Häusern, zudem durch farbige Markisen, Balkonpflanzen und Autos vor den Häusern sehr bunt.⁹⁵⁹ Ganz entgegen seinen sonstigen Gepflogenheiten, spricht Othmar hier zum ersten Mal von einer positiven Wirkung durch Autos. Sie und die Balkone lassen das Wohngebiet zumindest farblich bunt erscheinen, was „zwischen dem tristen Grau und Braun dieser Wohnsiedlung so der letzte Ausdruck von ja, individueller Gestaltung“⁹⁶⁰ ist. Wie auch Christine es beschrieben hat, bedingt die optische Erscheinung der Häuser einen tristen Eindruck der *Waldschmidtstraße* 87-71. Der distanzierte Blick auf die Wohnsiedlung wird kurze Zeit später durch einen leibnahen olfaktorischen Eindruck ergänzt. Othmar riecht einen Naturgeruch nach Efeu, fühlt sich an eine Parkanlage erinnert und ist gleichzeitig „von dem recht tristen Bild [...], den die rote [...] Backsteinmauer doch

956 Ebd. (Ostend II).

957 Ebd. (Ostend II).

958 Ebd.: 7 (Ostend II).

959 Vgl. ebd. (Ostend II).

960 Ebd. (Ostend II).

vermittelt“⁹⁶¹ abgelenkt. Die Umgebung der Zoomauer beschreibt Othmar konsistent. Einmal ist es farbig durchbrochene Tristesse (durch bunte Balkone und Autos), dann wieder eine olfaktorisch kontrastierte Tristesse (Efeugeruch) an der Backsteinmauer des Zoos. Mit dem Eindruck der Tristesse folgt Othmar seiner Einschätzung des Ostends aus der Voruntersuchung.

„Der mir bekannte Teil dieses Viertels wirkt auf mich eher ungemütlich, trist und grau und in manchen Ecken recht schmutzig.“⁹⁶²

In der Wahrnehmungssituation an der Zoomauer offenbart sich die gefühlte Beziehung zum Raum als ein Kontrasterlebnis, dessen Heftigkeit in einer drastischen Schilderung vom dreckigen Gesamteindruck des Ostends gipfelt. Die Thematisierung vor Ort entspricht somit in weiten Teilen exakt den Erwartungen in der Voruntersuchung. Die mit Stacheldraht bewehrte und mit Graffiti versehene Zoomauer wird im Hinblick auf die Tristesse als Eintönigkeit präzisiert⁹⁶³, weil die Mauer „durchgängig aus rotem Backstein“⁹⁶⁴ gestaltet ist. Der Stacheldraht lässt Othmar unwohl fühlen und auch die Graffiti verstärken den Eindruck. An dieser Stelle der Zoomauer bemerkt Othmar entsprechende Gerüche.

„Ich fühle mich hier an der Mauer relativ unwohl, würde ich sagen. Und es riecht halt zwischendrin immer wieder [...] recht modrig, verfault.“⁹⁶⁵

Der negative Eindruck des Stadtteils korreliert mit der Bebauung (Wohnviertel und Zoomauer), der dortigen städtischen Natur (schlechter Pflegezustand und dreckig), den Graffiti und den Gerüchen. Othmar fasst die von ihm „gelesene“ räumliche Situation an der Zoomauer unter „dem Motto: unser anonymes dreckiges Viertel“⁹⁶⁶ zusammen. Dabei ist er sich der Stigmatisierung in seiner Lesart durchaus bewusst, kann aber gemessen an den auftretenden Gerüchen zu keinem anderen Urteil kommen.

961 Ebd. (Ostend II).

962 Voruntersuchung Othmar: 5.

963 Vgl. Othmar: 7 (Ostend II).

964 Ebd. (Ostend II).

965 Ebd.: 8 (Ostend II).

966 Ebd.: 8 (Ostend II).

„Irgendwie macht es für mich oder der Straßenzug schon den Eindruck. Und es roch auch in den letzten Minuten auch immer wieder nach Fäkalien. [...] Das trägt nochmal dazu bei, dass [...] ich mich hier doch recht unwohl fühle. Wie gesagt halt Dreck. [...] Ich denke mal, dass weist schon auf die Kultur hin, die hier herrscht in dem Viertel.“⁹⁶⁷

Mit dem Argument, es handle sich um eine bestimmte Viertelskultur, hebt Othmar auf einen stadtteilspezifischen Sozialcharakter ab. Das olfaktorische Erscheinungsbild der Moder-, Fäulnis- und Fäkaliengerüche wird mit einem ethischen Bild des Stadtteils verschnitten, daher resümiert er zum Abschluss der Begehung:

„Insgesamt die Atmosphäre war am Anfang eher empfangend. Ich hab mich am Anfang noch relativ wohl gefühlt. Die Atmosphäre ist zum Schluss jetzt eigentlich in hektisch, anonym umgeschlagen. Und man hat sich aufgrund dessen [...] eher unwohl gefühlt. Wie gesagt, auf den letzten zwei Dritteln war das eigentlich der Fall. Wie gesagt, diese Anonymität, das war eigentlich so die Grundstimmung, die hier so herrscht.“⁹⁶⁸

Die gegen Ende der Begehung auftretenden modrigen, verfaulten und nach Fäkalien riechenden Gerüche sind nicht ausschließlich Gerüche des Zerfalls organischer Umwelt, sondern werden weiterführend in diesem Kontext als (An-) Zeichen sozialen Verfalls gedeutet und in das abschließende Urteil über den Stadtteil integriert.

967 Ebd.: 9 (Ostend II).

968 Ebd.: 11 (Ostend II).

9 Olfaktorische Stadträume. Dimensionen geographischer Forschung zum Geruch

Die leibphänomenologische Atmosphärentheorie ermöglicht dem Stadtforscher, die Frage nach einer städtischen Lebens- und Aufenthaltsqualität abseits quantitativ messbarer Untersuchungsparameter zu beantworten. Gerade durch den olfaktorischen Eindruck erlebt sich der Mensch nicht mehr ausschließlich auf die Funktionalität des Stadtraums bezogen und fragt sich, *wo* kann ich *was*, *wie* erledigen? Vielmehr ist die Stadtlandschaft eine Umgebung, die als „Stimmung“ beziehungsweise Atmosphäre spürbar wird und so als orientierendes Moment für das städtische Leben bedeutsam ist.

„Der Gebrauch unserer Sinne, die Wahrnehmung und Bewertung der Umwelt haben vorrangig den Zweck, kontinuierlich zu überprüfen, wo der Betrachter steht [...]. Die Standortbewußtheit ist Voraussetzung für kontrollierte Handlung. Orientierung über den Standort ist ein autonomer Vorgang, der auf jede Veränderung blitzschnell reagiert. Dabei ist das Gefühl meist schneller als der Verstand, und so ist die Standortbestimmung auch das Echo der eigenen Gestimmtheit.“⁹⁶⁹

Innerhalb des Frankfurter Westends und Ostends konnten zahlreiche Gerüche durch die Untersuchungspersonen aufgespürt werden, die atmosphärisch oder als „Gestimmtheit“ eine emotionale Bezogenheit des Wahrnehmenden auf den Raum nachvollziehbar werden ließen. In der Auseinandersetzung mit den städtischen Gerüchen erlebt das wahrnehmende Subjekt städtische Räume und Orte einerseits als spürbare Atmosphären, in die es hineingerät und die sich im leiblichen Befinden konkretisieren. Andererseits wird die olfaktorisch initiierte, leibliche Resonanz mit dem durchlaufenen Stadtraum diskursiv verknüpft. Die Stadtmenschen spüren also nicht nur die Atmosphäre des Stadtteils, riechen seine Geruchskulturen, sondern setzen diese in Beziehung zu ihren allgemeinen Vorstellungen und Vermutungen über das Städtische und im Besonderen über das West- und Ostend, über deren Bewohner und die dort herrschenden sozialen Verhältnisse. Aus dieser Verknüpfung von affektiv Erlebtem und diskursiv vermitteltem Wissen geht ein

969 Landzettel, W. 1989: 86.

über das Visuell-Bildhafte hinausgehendes Vorstellungsbild⁹⁷⁰ der Stadt hervor, das in ein Stadtimage münden kann. Der Geruch wird nicht nur als eindimensionale Chiffre für schlechte Luftqualität zum Imagefaktor, wie der in den späten 1970er-Jahren aufgekommene Ruf Mannheims als „Stinke-Stadt“⁹⁷¹ nahelegt. In olfaktorisch imprägnierten Atmosphären können sich vielmehr unterschiedliche Imagefaktoren äußern, weil ein Geruch über pathologisierende Zuschreibungen hinaus, allgemein auf die (emotionale) Lebensqualität und soziale Situation innerhalb einer Stadt oder eines Stadtteils verweist.

Die Frage nach den städtischen Gerüchen beleuchtet einen in der geographischen Stadtforschung bislang vernachlässigten Themenbereich, der nun in zwölf Dimensionen skizziert wird.

Dimension 1: Der olfaktorische Raum der Stadt ist vielfältig und facettenreich.

Die olfaktorische Stadt begegnet und erscheint den im Alltag wahrnehmenden Bewohnern und Spaziergängern vielfältiger, als man aufgrund bestehender Hygiene-, Ordnungs- und Regulationsmaßnahmen, z. B. Entlüftung, Müllabfuhr, Bauordnungen, Kanalisation, Lufterfrischerprodukten, hätte erwarten können. Der städtische Geruchsraum ist, über die polare Differenz von Gestank oder Duft hinausgehend, von Gerüchen durchzogen. Allerdings sind es nicht nur die Inszenierungstechniken der Beduftungs- und Klimatisierungsfirmen, die über eine Beduftung des privaten und halböffentlichen Raums wie S- und U-Bahnstationen⁹⁷² eine vielfältige Geruchslandschaft innerhalb der Stadt oder gar eine Reodorierung des Städtischen vorantreiben (vgl. Kap. 2.5–2.6). Es treten auch alltägliche Gerüche wie beispielsweise Müll-, Essens-, Kosmetik- und Naturgerüche auf, die auf eine Raumnutzungspraxis der städtischen Bewohner und Besucher sowie auf deren riechende Umwelt verweisen. In der vorliegenden Arbeit wurden zwar nur olfaktorisch imprägnierte Atmosphären und Geruchskomplexe inhaltlich detailliert vorgestellt, doch schon ein flüchtiger Blick auf die Kartierungen

970 Vgl. Krüger, R./Pieper, A./Schäfer, B. 1989; vgl. Krüger, R. 1988.

971 Der Spiegel 1979: 121.

972 Vgl. Claassen, D. 2001: 9.

der untersuchten Stadtteile (Karten 1 bis 9) zeigt, dass vielfältige Gerüche innerhalb der Stadt auftreten. Diese Vielfalt wird nicht nur im Sinne von Gegenstandsgerüchen (vgl. Kap. 4.3) gerochen und bezeichnet, sondern tritt in unterschiedlichen Geruchswirkungen und -qualitäten spürbar in Erscheinung. Die These von der Desodorierung der Stadt muss in Anbetracht der empirischen Ergebnisse relativiert werden, denn zu zahlreich sind die unterschiedlichen olfaktorischen Facetten innerhalb des Frankfurter Westends und Ostends, als dass unumwunden von Verdrängung oder vom Verschwinden städtischer Gerüche gesprochen werden könnte. Trotz dieses heterogenen Geruchsensembles konnten punktuell Maßnahmen der Desodorierung von Räumen festgestellt werden. Speziell im Bereich von Gastronomieeinrichtungen (vgl. Kap. 8.1.6) trat der olfaktorische Raum als „Umkehrraum“ (vgl. Kap. 2.6) in Erscheinung. Die Desodorierung lässt sich daher als strategische Absichtserklärung für eine gesellschaftlich-hegemoniale Umgangsform mit Gerüchen verstehen, die weitreichend mit einer „Politik des Riechens“⁹⁷³ (vgl. Kap. 2.4.2) einhergeht. Städtische Gerüche sind aber derart vielfältig, dass sie nicht allein in ihrer belästigenden Wirkung zum Gegenstand stadtplanerischen und geographischen Interesses werden sollten.

Im Zuge der Stadtplanung könnte es darum gehen, einem Spektrum von Gerüchen und damit ihren vielfältigen Erscheinungs- und Wirkungsweisen verstärkt Raum zu lassen. Dies kann durch die Verwendung geeigneter Baumaterialien, eine gesteigerte Aufmerksamkeit für die Durchlüftungssituation, kleinräumige Begrünung, Aufbrechen der Bodenversiegelung, aber auch durch Gewähren einer Spontanvegetation erfolgen. Anstelle der Verdrängung von Gerüchen aus dem öffentlichen Raum, könnte die Stadt zu einem Raum werden, der positive sinnliche Erlebnisse in einem abwechslungsreichen Umfeld für Bewohner und Besucher bereithält und in dem Gerüche nicht einzig als defizitär oder (Gesundheits-) Gefährdung wahrgenommen würden.

Dimension 2: Olfaktorisch imprägnierte Atmosphären können wie materiell-physische Räume betreten werden.

Gerüche konkretisieren im Zusammenspiel mit den anderen Sinnen unterschiedliche Atmosphären, die sich als begegnendes Gefühl manifestieren und

973 Jütte, R. 2000: 284.

ebenso wie physisch-materielle Räume betreten werden können. Das Betreten ist allerdings nicht dadurch gekennzeichnet, dass das Subjekt eine materielle Begrenzung des betretenen Raums erkennen könnte; vielmehr vermittelt sich die Atmosphäre in einer „Stimmung“, die schlagartig als modifiziertes Spüren eines leiblichen Befindens am realräumlichen Ort wahrgenommen werden kann. Wenden wir uns den Erlebnissen an der Zoomauer in der *Waldschmidtstraße* (vgl. Kap. 8.2.4) oder der Idylle am *Kettenhofweg* (vgl. Kap. 8.2.2) zu, so fällt auf, dass beide als spürbare Modifikation des zuvor Erlebten wirksam werden. Am *Kettenhofweg* ist gerade der Verkehr von Bedeutung, denn im Vergleich zur stark befahrenen *Mendelssohnstraße* bleibt dieser von sicht-, hör- und riechbarem Verkehr ausgespart. Die Atmosphäre wird in den Aussagen Christines und Othmars deutlich, denn Othmar fühlt sich wie in einer Allee von Naturgeruch umgeben. Die Atmosphäre der Allee korrespondiert mit visuellen Aspekten des Umgebungsraums wie einer von Bäumen gesäumten Straße, bewachsenen Häusern und Vorgärten. Zugleich wird sie für Othmar vor allem leiblich spürbar, weil er nach dem Abbiegen auf den *Kettenhofweg* statt einer Hektik auf einmal eine idyllische Ruhe spürt und er somit realräumlich in eine andere Atmosphäre hineingerät. Den atmosphärischen Charakter dieses Orts bemerkt Christine in ähnlicher Weise, denn für sie ist das realräumliche Abbiegen von der *Mendelssohnstraße* ein gefühlräumliches Abwenden von der Stadt insgesamt. Der Geruch von Blumen und einer Bäckerei, die sichtbaren, kleinen Geschäfte, weniger Verkehr und mehr städtisches Grün lassen nicht nur die Atmosphäre der Abgelegenheit von der Stadt aufkommen, sondern vermitteln sich ebenso wie für Othmar als Atmosphäre der Ruhe, deren Einfluss Christine sogar an vorbeilaufenden Passanten bemerkt, die allesamt weniger hektisch gestimmt sind.

Auf dem Weg durch die Stadt werden Atmosphären als spürbare Modifikation des leiblichen Befindens erkannt. Sie können betreten werden und werfen simultan zum spürbaren Hineingeraten Fragen nach der (Lebens-) Qualität des umgebenden Raums auf. Es ist gerade der gefühlräumliche Kontrast, der einen Impuls für die Reflexion über die Qualität der Lebensräume gibt. Atmosphären ermöglichen somit, die Aufenthalts- und sinnliche Qualität von Orten und städtischen Räumen zu sondieren. Die städtische Planung sollte sich folglich nicht ausschließlich mit der funktionalen Ausgestaltung des städtischen Raums, sondern verstärkt mit der Schaffung kontrastreicher und vielfältiger städtischer Zonen und Atmosphären beschäftigen, um die

sich permanent wandelnden Ansprüche an das städtische Wohn- und Lebensumfeld aufmerksam evaluieren zu können.

Dimension 3: Gerüche initiieren eine identitätsbezogene Auseinandersetzung mit der realräumlichen Umgebung.

Der leibnahe Charakter der Gerüche (vgl. Kap. 4.4) verhindert, dass zum Gerochen ein distanzierteres Verhältnis eingenommen werden kann. Der Geruch ist im Riechen stets unausweichlich „in der Nase“ und vor allem als leibliches Befinden bei uns (vgl. Kap. 4.2). Durch das Riechen beim alltäglichen Atmen verschärft sich diese Leibnähe zu einer existentiellen Beziehung zum umgebenden Raum, denn im Atmen ist der Mensch den schädlichen, in der Luft unheilvoll schwebenden Einflüssen der Umgebung weitestgehend schutzlos ausgeliefert. Da die massenmediale Berichterstattung Gerüche überwiegend in ihrer belästigenden oder gesundheitsgefährdenden Form thematisiert, sind die Wahrnehmenden für Fragen nach der Qualität der Umgebungsluft, ihrer potentiellen Atemluft, sensibilisiert.

Die Auseinandersetzung mit der realräumlichen Umgebung ist jedoch nicht immer derart prekär, wie das Riechen belästigender Gerüche uns zuweilen glauben lässt. Mittels der Geruchskomplexe Essens- und Gastronomiegerüche sowie der Kosmetik- und Hygienegerüche konnten einige Beispiele identitätsbezogener Auseinandersetzung mit dem Realraum aufgezeigt werden, die nicht auf eine belästigende oder gesundheitsgefährdende Wirkung von Gerüchen zurückzuführen sind. Der Stadtsoziologe Detlev Ipsen problematisiert im Rückgriff auf George Herbert Mead⁹⁷⁴ den Identitätsbegriff, der nicht für Räume oder Systeme verwendet werden sollte. Er sei vielmehr ein personaler Begriff, weil die Identität einen Prozess beschreibt, in dem sich eine Person ihrer Persönlichkeit vergewissert, sie aufbaut oder sogar verliert.⁹⁷⁵

„Identität rückt damit in die Nähe der Frage nach dem richtigen und guten Leben, der eigenen Vorstellungen für sich und der Erwartungen der anderen an einen selber. Mit der eigenen Subjektivität sind

974 Mead, G. H. 1934 (Literaturangabe nach Ipsen).

975 Vgl. Ipsen, D. 1999: 150.

*Dinge, Institutionen und auch Räume verbunden, aber deswegen haben sie selber keine Identität.*⁹⁷⁶

Räume selbst besitzen laut Ipsen keine Identität, er betont vielmehr, dass der Wahrnehmende im Hinblick auf seine eigene Identität Räume bewertet und zu sich in Beziehung setzt. Der Ausdruck des Raums ist seine Atmosphäre, die als begegnendes Gefühl beziehungsweise als Modifikation unseres leiblichen Befindens gespürt wird, noch bevor im Raum einzelne Personen oder Dinge ausgemacht werden können (vgl. Kap. 5.3). Die Atmosphäre eines Raums wird im Moment des Betretens zur Identität des Wahrnehmenden in Beziehung gesetzt, was sich an den Schilderungen des Mensa-, des Parfüm- und des Gaststättengeruchs deutlich abzeichnet.⁹⁷⁷ In diesen Fällen kann der Wahrnehmende einmal „überwältigt“, dann wieder distanziert oder sogar angewidert sein, von dem, was seiner Person in leiblicher Resonanz widerfährt. Claudia verdeutlicht im Ostend anhand eines Essens- und Gastronomiegeruchs *ihre* Vorstellung vom richtigen Leben, die aufgrund eines vehementen leiblichen Eindrucks des Angewidertseins spontan zutage tritt (vgl. Kap. 8.1.6). Die Atmosphäre korreliert dabei in der Beschreibung des Geruchs nach verschüttetem Bier mit konkreten Vorstellungen Claudias bezüglich dieser Gaststätte, deren Gäste und von dort herrschenden Umgangsformen und Konsumpraktiken. Auch Joachims Auseinandersetzung mit dem Umgebungsraum, ausgelöst durch das Riechen eines parfümartigen Geruchs, illustriert eine Form der identitätsstiftenden Selbstvergewisserung (vgl. Kap. 8.1.4). Da es für ihn im situativen Erscheinen des Geruchs nicht möglich ist, diesen einer Geruchsquelle zuzuordnen, schwankt Joachim in der Frage, inwiefern er, die begegnende Frau oder die realräumliche Umgebung so riechen könnte. Diese „schwankende“ Wahrnehmung hat einen identitätsbezogenen Charakter, da die Suche nach der Geruchsquelle ein „Verorten“ des Wahrnehmungssubjekts im Umgebungsraum einschließt. Der Umgebungsraum wird im situativen Erscheinen des parfümartigen Geruchs auf die Person, auf sich selbst bezogen; im diffusen Verschwimmen der Grenzen zwischen sich und dem Umgebungsraum drängt der Geruch nach „Verortung“. Im Zuordnen wird der Wahrnehmende sich seiner selbst gewiss, er selbst

976 Ebd.: 150f.

977 Vgl. Othmar: 5 (Ostend II); vgl. Karin: 5 (Westend I); vgl. Joachim: 4 (Westend I); vgl. Claudia: 9 (Ostend I).

gewinnt an Kontur und sei es auch nur im Erkennen des parfümartigen Geruchs als fremden Geruch.

Dimension 4: Die Frische konstituiert den olfaktorischen Raum als einen Raum des Entstehens.

Die Frische (vgl. Kap. 8.1.3) ist bereits die Versprachlichung eines positiven leiblichen Befindens. Dieses Befinden ist der Schmitz'schen leiblichen Weite (vgl. Kap. 3.3) durchaus vergleichbar, wirkt die Frische doch der schwülen, warmen und stickigen Luft entgegen⁹⁷⁸, taucht als Gefühl auf, besser atmen zu können⁹⁷⁹ und motivierende Energie zu tanken⁹⁸⁰.

Betrachten wir die Existenzweise der Frische im Zusammenhang mit Naturgerüchen, so fällt auf, dass sich hier insbesondere das Moment der Bewegung bemerkbar macht. Ein Frische-Erlebnis geht in den Beschreibungen oft mit Luftzirkulation oder dem Wind einher, und mit dem Wehen des Windes modifiziert sich spürbar die olfaktorische Situation des Umgebungsraums. Der Wind weht teilweise Abgasgerüche davon und schafft Platz für den positiv konnotierten Naturgeruch, ohne nach seinem Wirken selbst noch präsent zu sein. Der Wind ist ein Halbding, denn er existiert nur in seinem spürbaren Einfluss (vgl. Kap. 4.1). Gerüche haben ebenfalls einen halbdinglichen Charakter, obwohl sie häufig als Gegenstandsgerüche angesprochen und kausal an Geruchsquellen rückgebunden werden.

Der mit frischen Gerüchen einhergehende Wind verändert mit seinem Erscheinen den olfaktorischen Raum. Damit ist der Geruchsraum eher durch das Moment des Entstehens als des Bestehens konstituiert (vgl. Kap. 5.1). Der Wind räumt frei⁹⁸¹ und ermöglicht das Erscheinen eines neuen Geruchs. Gerade an der Frische wird deutlich, wie die Gerüche in ihrem Wirken als leibliches Befinden die Lebensqualität an einem Ort nachweislich positiv beeinflussen, sogar die gesamte Wahrnehmungssituation „anders“ vom Men-

978 Vgl. Christine: 3 (Ostend II).

979 Vgl. Claudia: 7 (Westend I).

980 Vgl. Christine: 4 (Westend II).

981 Er räumt aber nicht derart frei, dass die vorherigen Gerüche komplett verschwunden wären, er ermöglicht vielmehr das Erscheinen eines weiteren Geruchs, der dann auch parallel zu beispielsweise Abgasgerüchen auftreten kann.

schen wahrnehmen lassen. Mit der Modifikation des leiblichen Befindens *entsteht* ein neuer olfaktorischer Raum, ein Raum, der dem Wahrnehmenden mit Frische und Erfrischung begegnet. Frische Gerüche und der Wind wirken auf unser Wohlbefinden ebenso ein wie die sichtbare, materielle Umwelt, allerdings ohne den Raum dauerhaft und beständig zu belegen⁹⁸² und den realräumlich-materiell beengten und beengenden Raumverhältnissen der modernen Großstädte Vorschub zu leisten. Die Einbeziehung frischer Gerüche in die städtische Planung kann erfolgen, indem das Aufkommen und Entstehen von Gerüchen gefördert wird, die mit Frische-Erlebnissen korrelieren, wie die Feuchtigkeitsgerüche oder auch eine gute Durchlüftung. Die planerische Strategie der *Ermöglichung* von Geruchseindrücken könnte eine positive Beeinflussung der Aufenthaltsqualität im städtischen Raum bewirken, ohne allerdings physisch-materiell Raum innerhalb enger werdender Städte zu belegen.

Dimension 5: Die olfaktorische Stadt ist vorrangig von Auto- und Abgasgerüchen geprägt.

Ungeachtet der Frage nach der Des- oder Reodorierung (vgl. Kap. 2.5) des städtischen Raums bewahrheitete sich während der Stadtteilbegehungen die These von der „Vorherrschaft“ der Auto- und Abgasgerüche, obgleich die Verkehrsbelastung innerhalb des Ostends und Westends zonal sehr unterschiedlich ist. Auf einen konkreten Stadtteil bezogen (binnenstädtische Bezugsebene), wurde ein Überhandnehmen der Auto- und Abgasgerüche von den Probanden weder erwartet noch während der Begehungen tatsächlich thematisiert, sie traten vielmehr in allen untersuchten Bereichen häufig⁹⁸³ auf. Argumentativ untermauert wird die Einschätzung von der Vorherrschaft der Auto- und Abgasgerüche zusätzlich durch die Erwartungshaltung der Probanden; allgemein erwarteten diese im Vorfeld Abgasgerüche in beiden

982 Gerüche beeinflussen die an einem Ort empfundene Lebensqualität, treten allerdings gleichzeitig an ein und dem selben Ort auf, ohne dass materielle Gegenstände oder Gerüche zwingend verdrängt werden. Ein Geruch kann zwar dominanter als ein anderer sein, dennoch kann der zurückgedrängte Geruch noch riechbar sein.

983 Die qualitative Inhaltsanalyse wurde zwar nicht durch Messungen der Häufigkeit bestimmter Themen ergänzt, doch beim Überblick der Kartierungen der olfaktorischen städtischen Räume kann unzweifelhaft festgehalten werden, dass der Geruchsraum maßgeblich durch Ausdünstungen geprägt ist, die in Zusammenhang mit Massenmotorisierung auftreten.

Stadtteilen⁹⁸⁴ und stellten deren *Ausbleiben* zuweilen sogar mit Verwunderung während der Begehungen fest (vgl. Kap. 8.1.1). Die olfaktorische Stadt vereindeutigt sich zu einer Stadt der Automatisierung, weil Auto- und Abgasgerüche im situativen Erleben häufig gerochen werden, sie als leibliches Befinden präsent sind und zudem im Erwartungshorizont der Probanden einen prominenten Platz einnehmen.

Dimension 6: Naturgerüche wirken den in der Stadt vorherrschenden Auto- und Abgasgerüchen entgegen.

Naturgerüche sind neben den Auto- und Abgasgerüchen die von den Probanden am häufigsten thematisierten Gerüche und erscheinen innerhalb der Stadt auf zweierlei Weisen (vgl. Kap. 8.1.2). Einerseits können sie als Gegenstandsgerüche von den Probanden eindeutig nach ihrer Geruchsquelle⁹⁸⁵ benannt werden, andererseits verweisen sie als Gegebenheitsgerüche (vgl. Kap. 4.3) auf räumliche Szenerien.

Aus stadtökologischer Perspektive ist besonders die enge Verknüpfung von Naturgerüchen mit dem Frische-Erleben bedeutsam, denn diese olfaktorischen Einflüsse können durchaus planerisch umgesetzt werden. Das leibliche Empfinden der Frische geht mit dem Erscheinen halbdinglicher Natur wie dem Wind, mit auf Pflanzen bezogenen Gegenstandsgerüchen sowie Gegebenheitsgerüchen, die an sichtbare räumliche Arrangements wie Vorgärten sprachlich rückgebunden sind, Hand in Hand. Die Frische, inklusive die in ihrem Zusammenhang häufig thematisierte städtische Natur ist den Abgasgerüchen in ihrer Wirkung entgegengesetzt. Ein intratextueller Vergleich der Interviews belegt, dass Autoabgase durch synästhetische Charaktere wie dunstig, beißend, stechend, schwer, ekelhaft und muffig beschrieben werden, welche die Schlussfolgerung auf eine insgesamt negative Erlebensweise nahelegen.

984 Für das Westend: Vgl. Claudia, Voruntersuchung: 3; vgl. Brigitte, Voruntersuchung: 3; vgl. Othmar, Voruntersuchung: 4. Für das Ostend: Vgl. Brigitte, Voruntersuchung: 5; vgl. Claudia, Voruntersuchung: 5; vgl. Othmar, Voruntersuchung: 5. Nur Christine vermutet im Westend eher weniger Autoabgase (vgl. Christine, Voruntersuchung: 2).

985 Genannt wurden Lorbeer-, Rosen-, Efeu- und Fliedergerüche etc.

Eine Erzählung Othmars zeigt auf, inwiefern der Kontrast zwischen Natur- und Abgasgerüchen als Unbehagen erlebt werden kann. Ein Laub- und Pflanzengeruch tritt mit einem Frische-Eindruck auf und wird von Othmar als scharfer Kontrast zur unbehaglichen, hektischen „Stimmung“ an der verkehrsreichen Kreuzung *Mendelssohnstraße/Bockenheimer Landstraße* wahrgenommen.⁹⁸⁶ Mit den Bewegungssuggestionen der anfahrenden Autos, lautem Hupen und beißendem Abgasgeruch verdichtet sich die Situation an der realräumlichen Verkehrskreuzung zu einer hektischen Atmosphäre, die den gesamten Bereich bestimmend prägt (vgl. Kap. 8.1.1). Othmars Erklärung ist zu entnehmen, wie die leiblich ergreifende Hektik gerade im Gegensatz zu den frischen Naturgerüchen erst wahrgenommen wird. Weiterhin betont er, dass sich isolierte „einzelne Reize“ nicht zu einer Atmosphäre der Hektik verdichten würden, erst im synästhetischen Zusammenwirken visueller, auditiver und olfaktorischer Komponenten verdichtet sich die Straßensituation zu einer hektischen Atmosphäre, die ihn leiblich ergreift (vgl. Kap. 8.1.1). Aus dieser Beobachtung lässt sich im Sinne einer auf Lebensqualität abzielenden Stadt- und Verkehrsplanung die Forderung ableiten, durch Bepflanzungen das Gesichtsfeld des Wahrnehmenden auf den Verkehrsraum zu beschränken, um die Straße visuell sowie in ihrer leiblichen Wirkung stärker in den Hintergrund verlagern zu können. Zudem könnte gerade an Stellen, an denen innerhalb der Stadt Hektik auftritt, ein produktiver Umgang mit städtischen Naturgerüchen forciert werden, damit die Eindrücke des Verkehrs von der Stadtbevölkerung nicht nur als Kontrast wahrgenommen werden, sondern weitestgehend überdeckt würden. Indem an Konzentrationspunkten des städtischen Verkehrs diejenigen Naturgerüche zugelassen, ermöglicht und gefördert würden, die gerade nicht zusammen mit den visuellen und auditiven Momenten des hektischen Verkehrs wirken, könnte die Atmosphäre der Hektik gemildert werden. Naturgerüche eignen sich für diese olfaktorische Gegenkultur zum Abgasgeruch, insofern mit ihnen ein positives leibliches Befinden auftritt und sie auch entsprechende symbolische Zuschreibungen evozieren. Auch Margret Schleidt weist auf die positive Wirkung von Naturgerüchen nach Wald, Wiese oder Bäumen hin und stützt sich dabei auf vergleichende Befragungen in Deutschland und Japan.⁹⁸⁷

986 Vgl. Othmar: 3 (Westend II).

987 Vgl. Schleidt, M. 1995: 96.

Dimension 7: Kosmetik- und Hygienegerüche sowie Abfall- und Müllgerüche provozieren stadtteilbezogene soziale Zuschreibungen.

Raum kann nicht nur als ein Arrangement von Gegenständen begriffen werden, sondern konstituiert sich als gefühlter Raum über nicht-materielle Eigenschaften wie Gerüche und nicht zuletzt auch durch die Art und Weise, wie über ihn gesprochen wird. Das Frankfurter Westend und Ostend sind in ihrer spezifischen Erscheinung und sozialen Situation Produkte eines gesamtstädtischen Aushandlungs- und Interaktionsprozesses, der sowohl in den narrativen Interview-Sequenzen dieser Untersuchung als auch in der medialen Berichterstattung „versprachlicht“ seinen Niederschlag findet. Die mediale Darstellung der Stadtteile legt eine polare Vorstellung vom West- und Ostend in baulicher, ökonomischer und sozialer Hinsicht nahe. Mit der narrativen Einbettung des (olfaktorisch) Wahrgenommenen wird eine soziale Zuschreibung auf binnenstädtischer Bezugsebene vorgenommen, die eine ähnlich polare Vorstellung erkennen lässt. Das Riechen der Kosmetik- und Hygienegerüche verweist mittels der Thematisierung von *individuellen Körpergerüchen* wie beispielsweise Parfüm oder Körperschweiß sowie von *nicht-persönlichen Gerüchen* (durch bestimmte Putz- und Reinigungspraktiken) auf die soziale Situation der Stadtteile. Diese soziale Situation gewinnt durch die narrativen Beschreibungen der Probanden an Kontur, wobei nicht außer Acht gelassen werden darf, inwiefern eine hegemoniale Sprechweise und individuelle Ansprüche an die Lebensqualität des persönlichen Lebensumfeldes die klassifikatorischen Urteile der Probanden über die Stadtteile prägen. Der Gedanke, dass „niemand besser klassifiziert wird als durch seine eigene Klassifizierung“⁹⁸⁸ sollte als Leseanleitung für den Subtext der narrativen Sequenzen zu Kosmetik- und Hygienegerüchen verstanden werden. Soziale Zuschreibung und sinnliche Wahrnehmung bedingen sich in klassifikatorischen Urteilen gegenseitig und werden argumentativ im Moment des Erlebens an den realräumlichen Ort rückgebunden.

Die soziale Zuschreibung bestätigt sich darin, dass die Thematisierung der Kosmetik- und Hygienegerüche stadtteilbezogen signifikant unterschiedlich ausfällt. Unter dem Eindruck des gehobenen Stadtteils werden während der Westendbegehungen an *individuellen Körpergerüchen* ausschließlich kon-

988 Bourdieu, P. 1992: 145.

funktionierte Duftprodukte wie Parfüms gerochen (vgl. Kap. 8.1.4). Die Situation im Ostend ist vergleichbar, da auch hier Parfüm gerochen wird, einzig Brigitte spricht Körperausdünstungen an, die sie mit Fragen der Lebensführung, wie Kochgewohnheiten oder Einstellungen zu ästhetischen Fragen sowie mit Attributen wie ungewaschen, thematisch verknüpft (vgl. Kap. 8.1.4). Der soziale Raum im Westend wird anhand der Kosmetik- und Hygienegerüche als gehobener und aufgeräumter Stadtteil klassifiziert, analog dazu, wie es sich bereits in der Voruntersuchung andeutete. Wenngleich die stadtteilbezogene Differenz in der Beschreibung der *individuellen Gerüche* nur andeutungsweise ausgeprägt ist, zeigt sich bei den *nicht-persönlichen Gerüchen* ein anderes Profil. Im Westend wird lediglich ein Kläranlagen-Geruch mit einer negativen sozialen Zuschreibung erläutert, ansonsten werden keine *nicht-persönlichen Gerüche* stadtteilbezogen problematisiert (vgl. Kap. 8.1.4). Teilweise wird Reinigungsmittelgeruch sogar zum Ausdruck eines gepflegten Stadtteils erhoben (vgl. Kap. 8.1.4). Im Ostend werden dagegen nicht nur Gerüche nach Urin häufiger angesprochen, auch abgestandener Wohnungsgeruch, Geruch nach zu selten gereinigtem Hamsterkäfig, nach Ungewaschenem und die von Brigitte skizzierte „Arme-Leute-Gegend“ (vgl. *Dimension 8*) werden (mit Ausnahme des Hamsterkäfig-Geruchs) mit einer abwertenden sozialen Zuschreibung versehen (vgl. Kap. 8.1.4).

Müllgerüche treten im Ostend und Westend gleichermaßen in Erscheinung, werden aber stadtteilbezogen unterschiedlich problematisiert. So geben im Ostend herumliegender Müll und der Geruch nach Sperrmüll für Othmar den Anlass, auf mangelnde Aufmerksamkeit der Stadtbevölkerung für ihr Umfeld und eine schnelllebige Kultur in diesem Viertel zu schließen (vgl. Kap. 8.1.5). Im Westend ist Sperrmüllgeruch für ihn die Entsprechung einer Hinterhofsituation (vgl. Kap. 8.1.5), die zwar unangenehm ist, jedoch nicht mit einer sozialen Zuschreibung versehen wird. In umgekehrter Weise verdeutlicht Joachims Hinweis auf einen dezenten Müllgeruch eine besondere Situation im Westend. Der Müllgeruch ist nicht nur dezent, sondern riecht sogar weniger schlimm als in seiner privaten Küche und entspricht damit Joachims Unterstellung, die Westendbewohner pflegten den Straßenraum des Stadtteils verstärkt, um sich herausgeputzt und vorzeigbar zu präsentieren (vgl. Kap. 8.1.4).

Dimension 8: Kleinräumige Atmosphären können sich zu einem Vorstellungsbild oder Image eines Stadtteils verdichten.

Der Geograph Rainer Krüger hat in seinen Untersuchungen zur Wahrnehmung der Stadt Oldenburg auf die Differenz zwischen offiziellem Image und dem Vorstellungsbild der Bevölkerung von ihrer Stadt hingewiesen.⁹⁸⁹ Mit Vorstellungsbildern bezeichnet Krüger kognitive und affektive Vorstellungen, die in der Bevölkerung in unterschiedlicher Weise vorhanden sind und an die unterschiedlichen Lebensqualitäten in einzelnen Stadtteilen und für einzelne soziale Gruppen anknüpfen.⁹⁹⁰ Während das offizielle Image den Stadtraum als attraktiven Erlebnisraum kommunikativ überhöht, bleiben die „tatsächlichen Lebensbedingungen und städtischen Milieuqualitäten“⁹⁹¹, welche die Vorstellungsbilder der städtischen Bewohner grundieren, in öffentlichkeitswirksamen Imagedarstellungen außen vor. Ein zentrales Forschungsinteresse für eine bedürfnisorientierte Stadtentwicklung sieht Krüger daher in der Auseinandersetzung mit den von der städtischen Bevölkerung artikulierten Vorstellungsbildern.⁹⁹² Im Umgang mit dem Begriff der Atmosphäre hat sich empirisch bestätigt, dass Atmosphären nicht nur die affektive Bezugnahme zum städtischen Umgebungsraum konkretisieren, sondern sich auch als affektive Attribute⁹⁹³ für städtische Vorstellungsbilder verstehen lassen. In den Atmosphären manifestieren sich mit dem leiblich spürbaren Ausdruck situative Erlebnisse und Bezugspunkte des Wahrnehmenden auf seinem Weg durch die Stadt und deren Stadtteile.

Wenn der Begriff des Vorstellungsbildes bereits in seinen Wortbestandteilen auf die visuelle Korrespondenz des Wahrnehmenden mit der materiellen Stadtgestalt verweist, lässt sich diese einseitige Begriffsbestimmung durch die Miteinbeziehung atmosphärischer Stadtraumqualitäten erweitern. Die phänomenologische Bestimmung der Atmosphäre rückt das alltäglich wahrnehmende Subjekt, das Erleben der Stadtbevölkerung, die Lebensqualität in den Fokus des Interesses und hilft, die affektive Bezugnahme des Individuums auf den umgebenden Raum sprachlich, aber auch analytisch zu fas-

989 Vgl. Krüger, R./Pieper, A./Schäfer, B. 1989: 563f.

990 Vgl. Krüger, R. 1988: 63.

991 Krüger, R./Pieper, A./Schäfer, B. 1989: 564.

992 Vgl. ebd.

993 Vgl. ebd.: 563.

sen. Die Atmosphäre ist in dieser Betrachtungsweise nicht nur ein Spüren des Umgebungsraums, vielmehr begründet das Spüren der synästhetischen und gesellschaftlichen Charaktere kognitive Urteile über die wahrgenommenen städtischen Räume. Indem der emotional Erlebende in die räumliche Situation eingebunden ist, wird das Moment der leiblichen Wahrnehmung zu einem persönlichen und gleichzeitig evaluierenden Bezug auf den umgebenden Raum: „Bewertungen *erleben* wir als Gefühl“⁹⁹⁴. Unabhängig davon, welcher „Sinneskanal“ (vgl. Kap. 3.1) jeweils angesprochen ist, wird die Umgebung im synästhetischen Spüren, beispielsweise als angenehm, unangenehm, beengend wie die U-Bahnstation *Westend* oder hektisch wie die *Bockenheimer Landstraße* beurteilt.

Weiterhin wird beispielsweise für das Ostend nachvollziehbar, dass sich der Wahrnehmende durch sein Geruchserleben zum umgebenden (sozialen) Raum in Beziehung setzt und sich diese Auseinandersetzung gleichsam zu einer Stadtteilverstellung verdichtet. Zum Abschluss der Begehung wird für Brigitte die kleinräumige Atmosphäre der „Arme-Leute-Gegend“ zum *pars pro toto* für einen auf den Gesamtstadtteil bezogenen Eindruck des Trauermarsches⁹⁹⁵ (vgl. Kap. 8.1.4). Ferner zeigt sich, dass sich das Ostend Brigitte im Hinblick auf die Lebensqualität und Planungspolitik in ähnlicher Weise als vernachlässigter, städtischer Raum darbietet (vgl. Kap. 8.1.4), wie es bereits die mediale Berichterstattung (vgl. Kap. 7.3) suggeriert hat. Die bewusste Hinwendung zum atmosphärischen Wirken des umgebenden Raums gibt also Anlass zu einer kritischen Reflexion planerischen und politischen Interesses und verdeutlicht einmal mehr die Relevanz des leiblichen Befindens für evaluierende Prozesse. Über ein stigmatisierendes Urteil hinaus, können Atmosphären ein initiierendes Moment des Überdenkens politischer und gesellschaftlicher Praxis werden.

Anhand der Schilderungen der Geruchskomplexe und olfaktorisch imprägnierten Atmosphären beider Stadtteile ist abzulesen, wie sich Wahrnehmungserwartung, mediale Berichterstattung und situativ Wahrgenommenes wechselseitig bedingen. Das sich aus dieser Verknüpfung emotional vermittelnde Vorstellungsbild weist semantische Bezüge zu der persistenten Vor-

994 Hasse, J. 1995: 16 (Herv. i. Orig.).

995 Vgl. Brigitte: 11 (Ostend I).

stellung eines vernachlässigten Ostends und dem Stadtteil-Image des repräsentativen Westends auf.

Dimension 9: Gerüche vermitteln eine Stadt-Land-Differenz.

In der Thematisierung von „*Stadtlorbeer*“⁹⁹⁶ zeichnet sich innerhalb des Geruchskomplexes *Naturgerüche* (vgl. Kap. 8.1.2) eine stereotype Entgegensetzung von Stadt und Land ab. Der realräumlich im Frankfurter Westend auftretende Geruch wird als „*Stadtlorbeer*“ klassifiziert, weil er weniger duftet als der ländliche, „*typische Lorbeergeruch*“⁹⁹⁷. Ungeachtet der Frage, wie denn nun ein typischer Lorbeergeruch duftet, wird mit der Klassifizierung *Stadtlorbeer* eine Abwertung des Städtischen vorgenommen. Innerhalb der Stadt duftet selbst der ansonsten intensive Lorbeer nur noch wenig, da er sich seinem städtischen Umfeld angepasst hat. Der „*typische Lorbeergeruch*“ wird als normalisierende Referenz eines Geruchs stilisiert, zu der die städtische olfaktorische Entsprechung „*Stadtlorbeer*“ als Modifikation, als atypisch in Szene gesetzt wird. Der „*Stadtlorbeer*“ ist in dieser Lesart die Abart eines Naturgeruchs, der von seinem städtischen Umfeld in seiner sinnlich-olfaktorischen Erscheinung fast vollkommen überformt wurde: Das Städtische ist durch die Repräsentation des Geruchs als *weniger duftend* beschrieben. Dass sich gerade im Zusammenhang mit Natur auftretende Gerüche für die Fokussierung eines Stadt-Land-Gegensatzes anbieten, belegen auch die von Christine thematisierte idyllische Atmosphäre im *Kettenhofweg* (vgl. Kap. 8.2.2) und Joachims Beispiel des *Nach-dem-Regen-Geruchs*. Während auf dem Land die Nässe des Regens in Kombination mit dem dortigen Naturraum noch zu einem frischen *Nach-dem-Regen-Geruch* führt, tritt das gleiche Phänomen in der städtischen Umgebung verändert auf. Der Geruch ist zwar immer noch frisch, wird aber olfaktorisch mit Schmutz in Verbindung gebracht (vgl. Kap. 8.1.3). Das Städtische kristallisiert sich aus dieser olfaktorischen Differenz als das *Schmutzige* heraus. Hinter derartigen Beispielen stehen stereotypisierende Vorstellungen, welche die Stadt vom Land gerade durch die Entgegensetzung von Natur und Stadt absetzen wollen, was auch die Erläuterung Karins zum Stadtgeruch verdeutlicht, den sie in Frankfurt immer abseits der Hauptstraßen riecht. Diesen Stadtgeruch verbindet sie nicht etwa mit Abgasen oder Pflanzen, sondern grenzt ihn ex-

996 Othmar: 7 (*Mendelssohnstraße 68/Westend II*).

997 Ebd.: 6 (*Mendelssohnstraße 68/Westend II*).

plizit davon ab (vgl. Kap. 8.1.7). Der Stadtgeruch erscheint als Geruch von Beton, der so gar nicht mit dem ihr bekannten Geruch nach Heu in ihrer vermeintlich ländlich geprägten Heimatgemeinde in Einklang zu bringen ist. Fasst man nun die Aussagen aus den drei angeführten Beispielen differenzierend zusammen, ergibt sich ein ebenso erwartetes wie resistentes Vorurteil. Die Stadt charakterisiert sich durch die thematisierten Stadt-Land-Differenzen als *wenig riechend* (bzw. *duftend*), *schmutzig* sowie nach *Beton* riechend.

Dimension 10: Gerüche ohne eine visuelle Entsprechung im Umgebungsraum irritieren. Über Erinnerung und leibliche Wahrnehmung eröffnen sie kleinräumige Atmosphären.

Gerüche treten häufig zwar als Gegenstandsgerüche auf, korrespondieren aber nicht immer mit einer visuell erkennbaren Geruchsquelle. Obwohl sie nicht in der realräumlichen Umgebung zu verorten sind, werden Gerüche durch die Erinnerung räumlich erlebt.

„Wahrnehmung und Erinnerung greifen unter starker Beteiligung von Gefühlen wechselseitig ineinander. Erinnerung wird selber zu einer Form der Wahrnehmung und erhält über die Emotionalität eine lenkende Funktion im Prozeß der Sinneswahrnehmung.“⁹⁹⁸

Die Erinnerungen beziehen sich auf zuvor erlebte Ereignisse beziehungsweise Szenerien, die an konkrete Orte gebunden sind und verankern dadurch das aktuelle Raumerleben mit dem biographisch erinnerten Raum (vgl. Kap. 4.5). Die während des narrativen Interviews erinnerten Räume bleiben zumeist diffus, obgleich sich durchaus konkrete „Erinnerungssplitter“ in den Erzählsequenzen zu Geruchserinnerungen finden lassen. Einige typische Elemente wie ein Essens- oder Sperrmüllgeruch werden in der Erinnerung stellvertretend für den erinnerten Gesamttraum in den Vordergrund gerückt.

In der *Waldschmidtstraße* riecht Othmar einen Geruch, der nicht an eine erkennbare Geruchsquelle gebunden ist (vgl. Kap. 8.1.6). Er schlussfolgert auf „*Fish & Chips nach I.G-Farben-Haus Art*“⁹⁹⁹ und belegt damit, dass Gerüche eine entweder biographische oder unspezifische Erinnerung wach-

998 Hasse, J. 1995: 16.

999 Othmar: 5 (Ostend II).

rufen können, die eng mit der Lebensgeschichte oder dem Lebensstil des Wahrnehmenden verknüpft ist. Sein studentischer Alltag offenbart sich in der Geruchserinnerung, denn Othmar kann den realräumlich nicht verortbaren Geruch dem erinnerten Ort *I.G.-Farben-Haus* im Moment des Riechens zuordnen. Der gerochene Ort stiftet insofern eine Beziehung als er leiblich für den Wahrnehmenden unausweichlich präsent ist und in der Benennung eines erinnerten Orts klassifiziert wird, der zugleich als Referenz des Geruchs tauglich erscheint.

Vor dem Haus im *Kettenhofweg 95* erinnert sich Othmar bei einem modrigen und dumpfen Geruch an eine „*Hinterhofkulisse*“¹⁰⁰⁰ (Der synästhetische Charakter *dumpf* verdeutlicht diese Hinterhofsituation/vgl. Kap. 8.1.5). In seiner Beschreibung versucht er, den Geruch kausal an eine gegenständliche Geruchsquelle zu binden. Daher bezeichnet er den Geruch von Abfall und Sperrmüll als charakteristisch für diese Hinterhofkulisse, obwohl visuell nichts dergleichen zu erkennen ist. Die Atmosphäre des Hinterhofs begegnet ihm durch das fühlbare Hineingeraten in ein leibliches Unwohlsein. Durch den Geruch hat sich die Atmosphäre in den realräumlichen Ort eingeschlungen, indem sie Othmar an einen Hinterhof erinnert. Leiblich ergriffen ist Othmar, insofern er seine physisch-materielle Umgebung nach möglichen Geruchsquellen für diesen Hinterhof-Geruch absucht, doch nichts findet. Am realräumlichen Ort bleibt allein die im olfaktorischen Wahrnehmen erinnerte Situation des Hinterhofs nachweisbar, die zugleich eine wirkmächtige Atmosphäre ist.

Dimension 11: Durch die olfaktorische Inszenierung der Innenräume werden in den modernen Städten „Umkehrräume“ geschaffen.

Eine sensibilisierte Wahrnehmung von Gerüchen und erhöhte Anforderungen an die klimatischen Bedingungen innerhalb von Büro- und Konsumräumen erfordern eine aufwändige Be- und Entlüftung privater Räume. Während im ökonomischen Bereich die Innenraumbeduftung von Büros, Produktionsstätten und Geschäften vorrangig aus der Hoffnung auf Produktivitäts- und Aufmerksamkeitssteigerung oder Erhöhung der Konsumbereitschaft resultiert, sind es im privaten-häuslichen Bereich eher Hygienevorstellungen,

1000 Othmar: 8 (Westend II).

die mittels Lufterfrischerprodukten, Reinigungs- und Waschmitteln die privaten Innenräume einem inszenierten Geruchsklima überantworten. Ökonomischer und privat-häuslicher Bereich unterscheiden sich jedoch in technologischer Hinsicht eklatant. Im Privatbereich findet die Be- und Entlüftung noch weitestgehend als klassisches Lüften durch geöffnete Fenster statt, wohingegen die Bereiche der Ökonomie mit einer Palette an Be- und Entlüftungstechnologien aufwarten. Der Einsatz von Klimaanlage und Duftklimatisierung in Büros, Warenhäusern und Geschäften führt nicht nur zu Protesten der Verbraucherschutzverbände, die hierin eine gesundheitliche Gefährdung oder unzulässige Kundenbeeinflussung vermuten, sondern auch zur technologischen Produktion von „Umkehrräumen“ (vgl. Kap. 2.6). Die Kenntnis der „Umkehrräume“ zeichnet sich deutlich in den Äußerungen einiger Probanden ab, die beispielsweise in Zusammenhang mit Essens- und Gastronomiegerüchen auf Technologien zur Produktion derartiger Räume hinweisen (vgl. Kap. 8.1.6). Die konventionellen Formen der Be- und Entlüftung als auch die Duftklimatisierung drücken die Bestrebung aus, Räume in ihrer olfaktorischen Erscheinung für den Menschen zu verbessern. Allerdings beschränken sich diese Maßnahmen ausschließlich auf Innenräume und werden technologisch so gelöst, dass über die Verbesserung in Innenräumen das Geruchsklima im öffentlichen Raum beeinträchtigt wird. Die Abluftanlage ist so gesehen, gleichzeitig eine Desodorierungs- und Reodorierungsmaßnahme, die eine zonale Differenzierung der öffentlichen Stadträume olfaktorisch unterstreicht. Einerseits treten die olfaktorisch aufgewerteten Innenräume in Konkurrenz zum öffentlichen Raum, insofern in ihnen ein positives Geruchsklima initiiert wird, das im Außenraum nun einmal nicht mehr vorzufinden ist. Andererseits diskreditiert die Qualität der olfaktorisch hergerichteten Innenräume nicht nur den Außenraum, vielmehr tragen die Maßnahmen zu deren Be- und Entlüftung zynischerweise noch zur weiteren Verschlechterung der Außenluft-Qualität bei. Die olfaktorisch inszenierten Orte betreiben die Geruchsentsorgung oder -inszenierung stets zu Ungunsten des öffentlichen Raums. Der öffentliche Raum ist Mündungsraum der Entlüftung und wird mit Abgasen und Gestank der nach außen „umgekehrten“ olfaktorischen Privaträume, also mit deren „Geruchsmüll“ überzogen. Durch derart abgeleitete Gerüche differenzieren sich unterschiedliche Zonen des olfaktorischen Stadtraums heraus. In gastronomischen Zonen werden die appetitlichen, gewinnversprechenden Gerüche auf der Vorderseite einer Gaststätte zum olfaktorischen Aushängeschild, während man in den Innenräumen mit Desinfektions- und Reinigungsmitteln ein für

den Konsum vertretbares Geruchsklima zu gestalten versucht. An den Mündungen der Abluftanlagen bilden sich durch die ekelerregenden und nicht mehr zu tolerierenden „Abluftgerüche“ wahrhaftige „Hinterhöfe“ heraus, die realräumlich der vom Publikum frequentierten Seite abgewandt sind.¹⁰⁰¹

Ungeachtet dieser realräumlichen Zonierung machen die olfaktorisch entstehenden „Umkehrräume“ im öffentlichen Raum bewußt, dass Innen- und Außenräume aneinander anschließen, untrennbar aufeinander bezogen sind. Allerdings muss in Anbetracht einer privatwirtschaftlichen Verfügung über olfaktorische Konsum- und Arbeitsräume, die eine Reodorierung des öffentlichen Raums vorantreibt, zukünftig der „augenzwinkernd“ polemisierenden Forderung des Designers Stephan König eingehender nachgegangen werden: Es darf „nicht ausschließlich Recht von Marketingstrategen und ihren Handlangern sein, die Welt zu beduften und zu beklingen. Jeder soll eingreifen können und wollen.“¹⁰⁰²

Dimension 12: Gerüche erscheinen durch architektonische Stilmittel visuell „gebändigt“ und kontrolliert.

Die modernen Großstädte präsentieren sich in zunehmendem Maße als vielfältige Zeichenlandschaften, die den Wahrnehmenden mit einer abwechslungsreichen Bildsprache konfrontieren. Verspiegelte Fassaden, glimmende Leuchtreklamen, reflektierende Verkehrszeichen, unterschiedlich farbige Materialien sowie die natürlichen Beleuchtungsverhältnisse korrespondieren immerzu mit der vom Menschen geschaffenen materiellen städtischen Umwelt. Die städtische Architektur wartet mit einer vielfältigen Zeichensprache auf, die sich vor allem auf visuelles Erleben bezieht. Doch auch die Gerüche treten innerhalb dieser architektonischen Auseinandersetzung mit dem Umgebungsraum in Erscheinung.

Die olfaktorische Sphäre wird in Innenräumen durch duftende Reinigungsmittel und Entlüftungssysteme vereinheitlicht und kontrolliert, indem Gerüche in der potentiellen Vielfalt ihres Erscheinens eingeschränkt werden. Die „zugelassenen“ Gerüche sind entweder unauffällig oder fördern die „Leis-

1001 Vgl. Bischoff, W. 2002: 56.

1002 König, S. 2002: 489.

tungskraft und Kreativität¹⁰⁰³ der Mitarbeiter durch eine motivierende, angenehme Atmosphäre. In den Konsumräumen der Stadt soll mit Hilfe von Gerüchen nicht nur Schwellenangst beim Betreten der Geschäfte abgebaut werden, sondern wiederum durch Schaffung angenehmer Atmosphären eine „Unterstützung des Erlebniskaufs [und die] Steigerung der Kauf- und Konsumbereitschaft“¹⁰⁰⁴ potentieller Kunden erhöht werden. Die machtvolle Geste der Beduftung und des Duftmarketings führt durch den Einsatz konfektionierter Duftprodukte zu einer Einebnung aller olfaktorischen Unterschiede und somit zur totalen Kontrolle der olfaktorischen Sphäre in den Innenräumen der Tertiärökonomien. Die Kreation derartiger Atmosphären erfordert eine ausgeklügelte Entlüftungstechnologie, in deren „Mündungsbereichen“ olfaktorische „Umkehrräume“ (vgl. *Dimension 11*) entstehen, die gleichzeitig visuell aufwändig inszeniert werden. Die Abluftöffnung der Be- und Entlüftungssysteme markiert dabei die Nahtstelle zwischen funktional-technologischer Sphäre und visueller Inszenierung. Die Architektur forciert eine regelrechte Visualisierungsstrategie, gerade weil Gerüche immer wieder im Zusammenhang mit Luftschadstoffen innerhalb eines massenmedialen Gesundheits- und Hygienenidiskurses thematisiert werden. Da Gerüche entweder selbst oder mittelbarer Ausdruck einer unsichtbaren Bedrohung sind, möchte man sie visuell „bändigen“. Dabei sind es nicht nur Mülltonnen, die signalisieren, mit dem Müll könnten auch die Gerüche kurzerhand aus der Stadt abtransportiert werden, sondern auch die an vielen Orten der Stadt aus dem Boden tretenden Lüftungstechnologien. Was zuvor als unsichtbarer und gasförmig amorpher Geruch im städtischen Raum gewirkt hat, ist in den ästhetisch aufgewerteten Abluftöffnungen als „gebändigt“ visualisiert. Auch die Materialsprache dieser ästhetisierten Entlüftungstechnologien versucht der Unbeständigkeit und Bedrohlichkeit der städtischen Gerüche ein Zeichen der Kontrolle entgegenzusetzen. So werden unzerstörbar wirkende Lüftungstechnologien ästhetisiert in ihr städtisches Umfeld eingepasst (Abb. 1). Diese regelrechten „Geruchsskulpturen“ folgen als strategische Vereindeutigungen dem Visualitätsparadigma (vgl. Kap. 1.1), indem sie offen aus dem Boden ragend, in ihrer gesamten materiellen Erscheinung die uneingeschränkte Kontrolle über die zuvor „ungebändigten“, frei fluktuierenden Gerüche und deren Wirkung weithin sichtbar signalisieren. Gerüche sind in diesen techno-

1003 [Http://www.gierlinger.de/raumbeduftung.htm](http://www.gierlinger.de/raumbeduftung.htm) (12.11.2003).

1004 Grorymab AG 2002: 14.

logischen Geruchsskulpturen visualisiert und gleichzeitig kontrolliert, geradezu domestiziert.¹⁰⁰⁵

Das Moment der Kontrolle, das bislang die olfaktorischen Innenräume prägt, weitet sich in den öffentlichen Außenraum der Stadt aus. Das Festhalten an der Praxis der technologischen Geruchsentsorgung provoziert die voranschreitende Produktion von „Umkehrräumen“, deren „Bekämpfung“ in den öffentlichen Zonen dort zum Unterfangen wird, wo die Tertiär- und Konsumökonomien immer ungehemmter in der Kreation olfaktorisch behaglicher Innenräume vorgehen.

Die Untersuchung der olfaktorischen Räume im Frankfurter Westend und Ostend hat zahlreiche Orte hervorgebracht, die eine positive Identifizierung der Menschen mit dem städtischen Umfeld aufzeigen. Gerade weil das alltägliche Erleben im Sinne einer leibphänomenologische Atmosphärentheorie analysiert wurde, konnte der olfaktorische Charakter der Stadtteile anhand der emotionalen Bezugnahme der Untersuchungspersonen rekonstruiert werden. Diese sinnlich-emotionale Sphäre des Städtischen gilt es zu erhalten und weiterhin zu fördern, damit eine angenehme Lebensumwelt zukünftig nicht allein in den „Innenräumen der Städte“ (Malls, Bürogebäuden, Kaufhäusern, Bahnstationen etc.) anzutreffen ist. Der Strategie der Vermeidung von Gerüchen beziehungsweise ihrer technologischen Entsorgung ist ein produktiver Umgang mit Gerüchen entgegenzuhalten. Der öffentliche Raum, der Freiraum der Städte, darf nicht zur olfaktorischen Gegenwelt der städtischen Innenräume wie Büros und Warenhäusern mutieren, sondern kann selbst produktiv olfaktorisch gestaltet werden, indem das Erscheinen einer Bandbreite an Gerüchen ermöglicht wird. Nur so kann die Verschiedenartigkeit der olfaktorischen Sphäre überhaupt emotional und leiblich in positiver Weise erlebt werden.

1005 Vgl. Bischoff, W. 2003: 47f.

Literatur

- Ackermann, D. (1991): Die schöne Macht der Sinne. Eine Kulturgeschichte. München.
- Adrian, H. (1996): Geleitwort. In: Müller-Raemisch, H.-R.: Frankfurt am Main. Stadtentwicklung und Planungsgeschichte seit 1945. Frankfurt am Main/New York, S. 7–8.
- Angelstein, M. (2003): Altkleider stinken zum Himmel. In: Frankfurter Rundschau vom 02. September 2003, S. 30.
- Appel, R. H. (1957): Ein Stadtteil im Schatten. Trümmer und Menschen ohne Bleibe rund um den Ostbahnhof. In: Frankfurter Rundschau vom 30. November 1957, S. 7.
- Arjouni, J. (1987): Happy birthday, Türke! Ein Kayankaya-Roman. Zürich.
- Arndt, K. (Hrsg. von Universität, Gesamthochschule Kassel, Fachbereich Stadtplanung + Landschaftsplanung¹⁰⁰⁶) (1994): Weiß, rein, klar. Hygienevorstellungen des Neuen Bauens und ihre soziale Vermittlung durch die Frau (= Arbeitsberichte Heft 114). Kassel.
- Bartetzko, D. (1999): Das Hochhaus der Hessischen Landesbank. In: Müller-Vogg, H. (Hrsg.): Hochhäuser in Frankfurt. Wettlauf zu den Wolken. Frankfurt am Main, S. 54–55.
- Bartetzko, D. (2000): Auf der Basis von Kreis und Quadrat. In: Flagge, I. (Hrsg.): Der Main Tower. Tübingen/Berlin, S. 50–60.
- Barthes, R. (1988): Die Machenschaften des Sinns. In: Barthes, R.: Das semiologische Abenteuer. Frankfurt am Main, S. 165–167.
- Baur, E. G. (2003): Die Düfte, die man nie vergisst. In: Geo Saison, Heft 7 u. 8/2003, Hamburg, S. 88–91.
- Beer, B. (2000): Geruch und Differenz. In: Paideuma 46/2000, Stuttgart/Berlin/Köln, S. 207–230.

¹⁰⁰⁶Diese Form der Angabe der Herausgeberschaft verweist darauf, dass diese eigenständige Publikation sowohl unter dem Autorennamen als auch unter dem Herausgebernamen auffindbar ist. Die an den Verlagsort angehängten hochgestellten Ziffern geben die jeweilige Auflage der Publikation an.

- Behr, S. (1993): Warnsinn und Wahnsinn und das GeHEIMnis meines Hauses. In: Bauwelt vom 20. August 1993, Heft 32, Berlin, S. 1668–1672.
- Berg, K./Lämmle, H. (Hrsg. von Universität, Gesamthochschule Kassel, Fachbereich Stadtplanung + Landschaftsplanung) (1997): Die öffentliche Toilette als Zivilisationsprodukt. Über das Müssen und Können in deutschen Städten (= Arbeitsberichte Heft 126). Kassel.
- Beste, H. (2000): Morphologie der Macht. Urbane 'Sicherheit' und die Profitorientierung sozialer Kontrolle (= Studien zur Inneren Sicherheit/ Bd. 3). Opladen.
- Bischoff, W. (2002): Ein Hauch von Großstadt – Überlegungen zum urbanen Geruchsraum. In: Hasse, J. (Hrsg.): Subjektivität in der Stadtforschung (= Natur – Raum – Gesellschaft 3). Frankfurt am Main, S. 41–60.
- Bischoff, W. (2003): Inspiration der Straße. Für eine Architektur „der Nase nach“. In: Flaggge, I. (Hrsg.): Architektur und Wahrnehmung (Jahrbuch Licht und Architektur 2003). Darmstadt, S. 44–49.
- Bischoff, W. (2005): Nicht-visuelle Dimensionen des Städtischen [Elektronische Ressource/CD-R] Olfaktorische Wahrnehmung in Frankfurt am Main, dargestellt an zwei Einzelstudien zum Frankfurter Westend und Ostend. Frankfurt a. M. (Univ. Diss.)
- Blotevogel, H. H. (1995): Raum. In: Akademie für Raumforschung und Landesplanung: Handwörterbuch der Raumordnung. Hannover, S. 733–740.
- Boehck, J. (1990): Gerüche im Lebensraum. Die Wahrnehmung des Unsichtbaren. In: Müller, R.: Gerüche und Bau (ARCUS Band 12). Köln, S. 20–27.
- Böhme, G. (1995): Atmosphäre. Essays zur neuen Ästhetik. Frankfurt am Main.
- Böhme, G. (1996): Dämmerung. In: Hager, F. (Hrsg.): KörperDenken. Aufgaben der Historischen Anthropologie. Berlin, S. 36–44.
- Böhme, G. (1998a): Die Atmosphäre einer Stadt. In: Breuer, G. (Hrsg.): Neue Stadträume. Zwischen Musealisierung, Medialisierung und Gestaltlosigkeit (Wuppertaler Gespräche 2). Basel, Frankfurt am Main, S. 149–162.
- Böhme, G. (1998b): Anmutungen. Über das Atmosphärische. Ostfildern.

- Böhme, G. (2001): *Asthetik. Vorlesungen über Ästhetik als allgemeine Wahrnehmungslehre*. München.
- Böhme, G. (2003a): *Leibsein als Aufgabe. Leibphilosophie in pragmatischer Hinsicht*. Kusterdingen.
- Bohnsack, R. (2000): *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in die Methodologie und Praxis qualitativer Forschung*. Opladen⁴.
- Borg-Laufs, M./Duda, L. (1991): *Zur sozialen Konstruktion von Geschmackswahrnehmung*. Braunschweig.
- Bosshard, A./Winkler, J. (2003): *Architektur und Klang. Der städtische Raum zwischen Gestaltung und Okkupation*. In: Flagge, I. (Hrsg.): *Architektur und Wahrnehmung (Jahrbuch Licht und Architektur 2003)*. Darmstadt, S. 58–61.
- Bott, O. (1988): *Das Frankfurter Westend. Bericht über einen bekannten Stadtteil aus der Beobachtung Betroffener (unveröffentlichtes Dokument/Quelle ist im Archiv des Instituts für Stadtgeschichte Frankfurt am Main recherchiert worden)*.
- Bourdieu, P. (1992): *Rede und Antwort*. Frankfurt am Main.
- Brandes, U. (1995): *Eine Frage des Gestanks*. In: *Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland GmbH (Hrsg.): Das Riechen. Von Nasen, Düften und Gestank (= Schriftenreihe Forum/Bd. 5)*. Göttingen, S. 23–33.
- Breuer, I./Leusch, P./Mersch, D. (1996): *Welten im Kopf. Profile der Gegenwartphilosophie*. Darmstadt.
- Breuss, S. (1999): *Die Stadt, der Staub und die Hausfrau. Zum Verhältnis von schmutziger Stadt und sauberem Heim*. In: Bockhorn, O./Dimt, G./Hörandner, E. (Hrsg.): *Urbane Welten. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 1998 in Linz*. Wien, S. 353–376.
- Busch, B. (1995): *Eine Frage des Dufts*. In: *Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland GmbH (Hrsg.): Das Riechen. Von Nasen, Düften und Gestank (= Schriftenreihe Forum/Bd. 5)*. Göttingen, S. 10–22.
- Claassen, D. (2001): *Süße Düfte stoßen Underground-Passagieren sauer auf*. In: *Frankfurter Rundschau vom 07. Mai 2001*, S. 9.

- Claval, P. (1998): La littérature de voyage et la géographie des odeurs. In: Dulau, R./Pitte, J.-R. (Éd.): Géographie des odeurs (= Série „Fondements de la géographie culturelle“, Collection „Géographie et Cultures“). Paris, p. 59–72.
- Corbin, A. (1984): Pesthauch und Blütenduft. Eine Geschichte des Geruchs. Berlin.
- Crunelle, M. (1995): Geruchssinn und Architektur. In: Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland GmbH (Hrsg.): Das Riechen. Von Nasen, Düften und Gestank (= Schriftenreihe Forum/Bd. 5). Göttingen, S. 171–177.
- Der Spiegel vom 5. März, Nr. 10/1979, Hamburg, S. 121–125.
- Die Rheinpfalz vom 27. Januar 2001, Wirtschaftsseite.
- Duden Fremdwörterbuch (1990). Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich⁵.
- Dürckheim, K. Graf von (1932): Untersuchungen zum gelebten Raum. In: Krüger, F. (Hrsg.): Neue psychologische Studien (6. Bd.). München, S. 383–480.
- Dulau, R./Pitte, J.-R. (Éd.) (1998): Géographie des odeurs (= Série „Fondements de la géographie culturelle“, Collection „Géographie et Cultures“). Paris.
- Emrich, H. M. (1998): Synästhesie, Emotion und Illusion. In: Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland GmbH (Hrsg.): Der Sinn der Sinne (= Schriftenreihe Forum/Bd. 8). Göttingen, S. 126–139.
- Faure, P. (1993): Magie der Düfte. Eine Kulturgeschichte der Wohlgerüche. München.
- Flick, U. (1995): Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaft. Reinbek.
- Flick, U./Kardorff, E. von/Keupp, H./Rosenstiel, L. von/Wolff, S. (Hrsg.) (1991): Handbuch Qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. München.
- Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 15. März 2000, Frankfurt am Main, S. N1.

- Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 04. Januar 2002. Frankfurts Ostend zieht Investoren an, o. S.¹⁰⁰⁷
- Frankfurter Nachrichten vom 24. Januar 1985, S. 9.
- Frankfurter Neue Presse vom 25. April 1959, o. S.
- Frankfurter Rundschau vom 25. März 1987, S. 10.
- Frankfurter Rundschau vom 06. Juni 1989, S. 13.
- Frankfurter Rundschau vom 24. Januar 1992, S. 18.
- Frankfurter Rundschau vom 02. August 1999, S. 18.
- Frankfurter Rundschau vom 27. Oktober 2001, S. 25.
- Frankfurter Rundschau vom 10. Juli 2003, S. 4.
- Frankfurter Rundschau vom 10. Juli 2003, S. 29.
- Frankfurter Rundschau vom 20. August 2004, S. 40.
- Frankfurter Rundschau vom 05. Oktober 2004, S. 1 und 14.
- Freund, B. (2002): Hessen (Perthes Länderprofile). Gotha/Stuttgart.
- Fritsch, B. (1992): Westend leistet sich einen Stadtteilberater. In: Frankfurter Neue Presse vom 01. Juli 1992, S. 18.
- Fuchs, T. (2000): Leib, Raum, Person. Entwurf einer phänomenologischen Anthropologie. Stuttgart.
- Gather, M. (1990): Stadthygiene und Gross-Städtische Entsorgung in Deutschland vor 1914. Das Beispiel der frühen kommunalen Umweltpflege in Frankfurt am Main. In: Wolf, K./Schymik, F. (Hrsg.): Frankfurt und das Rhein-Main-Gebiet. Geographische Beiträge aus Anlaß des 75-jährigen Bestehens der J. W. Goethe- Universität Frankfurt am Main (1914–1989) (= Rhein-Mainische Forschung Heft 107). Frankfurt am Main, S. 131–173.
- Glaser, H. (1999): Frankfurt am Main. Köln.
- Gleichmann, P. R. (1979): Städte reinigen und geruchlos machen. Menschliche Körperentleerungen, ihre Geräte und ihre Verhäuslichung. In:

1007 Einige Literaturstellen aus der Tagespresse werden ohne Seitenangabe ausgewiesen, da ich auf Material des Frankfurter INSTITUTS FÜR STADTGESCHICHTE/STADTARCHIV zurückgreifen durfte, welches zum Teil ohne Seitenangabe archiviert wurde. Zum leichteren Auffinden habe ich die jeweiligen Artikelüberschriften angegeben.

- Sturm, H. (Hrsg.): *Ästhetik & Umwelt. Wahrnehmung, ästhetische Aktivität und ästhetisches Urteil als Momente des Umgangs mit Umwelt.* Tübingen, S. 99–132.
- Goldstein, E. B. (1997): *Wahrnehmungspsychologie. Eine Einführung.* Heidelberg/Berlin/Oxford.
- Gosztonyi, A. (1972): *Grundlagen der Erkenntnis.* München.
- Gosztonyi, A. (1976): *Der Raum. Geschichte seiner Probleme in Philosophie und Wissenschaft.* Freiburg.
- Granö, J. G. (1929): *Reine Geographie. Eine methodologische Studie beleuchtet mit Beispielen aus Finnland und Estland (Acta geographica 2/No. 2).* Helsinki.
- Gresillon, L. (1998): *Le Paris qui sent les odeurs du quartier de la Huchette.* In: Dulau, R./Pitte, J.-R. (Éd.): *Géographie des odeurs (= Série „Fondements de la géographie culturelle“, Collection „Géographie et Cultures“).* Paris, p. 179–207.
- Grorymab AG (2002): *Duftpost, 1. Ausgabe/2002, Wangen (Aare).*
- Gschwind, J. (1998): *Repräsentation von Düften.* Augsburg.
- Gugutzer, R. (2002): *Leib, Körper und Identität. Eine phänomenologisch-soziologische Untersuchung zur personalen Identität.* Wiesbaden.
- Haarmann & Reimer (1984): *H-&-R-Duftatlas Damen-Noten. Duftlandschaft des internationalen Marktes (H & R Edition 2).* Hamburg.
- Hacke, W. (1975): *Über den Einfluß der Sinneseindrücke auf die Affektivität. Ein Beitrag zur Beziehung Geruch, Affektivität und Stimmung.* Aachen.
- Halberstadt, H. (1987): *Kurze Industrie- und Sozialgeschichte.* In: Engelhardt, J. (Hrsg.): *Frankfurt zu Fuß. 20 Rundgänge durch Geschichte und Gegenwart.* Hamburg, S. 237.
- Halberstadt, H./Engelhardt, J. (1987): *Krisen im Nahen Osten. Das Ostend.* In: Engelhardt, J. (Hrsg.): *Frankfurt zu Fuß. 20 Rundgänge durch Geschichte und Gegenwart.* Hamburg, S. 230–245.
- Hall, E. T. (1976): *Die Sprache des Raumes.* Düsseldorf.
- Hall, S. (Hrsg. von Mehlem, U.) (1994): *Rassismus und kulturelle Identität (Ausgewählte Schriften 2).* Hamburg.

- Hangartner, M. (1983): Bewertung von Geruchsimmissionen. In: Forum Städte-Hygiene, Nr. 2, Berlin/Hannover, S. 106–108.
- Hangartner, M. (1988): Bewertung von Geruchsbelästigungen. In: Staub – Reinhaltung der Luft 48, Berlin/Heidelberg/New York/London/Paris/Tokyo, S. 81–85.
- Harkort, W. (1987): Belästigung durch Gerüche in Städten – Methoden zur Ermittlung von Geruchsemissionen und -immissionen, Minderungsmaßnahmen. In: VDI-Berichte 605: Umweltschutz in großen Städten. Düsseldorf, S. 169–180.
- Hasse, J. (1994): Die Suche nach dem 'richtigen' Weg in der Erdkunde. Einige Anmerkungen zum philosophischen Postmodernismus. In: Geographie und ihre Didaktik, Heft 3/1994, Hildesheim, S. 144–160.
- Hasse, J. (1995): Emotionalität im Geographieunterricht. In: Geographie und Schule, Heft 96/1995, Köln, S. 13–17.
- Hasse, J. (1999a): Zum Verhältnis von Raum und Gefühl in der Anthropogeographie. Einführung in das Themenheft. In: Geographische Zeitschrift, Heft 2/1999, Stuttgart, S. 61–62.
- Hasse, J. (1999b): Das Vergessen der menschlichen Gefühle in der Anthropogeographie. In: Geographische Zeitschrift, Heft 2/1999, Stuttgart, S. 63–83.
- Hasse, J. (2000): Die Wunden der Stadt. Für eine neue Ästhetik unserer Städte. Wien.
- Hasse, J. (2002): Die Atmosphäre einer Straße. Die Drosselgasse in Rüdesheim am Rhein. In: Hasse, J. (Hrsg.): Subjektivität in der Stadtforschung (= Natur – Raum – Gesellschaft 3). Frankfurt am Main, S. 61–113.
- Hasse, J. (2003): Stadt als erlebter und gelebter Raum – kein Sein ohne Handeln? In: Döring, E. M./Engelhardt, G. H./Feindt, P. H./Oßenbrügge, J. (Hrsg.): Stadt – Raum – Natur. Die Metropolregion als politisch konstruierter Raum. Hamburg, S. 171–199.
- Hauser, S. (2001): Metamorphosen des Abfalls. Konzepte für alte Industrieareale. Frankfurt am Main/New York.
- Hauskeller, M. (1995): Atmosphären erleben. Philosophische Untersuchungen zur Sinneswahrnehmung. Berlin.

- Heidenreich, E. (2004): Fließräume. Die Vernetzung von Natur, Raum und Gesellschaft seit dem 19. Jahrhundert. Frankfurt am Main.
- Hengartner, T. (1999): Zur Wahrnehmung städtischer Umwelt. In: Bockhorn, O./Dimt, G./Hörandner, E. (Hrsg.): Urbane Welten. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 1998 in Linz. Wien, S. 9–42.
- Henning, H. (1916): Der Geruch. Leipzig.
- [Http://univie.ac.at // Wirtschaftsgeschichte/ VGS/ b012in1.html](http://univie.ac.at//Wirtschaftsgeschichte/VGS/b012in1.html): Payer, P. Stadt- Gerüche.(18.04.2002).
- [Http://www.eastside-frankfurt.de](http://www.eastside-frankfurt.de) (08.07.2004).
- [Http://www.frankfurt.de/sis/Stadtportrait.html](http://www.frankfurt.de/sis/Stadtportrait.html) (18.06.03).
- [Http://www.gesundheitmed.com/r_bedeutung.htm](http://www.gesundheitmed.com/r_bedeutung.htm) (12.11.2003).
- [Http://www.gierlinger.de/raumbeduftung.htm](http://www.gierlinger.de/raumbeduftung.htm) (12.11.2003).
- [Http://www.quarks.de/duefte/06.htm](http://www.quarks.de/duefte/06.htm) (18.04.2002).
- IHK Frankfurt am Main Mitteilungen vom 01. April 1991, IHK-Positionspapier zum Frankfurter Osten, Frankfurt am Main, S. 5–8.
- Ipsen, D. (1992): Klangräume-Raumklänge. Hören und sehen vergehen. In: Gesamthochschule Kassel (Hrsg.): Klangräume (= Arbeitsberichte/Heft 103). Kassel, S. 7–8.
- Ipsen, D. (1999): Was trägt der Raum zur Entwicklung der Identität bei? In: Thabe, S. (Hrsg.): Räume der Identität – Identität der Räume (Dortmunder Beiträge zur Raumplanung 98). Dortmund, S. 150–159.
- Ittelson, W. H./Proshansky, H. M./Rivlin, L. G./Winkel, G. H. (1977): Einführung in die Umweltpsychologie. Stuttgart.
- Jacob, W. (1995): Vorwort. In: Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland GmbH (Hrsg.): Das Riechen. Von Nasen, Düften und Gestank (= Schriftenreihe Forum/Bd. 5). Göttingen, S. 8–9.
- Jellinek, J. S. (1995): Der Planet der Parfums im Sternbild der Düfte. In: Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland GmbH (Hrsg.): Das Riechen. Von Nasen, Düften und Gestank (= Schriftenreihe Forum/Bd. 5). Göttingen, S. 121–134.
- Jüdisches Museum Frankfurt am Main (Hrsg.) (2000): Ostend. Blick in ein jüdisches Viertel. Frankfurt am Main.

- Jütte, R. (2000): *Geschichte der Sinne. Von der Antike bis zum Cyberspace.* München.
- Kähler, G. (1995): Die Ästhetik der Abluftöffnung. In: Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland GmbH (Hrsg.): *Das Riechen. Von Nasen, Düften und Gestank (= Schriftenreihe Forum/Bd. 5).* Göttingen, S. 178–189.
- Kastka, J. (1976): Untersuchungen zur Belästigungswirkung der Umweltbedingungen Verkehrslärm und Industrierüche. In: Kaminski, G. (Hrsg.): *Umweltpsychologie. Perspektiven – Probleme – Praxis (Konzepte der Humanwissenschaften).* Stuttgart, S. 187–223.
- Kempski, D. von (1993): Architektur braucht alle Sinne – ein Plädoyer für den Duft. In: *Bauwelt* vom 20. August 1993, Heft 32, Berlin, S. 1673–1675.
- Kempski, D. von (1995): Die Luft, die wir riechen – olfaktorische Behaglichkeit und Wohlbefinden. In: Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland GmbH. (Hrsg.): *Das Riechen. Von Nasen, Düften und Gestank (= Schriftenreihe Forum/Bd. 5).* Göttingen, S. 142–149.
- Kennedy, M. (1995): Von Lüften und Düften in Gebäuden und Städten. In: Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland GmbH (Hrsg.): *Das Riechen. Von Nasen, Düften und Gestank (= Schriftenreihe Forum/Bd. 5).* Göttingen, S. 150–164.
- Knoblich, H. (2003): *Marketing mit Duft.* München⁴.
- König, S. (2002): Multisensual Guerilla Ltd. Produkte für eine schöne neue Welt. In: Luckner, P. (Hrsg.): *Multisensuelles Design. Eine Anthologie.* Halle (Saale), S. 489–490.
- Koller, M. (1983): Geruchsimmissionen – Beurteilung der Wirkung auf den Menschen. In: *Forum Städte-Hygiene*, Nr. 4/1983, Berlin/Hannover, S. 170–177.
- Kommission Reinhaltung der Luft (1998): *Gerüche in der Umwelt. Innenraum- und Außenluft.* Tagung Bad Kissingen vom 4.–6. März 1998 (VDI-Berichte 1373). Düsseldorf.
- Kramer, W. (Hrsg.) (1964): *Frankfurt Chronik.* Frankfurt am Main.
- Krauß, H. U. (1997): *Frankfurt am Main. Daten, Schlaglichter, Baugeschehen.* Frankfurt am Main.

- Kremer, J. W. (2002): Entfremdungsgeschichte der Sinne. Zur kulturellen Genese normativer Anosmie und visueller Dominanz in modernen Persönlichkeitsstrukturen. In: Luckner, P. (Hrsg.): *Multisensuelles Design. Eine Anthologie*. Halle (Saale), S. 37–52.
- Krohn, H. (2000). „Gruß aus Frankfurts schönstem Stadtteil.“ Blick in die Frankfurter Stadtentwicklung. In: *Jüdisches Museum Frankfurt am Main* (Hrsg.): *Ostend. Blick in ein jüdisches Viertel*. Frankfurt am Main, S. 10–25.
- Krüger, H.-P. (2000): Das Spiel zwischen Leibsein und Körperhaben. In: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, Heft 2/2000, Berlin, S. 289–317.
- Krüger, R. (1988): Die Geographie auf der Reise in die Postmoderne? (= *Wahrnehmungsgeographische Studien zur Regionalentwicklung* 5). Oldenburg.
- Krüger, R./Pieper, A./Schäfer, B. (1989): Oldenburg – „Lüttes Nest“ oder „Beliebteste Großstadt“? Eine wahrnehmungsgeographische Untersuchung zur offiziellen Imagedarstellung und den Vorstellungsbildern der Bevölkerung. In: *Berichte zur deutschen Landeskunde*, Heft 2/1989, Trier, S. 563–585.
- Kruse, L. (1974): *Räumliche Umwelt. Die Phänomenologie des räumlichen Verhaltens als Beitrag zu einer psychologischen Umwelttheorie*. Berlin/New York.
- Kruse, L. (1990): Raum und Bewegung. In: Kruse, L./Graumann, C.-F./Lantermann, E. D. (Hrsg.): *Ökologische Psychologie. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen*. München, S. 313–324.
- Kurschat, R. (2001): Eine elektronische Nase für organische Moleküle. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 19. Dezember 2001, S. N2.
- Länderausschuß für Immissionsschutz (1994): *Feststellung und Beurteilung von Geruchsimmissionen. Geruchsimmissions-Richtlinie* (= LAI-Schriftenreihe/Bd. 5). Berlin.
- Lamnek, S. (1995): *Qualitative Sozialforschung (Methoden und Techniken/ Bd. 2)*. Weinheim³.
- Lang, B. (1998): *Mythos Kreuzberg. Ethnographie eines Stadtteils 1961 – 1995*. Frankfurt/New York.
- Lang, B. (2000): Zur Ethnographie der Stadtplanung. In: Kokot, W./Hengartner, T./Wildner, K. (Hrsg.): *Kulturwissenschaftliche Stadtfor-*

- schung. Eine Bestandsaufnahme (Kulturanalysen/Bd. 3). Berlin, S. 55–68.
- Landzettel, W. (1989): Bindung an die Gestalt. In: Die alte Stadt, Heft 1/1989, Stuttgart, S. 78–92.
- Lanz, P. (1996): Das phänomenale Bewußtsein. Eine Verteidigung. Frankfurt am Main.
- Läpple, D. (1991): Essay über den Raum. Für ein gesellschaftswissenschaftliches Raumkonzept. In: Häußermann, H./Ipsen, D./Krämer-Badoni, T./Läpple, D./Rodenstein, M./Siebel, W.: Stadt und Raum. Pfaffenweiler, S. 157–207.
- Le Guérer, A. (1992): Die Macht der Gerüche. Eine Philosophie der Nase. Stuttgart.
- Le Guérer, A. (1995): Ist der moderne Mensch geruchsbehindert? In: Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland GmbH (Hrsg.): Das Riechen. Von Nasen, Düften und Gestank (= Schriftenreihe Forum/Bd. 5). Göttingen, S. 37–46.
- Lichtenberg, E. (1987): Stadtgeographie – Perspektiven. In: Geographische Rundschau, Sonderheft 1987, Braunschweig, S. 54–60.
- Liepach, M. (2000): Ostend. Blick in ein jüdisches Viertel. *Alltag – Wohnen – Feste* (Pädagogische Schriftenreihe Jüdisches Museum Frankfurt am Main). Frankfurt am Main.
- Linck, G. (2001): Leib und Körper. Zum Selbstverständnis im vormodernen China. Frankfurt am Main/Berlin/Bern/Bruxelles/New York/Oxford/Wien.
- Lindemann, G. (1995): Geschlecht und Gestalt. Der Körper als konventionelles Zeichen der Geschlechterdifferenz. In: Koch, G. (Hrsg.): Auge und Affekt. Wahrnehmung und Interaktion. Frankfurt am Main, S. 75–92.
- Löw, M. (2001): Raumsoziologie. Frankfurt am Main.
- Luckner, P. (2002): Schädigungslosigkeit. In: Luckner, P. (Hrsg.): Multisensuelles Design. Eine Anthologie. Halle (Saale), S. 303–310.
- Lynch, K. (1960): The image of the city. Cambridge (Massachusetts)/London.

- Magistrat der Stadt Frankfurt am Main/Untere Denkmalschutzbehörde (Hrsg.) (1986): Denkmaltopographie Stadt Frankfurt am Main. Braunschweig/Wiesbaden.
- Magistrat der Stadt Frankfurt am Main/Dezernat Planung, Amt für kommunale Gesamtentwicklung und Stadtplanung (Hrsg.) (1994): Einfache Stadterneuerung Frankfurt Ostend (Abschlußbericht). Frankfurt am Main.
- Marguier, A. (2000): Ein Stadtteil zwischen Bordell und Rindswurst-Mekka. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 08. Januar 2000, S. 71.
- Mattenkloft, G. (1997): Nase. In: Wulf, C. (Hrsg.): Vom Menschen. Handbuch Historische Anthropologie. Weinheim/Basel, S. 464–470.
- Mayer, M. (1999): Empfindung und Erkenntnis. Bemerkungen zu Geruch und Geschmack als vernachlässigte Gegenstände der Philosophie. In: Barkhaus, A./ Mayer, M./Roughley, N./Thürnauf, D. (Hrsg.): Identität, Leiblichkeit, Normativität. Neue Horizonte anthropologischen Denkens. Frankfurt am Main², S. 197–209.
- Mayring, P. (1993): Einführung in die qualitative Sozialforschung. Eine Anleitung zu qualitativem Denken. Weinheim².
- Mayring, P. (1997): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. Weinheim⁶.
- Meinicke, B. (2003): Erlebniswelten als Instrumente der Kundenbindung. Neue Wege in der deutschen Automobilindustrie (= Angewandte Sozialgeographie Nr. 48). Augsburg.
- Mergen, S. (2000): Firmensitz: Hanauer Landstraße. Jüdische Großhändler und Fabrikanten im Ostend. In: Jüdisches Museum Frankfurt am Main (Hrsg.): Ostend. Blick in ein jüdisches Viertel. Frankfurt am Main, S. 144–157.
- Mersch, D. (2002): Ereignis und Aura. Untersuchungen zu einer Ästhetik des Performativen. Frankfurt am Main.
- Merten, K./Mohr, C. (1974): Das Frankfurter Westend (= Materialien zur Kunst des neunzehnten Jahrhunderts/Bd. 10). München.
- Meyer-Abich, K. M. (1979): Umweltprobleme sind Wahrnehmungsprobleme. In: Sturm, H. (Hrsg.): Ästhetik & Umwelt. Wahrnehmung, ästhetische Aktivität und ästhetisches Urteil als Momente des Umgangs mit Umwelt. Tübingen, S. 15–21.

- Mohr, C./Hunscher, M. (1995): Wohnen in Frankfurt am Main. Wohnformen, Quartiere und Städtebau im Wandel der Zeit (= Die Zukunft des Städtischen/Bd. 8). Frankfurt am Main/New York.
- Moos, G. (1998): Frankfurt am Main. Ein verlorenes Stadtbild. Gudensberg-Gleichen.
- Müller-Raemisch, H.-R. (1996a): Der Frankfurter Osten, das Aschenputtel der Geschichte. In: Juckel, L./Praeckel, D. (Hrsg.): Stadtgestalt Frankfurt. Speers Beiträge zur Stadtentwicklung am Main 1964 – 1995. Stuttgart, S. 206–208.
- Müller-Raemisch, H.-R. (1996b): Frankfurt am Main. Stadtentwicklung und Planungsgeschichte seit 1945. Frankfurt am Main/New York.
- Mümken, J. (1997): Die Ordnung des Raumes. Die Foucaultsche Machtanalyse und die Transformation des Raumes in der Moderne. Pfungstadt/Bensheim.
- Nielitz, L. G. (1998): Frankfurt. Die Stadt und ihre Umgebung. Unterfischach.
- Nordmeyer, H. (1999): Die Creme mit der Tiefenwirkung. Zur Geschichte der Frankfurter Seifen- und Parfümfabrik J. G. Mouson und Co. Frankfurt am Main.
- Odenwald, M. (2004): Fäkaldufte aus der Energiefabrik. In: Focus, Nr. 33/2004, München, S. 70–71.
- Otto, A. (1998): Juden im Frankfurter Osten 1796 bis 1945. Offenbach am Main³.
- Payer, P. (1997): Der Gestank von Wien. Über Kanalgase, Totendünste und andere üble Geruchskulissen. Wien.
- Picht, G. (1986): Kunst und Mythos. Stuttgart.
- Pitte, J.-R. (1998): Introduction. In: Dulau, R./Pitte, J.-R. (Éd.): Géographie des odeurs (= Série „Fondements de la géographie culturelle“ Collection „Géographie et Cultures“). Paris, p. 7–14.
- Porteous, D, J. (1985): Smellscape. In: Progress in human geography, No. 3/1985. London, p. 356–378.
- Porteous, D. J. (1990): Landscapes of the mind. Toronto/Buffalo/London.
- Projektgruppe Westend (1998): Öffentlichkeit und Nachbarschaft im Westend – eine Collage. In: Greverus, I.-M./Moser, J./Schilling,

- H./Welz, G. (Hrsg.): Frankfurt am Main. Ein kulturanthropologischer Stadtführer (= Kulturanthropologie – Notizen/Bd. 62). Frankfurt am Main, S. 159–185.
- Pülm, W. (Hrsg. von der Frankfurter Sparkasse) (2003): Als die Festungswälle geschleift wurden: Westend, Nordend, Ostend. Frankfurt am Main.
- Raab, J. (2001): Soziologie des Geruchs. Über die soziale Konstruktion olfaktorischer Wahrnehmung. Konstanz.
- Rehbock, T. (1998): Wo sind die Farben geblieben. In: Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Heft 4/1998, Berlin, S. 601–622.
- Reineking von Bock, G. (1976): Bäder, Duft und Seife. Kulturgeschichte der Hygiene. Köln.
- Reinsch, D. (1993): Ein Stadtplan der Gerüche. In: Bauwelt vom 20. August 1993, Heft 32, Berlin, S. 1688–1691.
- Resenhoeft, T. (2003): Künstliche Nase überm Bett. In: Frankfurter Rundschau vom 16. Juli 2003, S. WB2.
- Reuning-Daniel, I. (1996): Das Ostend streift den Blaumann ab. In: Frankfurter Neue Presse vom 27. November 1996, S. 12.
- Rhode-Jüchtern, T. (1995): Raum als Text. Perspektiven einer Konstruktiven Erdkunde (= Materialien zur Didaktik der Geographie und Wirtschaftskunde/Bd. 11). Wien.
- Rhode-Jüchtern, T. (1996): Den Raum lesen lernen. Perspektivenwechsel als geographisches Konzept. München.
- Rodaway, P. (1994): Sensuous geographies. Body, sense and place. London/New York.
- Rodenstein, M. (1988): „Mehr Licht, mehr Luft“. Gesundheitskonzepte im Städtebau seit 1750. Frankfurt am Main/New York.
- Rodenstein, M. (2000): Von der „Hochhausseuche“ zur „Skyline mit Markenzeichen“ – die steile Karriere der Hochhäuser in Frankfurt am Main. In: Rodenstein, M. (Hrsg.): Hochhäuser in Deutschland. Zukunft oder Ruin. Stuttgart/Berlin/Köln, S. 15–70.
- Rödel, V. (1983): Ingenieurbaukunst in Frankfurt am Main 1806 – 1914. Frankfurt am Main.

- Rödel, V. (1984): Fabrikarchitektur in Frankfurt am Main 1774 – 1924. Frankfurt am Main.
- Röder, G. (2002): Der Einsatz von Duftstoffen im Multimediabereich. In: Luckner, P. (Hrsg.): Multisensuelles Design. Eine Anthologie. Halle (Saale), S. 491–497.
- Sanguin, A.-L. (1998): Un texte fondateur datant de 1947: Siegfried, A., La géographie des odeurs. In: Dulau, R./Pitte, J.-R. (Éd.): Géographie des odeurs (= Série „Fondements de la géographie culturelle“, Collection „Géographie et Cultures“). Paris, p. 19–23.
- Schäfers, B. (2003): Architektursoziologie. Grundlagen – Epochen – Themen. Opladen.
- Schleidt, M. (1995): Riechend in der Welt: Die Bedeutung von Gerüchen in verschiedenen Kulturen. In: Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland GmbH (Hrsg.): Das Riechen. Von Nasen, Düften und Gestank (= Schriftenreihe Forum/Bd. 5). Göttingen, S. 86–97.
- Schmitz, H. (1968): Subjektivität. Beiträge zur Phänomenologie und Logik. Bonn.
- Schmitz, H. (1985): Phänomenologie der Leiblichkeit. In: Petzold, H. (Hrsg.): Leiblichkeit. Philosophische, gesellschaftliche und therapeutische Perspektiven. Paderborn, S. 71–106.
- Schmitz, H. (1989): System der Philosophie. Dritter Band: Der Raum/Fünfter Teil: Die Wahrnehmung. Bonn².
- Schmitz, H. (1990): Der unerschöpfliche Gegenstand. Grundzüge der Philosophie. Bonn.
- Schmitz, H. (1994a): Neue Grundlagen der Erkenntnistheorie. Bonn.
- Schmitz, H. (1994b): Gefühle als Atmosphären und das affektive Betroffensein von ihnen. In: Fink-Eitel, H./Lohmann, G. (Hrsg.): Zur Philosophie der Gefühle. Frankfurt am Main², S. 33–56.
- Schmitz, H. (1997): Höhlengänge. Über die gegenwärtige Aufgabe der Philosophie (Lynkeus Studien zur Neuen Phänomenologie/Bd. 6). Berlin.
- Schmitz, H. (1998a): Der Leib, der Raum und die Gefühle. Ostfildern.
- Schmitz, H. (1998b): System der Philosophie. Dritter Band: Der Raum/Zweiter Teil: Der Gefühlsraum. Bonn³.

- Schmitz, H. (1998c): Situationen und Atmosphären. Zur Ästhetik und Ontologie bei Gernot Böhme. In: Hauskeller, M. (Hrsg.): Naturerkenntnis und Natursein. Frankfurt am Main, S. 176–190.
- Schmitz, H. (2002): Was ist ein Phänomen? In: Schmitz, H. (Hrsg.): Begriffene Erfahrung. Beiträge zur antireduktionistischen Phänomenologie (Lynkeus Studien zur Neuen Phänomenologie/Bd. 7). Rostock, S. 13–22.
- Schön, M. (Hrsg. von Hübner, R.) (1996): Geruch. Messung und Beseitigung. Würzburg.
- Scholz, C. (1989): Eine Stadt wird verkauft. Stadtentwicklung und Stadtmarketing – zur Produktion des Standort-Images am Beispiel Frankfurt. Frankfurt am Main.
- Schomann, H. (2003): Frankfurt am Main und Umgebung. Von der Pfalzsiedlung zum Bankenzentrum. Köln.
- Schramm, M. (1971): Das Industriegebiet Frankfurt am Main – Ost. Entwicklung und Strukturanalyse (= Rhein-Mainische Forschungen Heft 73). Frankfurt am Main.
- Schrey, M. (1992): Koexistenz und Kooperation von Hafen und Stadt in Frankfurt am Main. In: Lampugnani, V. M./Fischer, V./Meseure, A. (Hrsg.): Wohnen und Arbeiten am Fluß. Perspektiven für den Frankfurter Osthafen. München, S. 130–136.
- Schubert, W. (1989): Dramatischer Verlust von Wohnraum im Westend. In: Frankfurter Rundschau vom 24. Januar 1989, S. 13.
- Seel, M. (1996): Eine Ästhetik der Natur. Frankfurt am Main.
- Seeßlen, G. (1998): Das Atmen der Bilder. Atmosphäre im Film und ihre Metamorphosen bei David Lynch. In: Daidalos 68, Berlin, S. 120–127.
- Seiffert, H. (1973): Einführung in die Wissenschaftstheorie 2. München⁵.
- Sennet, R. (1995): Fleisch und Stein. Der Körper und die Stadt in der westlichen Zivilisation. Berlin.
- Sibley, D. (1995): Geographies of exclusion. London.
- Sievers, A. (Hrsg.) (1991): Frankfurt am Main. Praktischer Kulturreiseführer für Einheimische und Besucher. Katzenelnbogen.

- Simmel, G. (1998): Soziologie der Sinne (Auszug). In: Gebauer, G. (Hrsg.): Anthropologie. Leipzig, S. 126–142. Als Originalquelle gibt der Herausgeber an: Simmel, G. (1992): Soziologie der Sinne. In: Simmel, G. (Hrsg. von. Rammstedt, O.): Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung (Gesamtausgabe/ Bd. 11). Frankfurt am Main. S. 722–737. Erstveröffentlichung in Simmel, G. (1908): Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Berlin.
- Soeffner, H.-G. (2004): Auslegung des Alltags – Der Alltag der Auslegung. Konstanz².
- Soentgen, J. (1997): Das Unscheinbare. Phänomenologische Beschreibung von Stoffen, Dingen und fraktalen Gebilden (Lynkeus Studien zur Neuen Phänomenologie/Bd. 5). Berlin.
- Soentgen, J. (1998): Die verdeckte Wirklichkeit. Einführung in die Neue Phänomenologie von Hermann Schmitz. Bonn.
- Sonntag, G. (1990): Wahrnehmung. In: Grubitzsch, S./Rexilius, G. (Hrsg.): Psychologische Grundbegriffe. Mensch und Gesellschaft in der Psychologie. Ein Handbuch (Rowohlts Enzyklopädie). Reinbek, S. 1206–1214.
- Spitzer, H. (1991): Raumnutzungslehre. Stuttgart.
- Stadler, M./Seeger, F./Raeithel, A. (Hrsg.) (1975): Psychologie der Wahrnehmung. München.
- Stadt Frankfurt am Main/Dezernat für Umwelt, Energie und Brandschutz (Hrsg.) (1992): Dicke Luft in Frankfurt. Einstellungen und Meinungen der FrankfurterInnen zur Luft in ihrer Stadt. Frankfurt am Main.
- Stadt Frankfurt am Main/Dezernat Planung, Stadtplanungsamt (Hrsg.) (2002): Ihr Stadtviertel. Stadterneuerung im Ostend (Ausgabe 05/02). Frankfurt am Main.
- Stamm, P. (2001): Passion. In: Stamm, P.: Blitzeis. München, S. 60–76.
- Staszak, J.-F. (1998): Pistes pour une géographie des odeurs. In: Dulau, R./Pitte, J.-R. (Éd): Géographie des odeurs (= Série „Fondements de la géographie culturelle“, Collection „Géographie et Cultures“). Paris, p. 49–58.
- Staufenbiel, F. (1989): Leben in Städten (Kleine Reihe Architektur). Berlin.

- Steen, M. (1987): Das 'Café Marx' und ein 'Fünf-Finger-Plan'. In: Engelhardt, J. (Hrsg.): Frankfurt zu Fuß. 20 Rundgänge durch Geschichte und Gegenwart. Hamburg, S. 170–185.
- Stöhr, A. (1998): Air-Design als Erfolgsfaktor im Handel. Wiesbaden.
- Storp, F. (1997): Duft & Gefühl. Eine empirische Studie über den Einfluß von olfaktorischen Reizen auf Emotionen. Baierbrunn.
- Straus, E. (1956): Vom Sinn der Sinne. Ein Beitrag zur Grundlegung der Psychologie. Berlin/Göttingen/Heidelberg².
- Sturm, H. (1990): Nasenlust und Unlust. In: Müller, R.: Gerüche und Bau (= ARCUS/ Bd. 12). Köln, S. 28–40.
- Süskind, P. (1986). Das Parfüm. Frankfurt am Main/Olten/Wien.
- Tellenbach, H. (1968): Geschmack und Atmosphäre. Medien menschlichen Elementarkontaktes. Salzburg.
- Theißen, J. T. (1988): Stadtteil Ostend. In: Frankfurt am Main Magazin Nr. 10/1988, S. 36–38.
- Thibaud, J.-P. (2003): Die sinnliche Umwelt von Städten. Zum Verständnis urbaner Atmosphären. In: Hauskeller, M. (Hrsg.): Die Kunst der Wahrnehmung. Beiträge zu einer Philosophie der sinnlichen Erkenntnis. Zug, S. 280–297.
- Thomas, P. (1996): Selbst-Natur-sein. Leibphänomenologie als Naturphilosophie. Berlin.
- Tuan, Y. F. (1995): Passing strange and wonderful. Aesthetics, nature and culture. New York/Tokyo/London.
- Umweltschutzreferat der Landeshauptstadt München (Hrsg. von Landeshauptstadt München) (1997b): Umweltatlas München. Geruchskarte für München. München, S. 1–4.
- Urry, J. (2003): City life and the senses. In: Bridge, G./Watson, S. (Eds.): A companion to the city. Oxford, p. 388–397.
- VDI-Richtlinie 3882/Blatt 2, Entwurf (Februar 1992): Olfaktometrie. Bestimmung der hedonischen Geruchswirkung. Berlin.
- VDI-Richtlinie 3883/Blatt 2 (1993): Wirkung und Bewertung von Gerüchen. Ermittlung von Belästigungsparametern durch Befragungen. Wiederholte Kurzbefragung von ortsansässigen Probanden. Berlin.

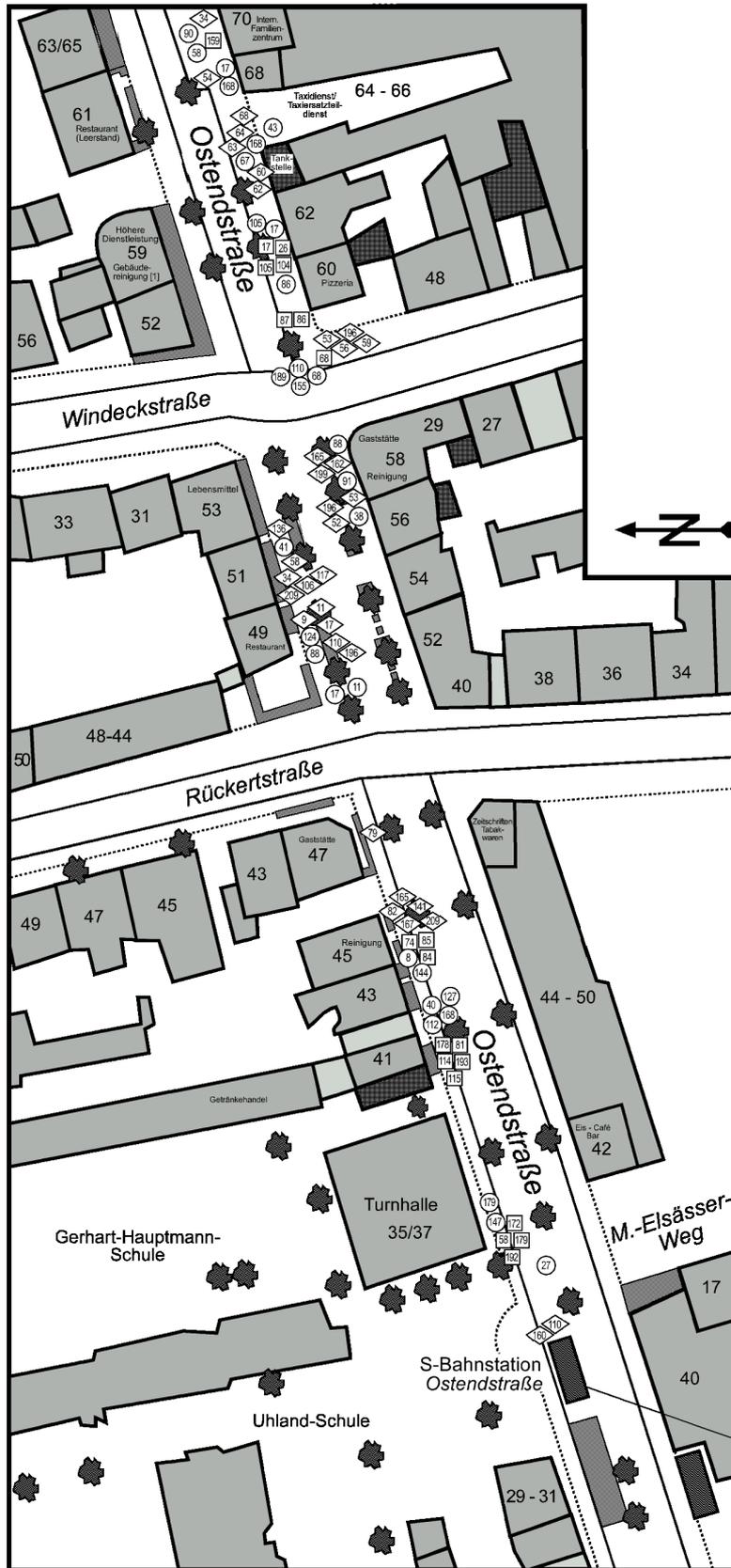
- VDI-Richtlinie 3940 (Oktober 1993): Bestimmung der Geruchsstoffimmissionen durch Begehungen. Berlin.
- Vogt, G. (1970): Frankfurter Bürgerhäuser des Neunzehnten Jahrhunderts. Ein Stadtbild des Klassizismus. Frankfurt am Main.
- Wahrig, G. (1994) (Hrsg.): Wörterbuch der deutschen Sprache. München¹⁴.
- Waldenfels, B. (Hrsg. von Giuliani, R.) (2000): Das leibliche Selbst. Vorlesungen zur Phänomenologie des Leibes. Frankfurt am Main.
- Weichart, P. (1975): Geographie im Umbruch. Ein methodologischer Beitrag zur Neukonzeption der komplexen Geographie. Wien.
- Wiesing, L. (2002): Einleitung: Philosophie der Wahrnehmung. In: Wiesing, L. (Hrsg.): Philosophie der Wahrnehmung. Modelle und Reflexionen. Frankfurt am Main, S. 9–64.
- Winkler, J. (1992): Landschaft hören. Geographie und Umweltwahrnehmung im Forschungsfeld „Klanglandschaft“. In: Regio Basiliensis, Heft 3/1992, Basel, S. 199–206.
- Wirth, E. (1979): Theoretische Geographie. Stuttgart.
- Wöbse, H. H. (2002): Landschaftsästhetik. Stuttgart.
- Wulf, C. (1984): Das gefährdete Auge. Ein Kaleidoskop der Geschichte des Sehens. In: Kamper, D./Wulf, C. (Hrsg.): Das Schwinden der Sinne. Frankfurt am Main, S. 21–45.

Karten

- Stadtvermessungsamt Frankfurt am Main (1999a): Stadtkarte 1:5000 Frankfurt am Main (7452 Messe).
- Stadtvermessungsamt Frankfurt am Main (1999b): Stadtkarte 1:5000 Frankfurt am Main (7454 Bockenheim).
- Stadtvermessungsamt Frankfurt am Main (1999c): Stadtkarte 1:5000 Frankfurt am Main (7652 Hauptwache).
- Stadtvermessungsamt Frankfurt am Main (1999d): Stadtkarte 1:5000 Frankfurt am Main (7654 Adickesallee).
- Stadtvermessungsamt Frankfurt am Main (1999e): Stadtkarte 1:5000 Frankfurt am Main (7852 Zoo).
- Umweltschutzreferat der Landeshauptstadt München (Hrsg. von Landeshauptstadt München) (1997a): Umwelatlas München. Karte 3.5 Luft/Klima. Zeitweise auftretende Geruchsbelästigungen (Maßstab 1:40000/Stand der Kartierung 1992).

Anhang

Karte 1: Kartierung der Begehungsrouten Ostend I (Abschnitt a)
 Schematisierte Grundrissdarstellung anhand der Stadtkarte Frankfurt am Main 1 : 5000 (Ausgabe 1999)



Legende

- Gebäude
- Durchgang oder Einfahrt in Gebäude
- Überdachte Fläche bzw. verglastes Gebäude
- Unterirdisches Bauwerk
- Treppe
- Bepflanzung (Kübel, Wiese, Vorgarten)
- Wasser
- Gehwegbegrenzung
- Gebäudeseitige Gehwegbegrenzung (Zaun, Mauer, Kante)
- Gleisanlagen
- A.C. Altglas-Container
- Baum

Gebäudenutzung *außer Wohnen* nur im Keller [K], EG und 1. OG [1] erfasst

Entwurf: Werner Bischoff

Olfaktorische Eindrücke
 (Nummerierung siehe Auflistung)

- Claudia:** 22.08.2002/15:24 Uhr
 - drückend, wolkig, schwül -
 24° Celsius, 1017 hPa Luftdruck,
 74% relative Luftfeuchte
- Joachim:** 31.08.2002/12:10 Uhr
 - bedeckt, leichter Wind -
 23° Celsius, 1020 hPa Luftdruck,
 78% relative Luftfeuchte
- Brigitte:** 23.08.2001/10:20 Uhr
 - heiter, leicht bewölkt -
 29,5° Celsius, 1021 hPa Luftdruck,
 68% relative Luftfeuchte

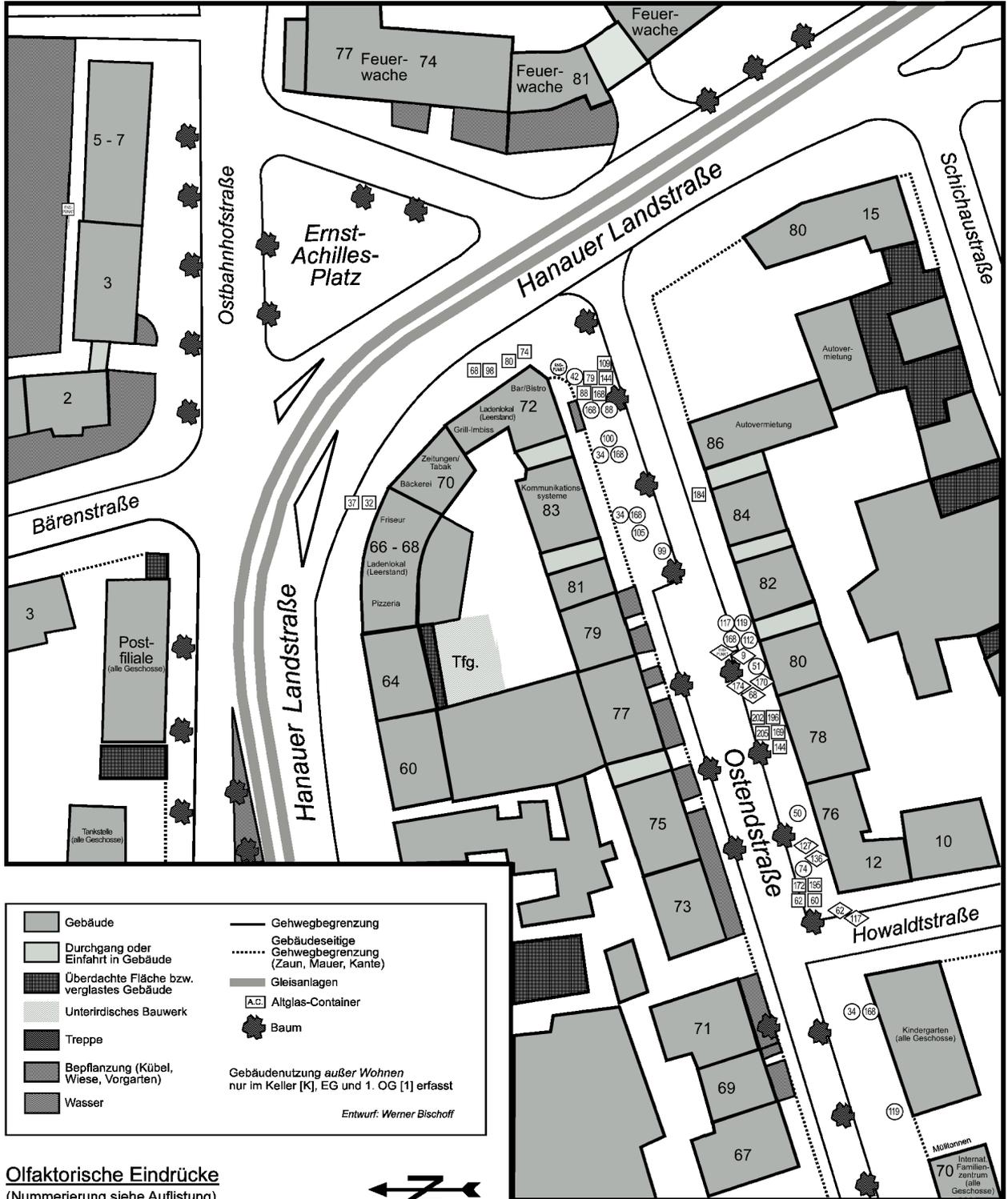
Gerüche der S-Bahnstation

58
68
39
17
34
25
36
36

37
46
44
62
80



Karte 2: Kartierung der Begehungsrouten Ostend I (Abschnitt b)
 Schematisierte Grundrissdarstellung anhand der Stadtkarte Frankfurt am Main 1 : 5000 (Ausgabe 1999)

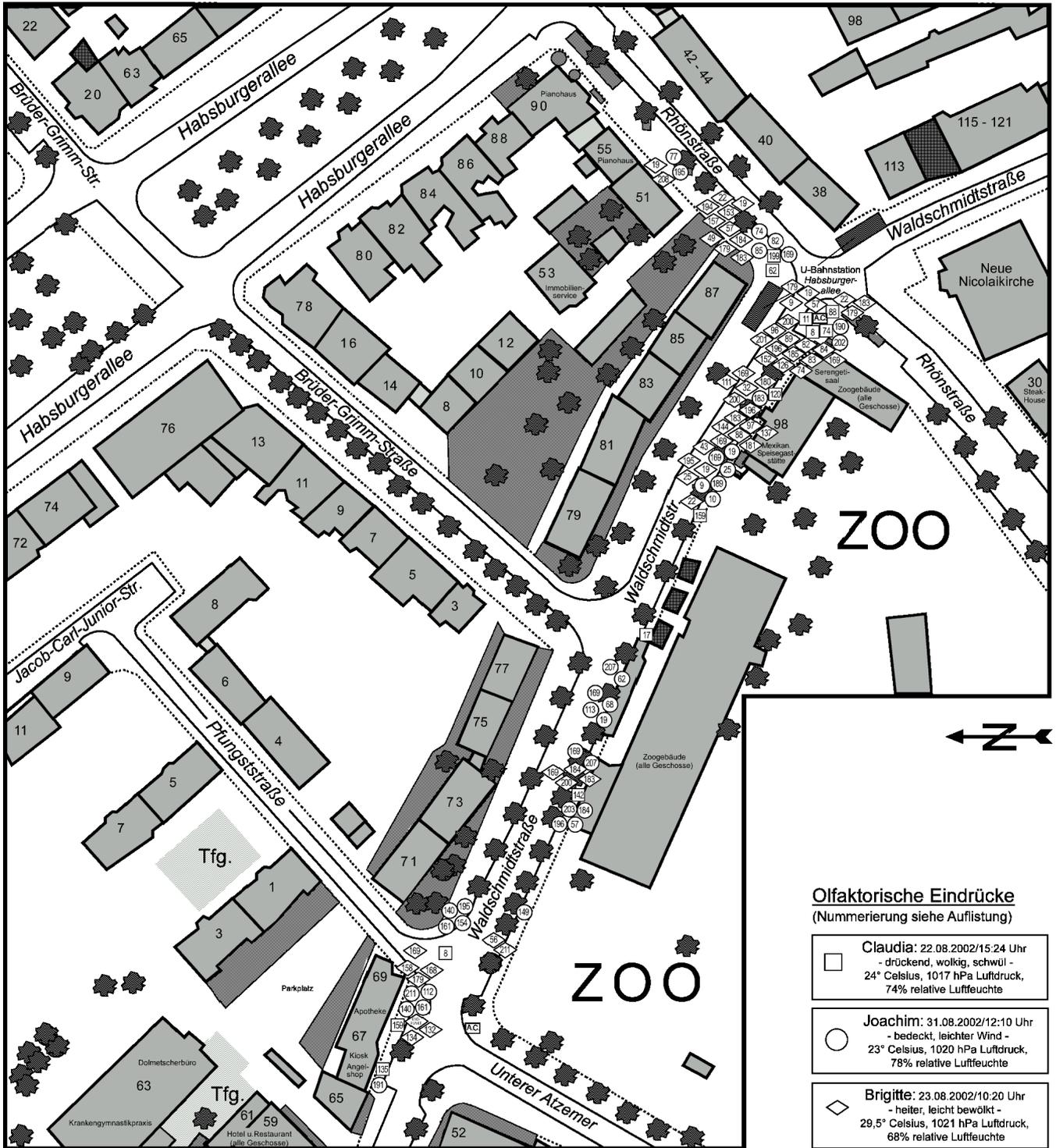


Olfaktorische Eindrücke
 (Nummerierung siehe Auflistung)

- Claudia:** 22.08.2002/15:24 Uhr
 - drückend, wolkig, schwül -
 24° Celsius, 1017 hPa Luftdruck,
 74% relative Luftfeuchte
- Joachim:** 31.08.2002/12:10 Uhr
 - bedeckt, leichter Wind -
 23° Celsius, 1020 hPa Luftdruck,
 78% relative Luftfeuchte
- Brigitte:** 23.08.2001/10:20 Uhr
 - heiter, leicht bewölkt -
 29,5° Celsius, 1021 hPa Luftdruck,
 68% relative Luftfeuchte



Karte 3: Kartierung der Begehungsrouten Ostend II (Abschnitt a)
 Schematisierte Grundrissdarstellung anhand der Stadtkarte Frankfurt am Main 1 : 5000 (Ausgabe 1999)



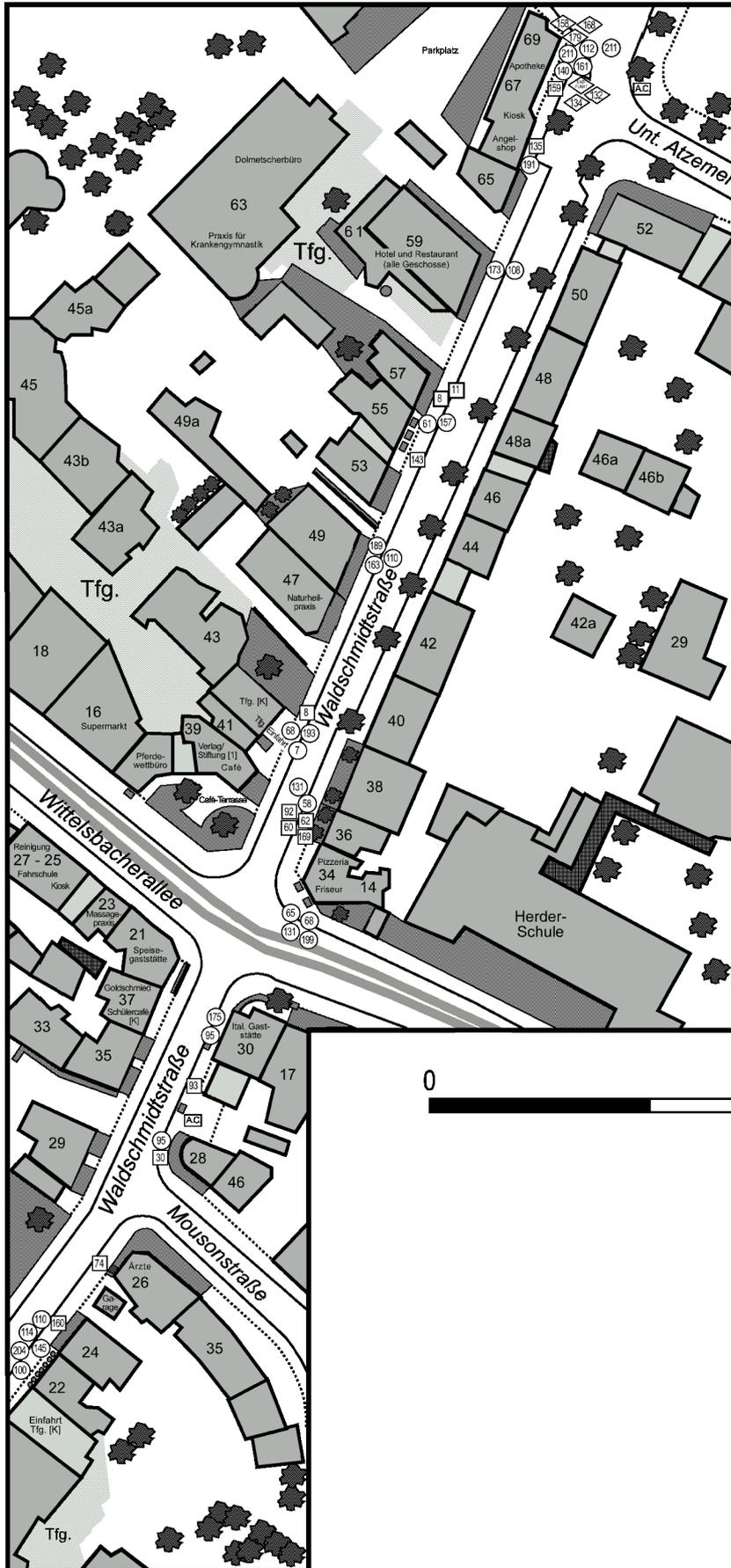
Olfaktorische Eindrücke
 (Nummerierung siehe Auflistung)

- Claudia:** 22.08.2002/15:24 Uhr
 - drückend, wolkig, schwül -
 24° Celsius, 1017 hPa Luftdruck,
 74% relative Luftfeuchte
- Joachim:** 31.08.2002/12:10 Uhr
 - bedeckt, leichter Wind -
 23° Celsius, 1020 hPa Luftdruck,
 78% relative Luftfeuchte
- Brigitte:** 23.08.2002/10:20 Uhr
 - heiter, leicht bewölkt -
 29,5° Celsius, 1021 hPa Luftdruck,
 68% relative Luftfeuchte

0 100 m

<ul style="list-style-type: none"> Gebäude Durchgang oder Einfahrt in Gebäude Überdachte Fläche bzw. verglaste Gebäude Unterirdisches Bauwerk Treppe Bepflanzung (Kübel, Wiese, Vorgarten) Wasser 	<ul style="list-style-type: none"> Gehwegbegrenzung Gebäudeseitige Gehwegbegrenzung (Zaun, Mauer, Kante) Gleisanlagen Altglas-Container Baum <p>Gebäudenutzung <i>außer Wohnen</i> nur im Keller [K], EG und 1. OG [1] erfasst</p> <p style="text-align: right; font-size: small;">Entwurf: Werner Bischoff</p>
---	--

Karte 4: Kartierung der Begehungsroute Ostend II (Abschnitt b)
 Schematisierte Grundrissdarstellung anhand der Stadtkarte Frankfurt am Main 1 : 5000 (Ausgabe 1999)



Legend:

- Gebäude
- Durchgang oder Einfahrt in Gebäude
- Überdachte Fläche bzw. verglastes Gebäude
- Unterirdisches Bauwerk
- Treppe
- Bepflanzung (Kübel, Wiese, Vorgarten)
- Wasser
- Gehwegbegrenzung
- Gebäudesichtige Gehwegbegrenzung (Zaun, Mauer, Kante)
- Gleisanlagen
- A.C. Altglas-Container
- Baum

Gebäudenutzung *außer Wohnen* nur im Keller [K], EG und 1. OG [1] erfasst

Entwurf: Werner Bischoff

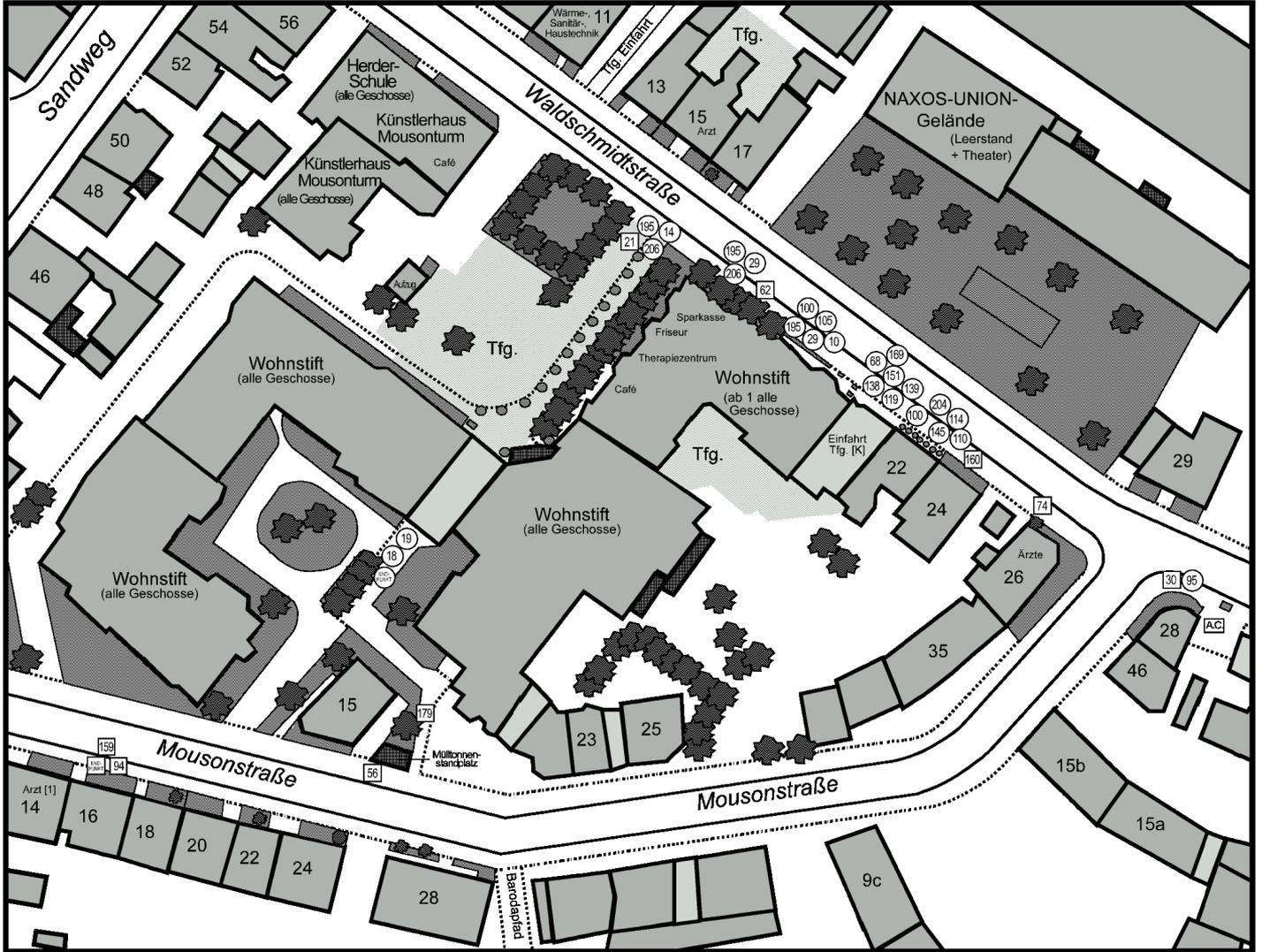
Olfaktorische Eindrücke
 (Nummerierung siehe Auflistung)

- Christine:** 25.04.2002/10:30 Uhr
 - bedeckt, leichter Wind, diesig -
 21,5° Celsius, 1021 hPa Luftdruck,
 79% relative Luftfeuchte
- Hans:** 27.08.2002/11:35 Uhr
 - bedeckt, schwül -
 24,5° Celsius, 1013 hPa Luftdruck,
 78% relative Luftfeuchte
- Othmar:** 27.06.2002/16:25 Uhr
 - bedeckt, windig -
 26,5° Celsius, 1014 hPa Luftdruck,
 52% relative Luftfeuchte



Karte 5: Kartierung der Begehungsroute Ostend II (Abschnitt c)

Schematisierte Grundrissdarstellung anhand der Stadtkarte Frankfurt am Main 1 : 5000 (Ausgabe 1999)



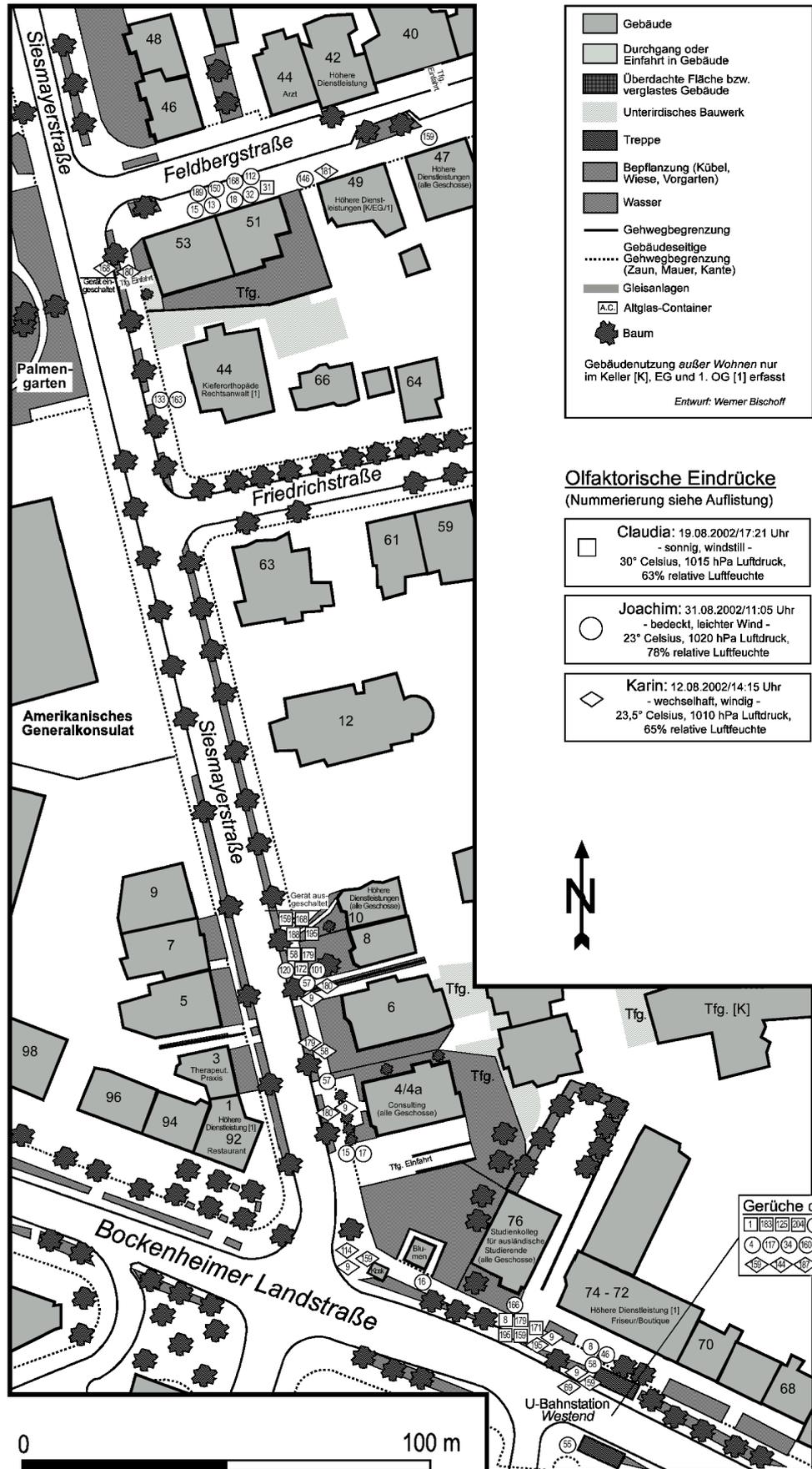
	Gebäude		Gehwegbegrenzung
	Durchgang oder Einfahrt in Gebäude		Gebäudeseitige Gehwegbegrenzung (Zaun, Mauer, Kante)
	Überdachte Fläche bzw. verglastes Gebäude		Gleisanlagen
	Unterirdisches Bauwerk		A.C. Allglas-Container
	Treppe		Baum
	Bepflanzung (Kübel, Wiese, Vorgarten)	Gebäudenutzung <i>außer Wohnen</i> nur im Keller [K], EG und 1. OG [1] erfasst	
	Wasser	Entwurf: Werner Bischoff	

Olfaktorische Eindrücke

(Nummerierung siehe Auflistung)

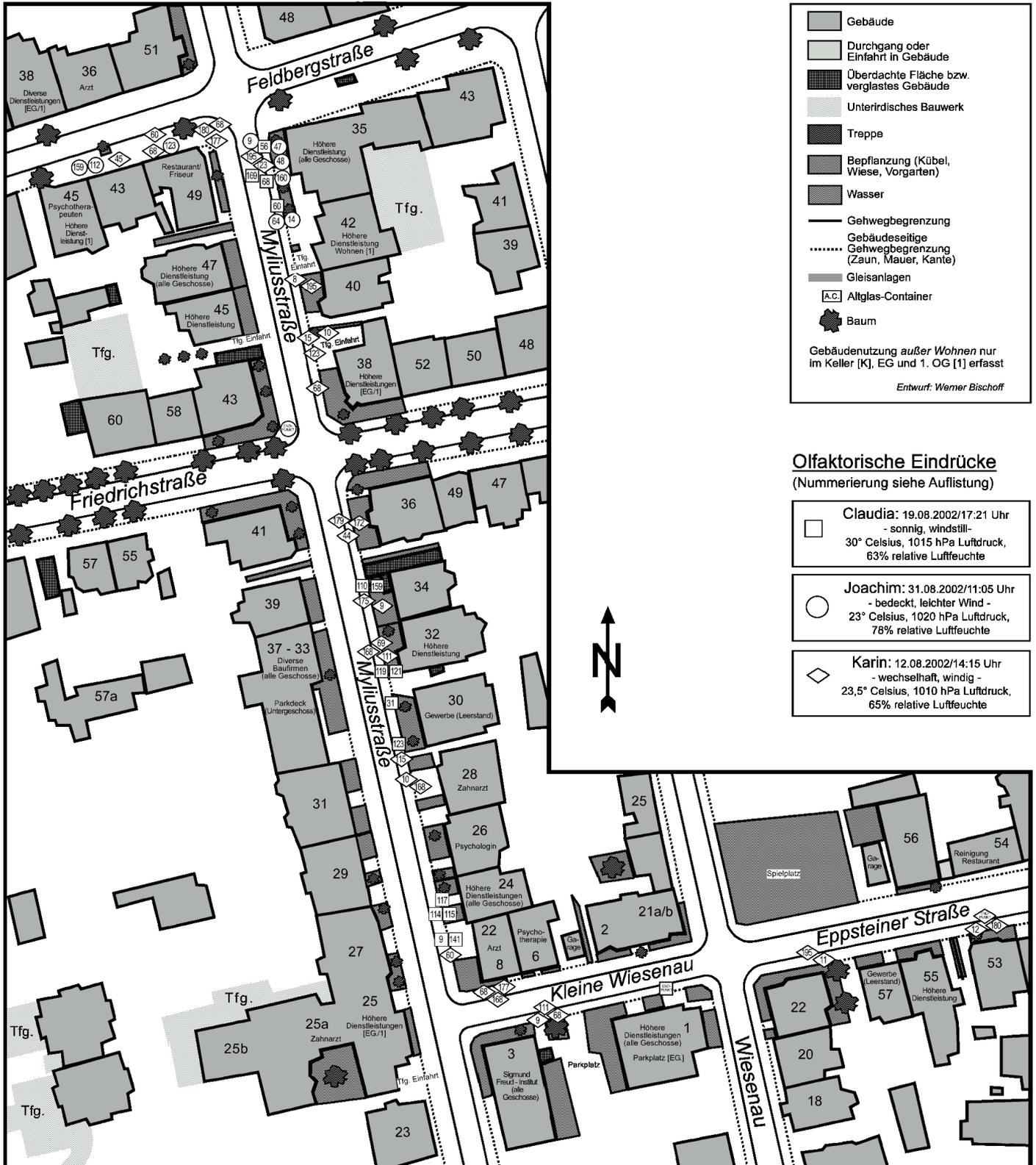
	Christine: 25.04.2002/10:30 Uhr - bedeckt, leichter Wind, diesig - 21,5° Celsius, 1021 hPa Luftdruck, 79% relative Luftfeuchte
	Hans: 27.08.2002/11:35 Uhr - bedeckt, schwül - 24,5° Celsius, 1013 hPa Luftdruck, 78% relative Luftfeuchte
	Othmar: 27.06.2002/18:25 Uhr - bedeckt, windig - 26,5° Celsius, 1014 hPa Luftdruck, 52% relative Luftfeuchte

Karte 6: Kartierung der Begehungsrouten Westend I (Abschnitt a)
 Schematisierte Grundrissdarstellung anhand der Stadtkarte Frankfurt am Main 1 : 5000 (Ausgabe 1999)



Karte 7: Kartierung der Begehungsrouten Westend I (Abschnitt b)

Schematisierte Grundrissdarstellung anhand der Stadtkarte Frankfurt am Main 1 : 5000 (Ausgabe 1999)



Legende

- Gebäude
- Durchgang oder Einfahrt in Gebäude
- Überdachte Fläche bzw. verglastes Gebäude
- Unterirdisches Bauwerk
- Treppe
- Bepflanzung (Kübel, Wiese, Vorgarten)
- Wasser
- Gehwegbegrenzung
- Gebäudesieitige Gehwegbegrenzung (Zaun, Mauer, Kante)
- Gleisanlagen
- A.C. Altglas-Container
- Baum

Gebäudenutzung *außer* Wohnen nur im Keller [K], EG [1] und 1. OG [1] erfasst

Entwurf: Werner Bischoff

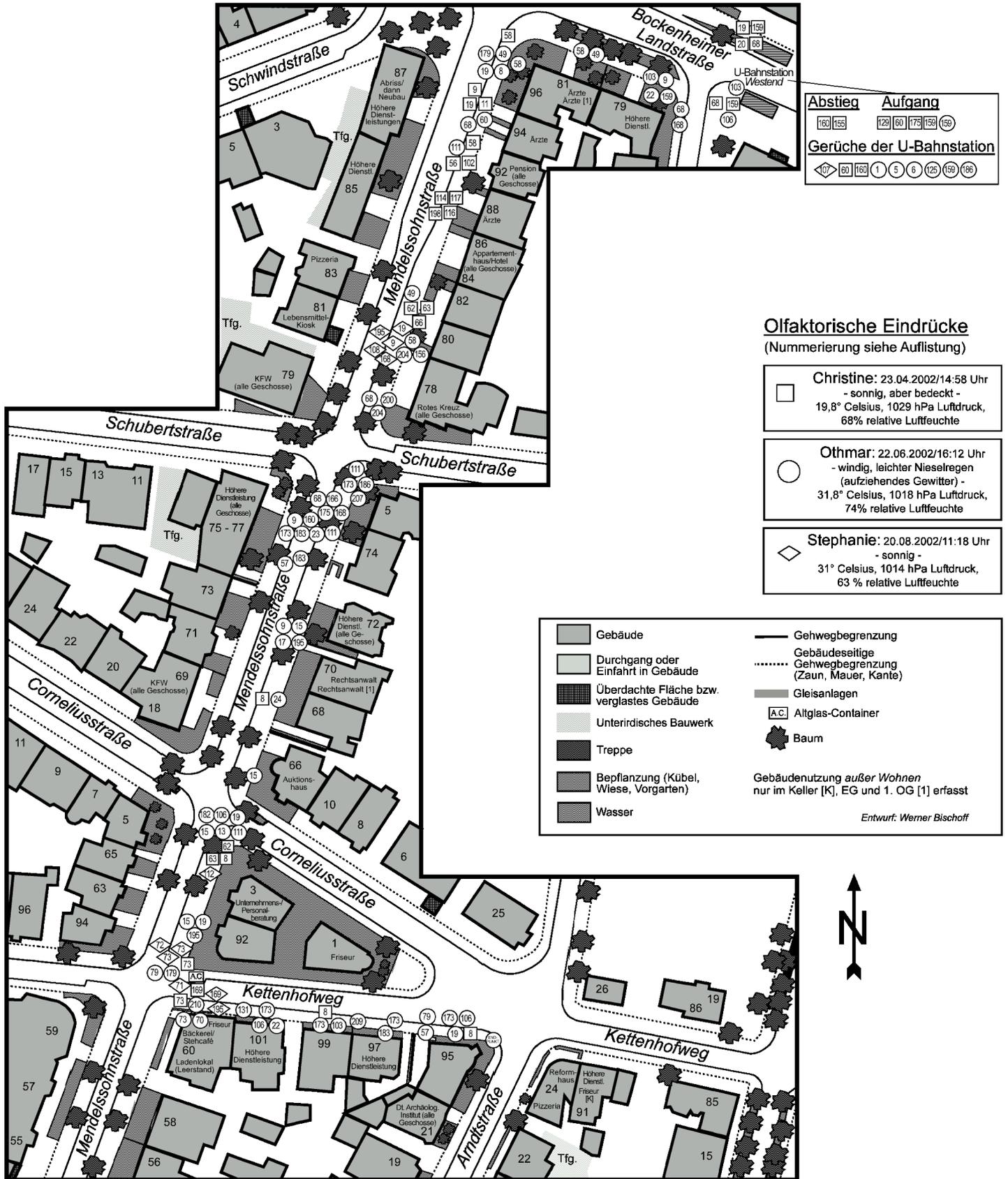
Olfaktorische Eindrücke
(Nummerierung siehe Auflistung)

	Claudia: 19.08.2002/17:21 Uhr - sonnig, windstill - 30° Celsius, 1015 hPa Luftdruck, 63% relative Luftfeuchte
	Joachim: 31.08.2002/11:05 Uhr - bedeckt, leichter Wind - 23° Celsius, 1020 hPa Luftdruck, 78% relative Luftfeuchte
	Karin: 12.08.2002/14:15 Uhr - wechselhaft, windig - 23,5° Celsius, 1010 hPa Luftdruck, 65% relative Luftfeuchte



Karte 8: Kartierung der Begehungsrouten Westend II (Abschnitt a)

Schematisierte Grundrissdarstellung anhand der Stadtkarte Frankfurt am Main 1 : 5000 (Ausgabe 1999)



Abstieg	Aufgang
160 155	129 60 175 153 56
Gerüche der U-Bahnstation	
107 60 160 1	5 6 125 158 196

Olfaktorische Eindrücke

(Nummerierung siehe Auflistung)

- Christine:** 23.04.2002/14:58 Uhr
 - sonnig, aber bedeckt -
 19,8° Celsius, 1029 hPa Luftdruck,
 68% relative Luftfeuchte

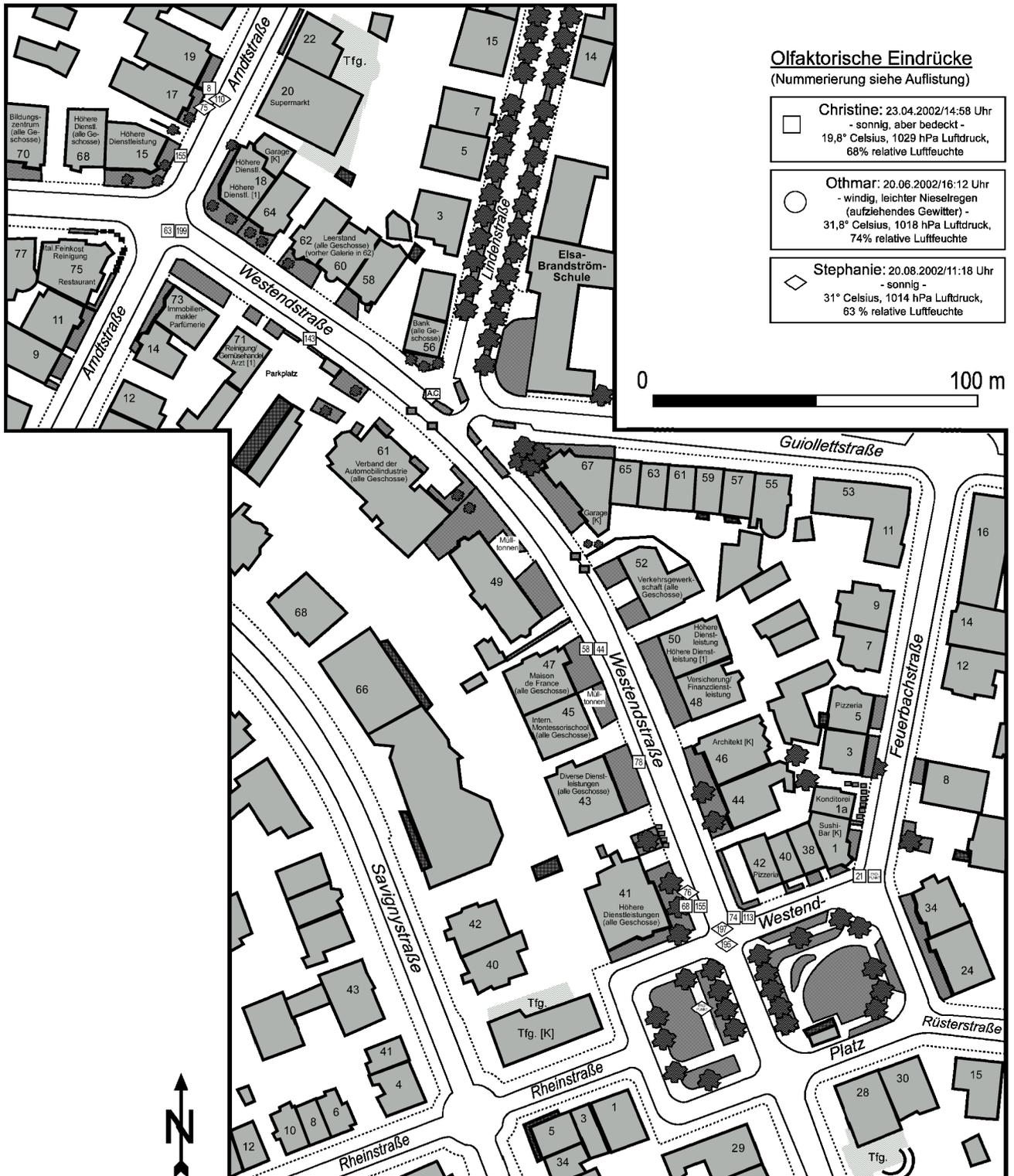
- Othmar:** 22.06.2002/16:12 Uhr
 - windig, leichter Nieselregen
 (aufziehendes Gewitter) -
 31,8° Celsius, 1018 hPa Luftdruck,
 74% relative Luftfeuchte

- Stephanie:** 20.08.2002/11:18 Uhr
 - sonnig -
 31° Celsius, 1014 hPa Luftdruck,
 63 % relative Luftfeuchte

	Gebäude		Gehwegbegrenzung
	Durchgang oder Einfahrt in Gebäude		Gebäudeseitige Gehwegbegrenzung (Zaun, Mauer, Kante)
	Überdachte Fläche bzw. verglastes Gebäude		Gleisanlagen
	Unterirdisches Bauwerk		Altglas-Container
	Treppe		Baum
	Bepflanzung (Kübel, Wiese, Vorgarten)	Gebäudenutzung <i>außer Wohnen</i> nur im Keller [K], EG und 1. OG [1] erfasst	
	Wasser	<i>Entwurf: Werner Bischoff</i>	

Karte 9: Kartierung der Begehungsrouten Westend II (Abschnitt b)

Schematisierte Grundrissdarstellung anhand der Stadtkarte Frankfurt am Main 1 : 5000 (Ausgabe 1999)



Olfaktorische Eindrücke

(Nummerierung siehe Auflistung)

- Christine:** 23.04.2002/14:58 Uhr
 - sonnig, aber bedeckt -
 19,8° Celsius, 1029 hPa Luftdruck,
 68% relative Luftfeuchte

- Othmar:** 20.06.2002/16:12 Uhr
 - windig, leichter Nieselregen
 (aufziehendes Gewitter) -
 31,8° Celsius, 1018 hPa Luftdruck,
 74% relative Luftfeuchte

- Stephanie:** 20.08.2002/11:18 Uhr
 - sonnig -
 31° Celsius, 1014 hPa Luftdruck,
 63% relative Luftfeuchte

<ul style="list-style-type: none"> Gebäude Durchgang oder Einfahrt in Gebäude Überdachte Fläche bzw. verglastes Gebäude Unterirdisches Bauwerk Treppe Bepflanzung (Kübel, Wiese, Vorgarten) Wasser 	<ul style="list-style-type: none"> Gehwegbegrenzung Gebäudeseitige Gehwegbegrenzung (Zaun, Mauer, Kante) Gleisanlagen Altglas-Container Baum <p>Gebäudenutzung <i>außer Wohnen</i> nur im Keller [K], EG und 1. OG [1] erfasst</p> <p style="text-align: right; font-size: small;">Entwurf: Werner Bischoff</p>
---	--